H. g. hum. 117 a (2

Joachim Justus Breithaupt,
Abbas Bergensis
et Theologiæ Professor Hallensis.

Vol. IV. pag. 140.

P. Yver fecit.

<366043713900 12

<366043713900 12

Bayer. Staatsbibliothek

Versuche
über die
Geschichte
des
Menschen
von
Heinrich Home.

Aus dem Englischen übersetzt.

Zweyter und letzter Theil.

Mit Churfürstl. Sächs. gnädigstem Privilegio.

Leipzig,
bey Johann Friedrich Junius. 1775.

Gs 0/1228

Bayerische
Staatsbibliothek
MUNCHEN

† in coetu domicellorum et domi-
cellarum

ERZIEHER AKADEMIE
DER
ADOLF-HITLER-SCHULEN

44/276

Vorrede
des Verfassers.

Die Moral, Theologie, und die Kunst rich-
tig zu urtheilen und zu schlüssen, sind
drey große Zweige der gelehrten Erziehung;
und werden mit Recht so davor gehalten, weil
sie unsere einzigen sichern Führer auf den ver-
wickelten Pfaden unsers Lebens sind. Sie
sind freylich den sogenannten Menschen nach der
Welt nicht so nöthig: Der gründlichste Philo-
soph machet nur eine elende Figur in der galan-
ten Gesellschaft; er würde ziemlich lächerlich auf
einem Balle bey Hofe seyn; und unter den
Spielern, oder bey dem Pferderennen ganz ab-

geschmackt erscheinen. Allein ungeachtet dieser dringenden Einwürfe, wage ich es doch zu behaupten, daß sich solche Wissenschaften sehr wohl für einen Herrn von Stande schicken. Der Mensch ist ein Geschöpf voll Neubegierde; und viele reisen zur Befriedigung dieser Begierde durch die ganze Welt, und unterwerfen sich der Hitze und Kälte, ja dem Hunger und Durste, ohne sich zu beklagen. Wäre es wirklich möglich, diese unruhige Begierde wegzuschaffen, so könnten wir uns in der Unwissenheit ebenfalls bewundern; und wie jene Herren nach der Mode eine Kenntniß geringschätzen, welche weder Geld, noch sinnliches Vergnügen verschaffen kann. Allein leider! steht die Austreibung dieser Begierde nicht in eines jeden seiner Macht; und diejenigen, welche es nicht thun können, werden wahrscheinlicher Weise nicht unwillig seyn, ihre Neubegierde auf solche Kenntnisse anzuwenden, wodurch sie gute Mitglieder der

Gesell-

Gesellschaft werden, und sich bey allen tugend-
haften Personen angenehm machen können.

Und gesetzt auch, wir wären so vollkommene
Weltmenschen, daß wir nichts als unser eigen
Interesse hochschätzten, würde uns nicht die Un-
wissenheit der Arglist und Bosheit der Men-
schen aussetzen? und bewahret nicht die Kunst
zu schlüssen, manchen redlichen Menschen vor
der Verführung der spitzfindigen Trugschlüsse?
In Absicht auf das Recht und Unrecht, ist so-
gar die Leidenschaft nicht gefährlicher als der
Irrthum. Und in Ansehung der Religion wäre
es vielleicht besser, eine Ueberzeugung zu haben,
daß kein Gott sey, als in einem Stande der
Ungewißheit zu seyn, wo wir bald einer jeden
ausschweifenden Begierde nachhängen, als ob
wir keine Rechenschaft zu geben hätten; oder
auch bald der abergläubischen Furcht uns über-
lassen würden, als ob kein Gott ausser dem Teu-

fel wäre. Das Daseyn eines höchsten gütigen Wesens, scheinet einem redlichgesinnten Gemüthe sehr wahrscheinlich: und wenn uns nun glücklicher Weise, die Kenntniß der Theologie zu einer Ueberzeugung bringt, daß wirklich ein solches Wesen ist; so wird diese Ueberzeugung eine Quelle des beständigen Vergnügens seyn, welches ich ganz kühn über alles kitzelnde Vergnügen der äußerlichen Sinne setze: Es kann vielleicht auf den gegenwärtigen Augenblick bey den abstrakten Wissenschaften weniger Belustigung seyn, als bey dem Lesen der Zeitungen, oder anderer politischen Schriften; aber man erwäge nur auf einen Augenblick die Zukunft im voraus, und stelle sich vor, daß man die begangenen Begebenheiten wieder überdenkt, — wie angenehm muß die Rücksicht derer seyn, welche die Würde ihrer Natur behauptet, und ihre Talente zu den besten Absichten angewendet haben.

Eine

Vorrede.

Eine jede gutgesinnte Person wird die wi-
derſprechenden Meynungen, die einen Einfluß
auf das Leben haben, herzlich bedauren, und
da irrige Meynungen gemeiniglich aus einer un-
vollkommenen Erziehung erfolgen, ſo will ich
gern noch die Hoffnung hegen, daß auch ein
Mittel darwider vorhanden iſt. Bey der Wie-
derherſtellung der Künſte und Wiſſenſchaften,
wurden die gelehrten Sprachen allein getrieben,
weil in ihnen alle Schätze der nützlichen Kennt-
niſſe verſchloſſen waren. Dieſes Studium hat
zwar lange aufgehört, der vornehmſte Gegen-
ſtand der Erziehung zu ſeyn; und demungeach-
tet iſt dieſer erſte Plan, mit ſehr weniger Ver-
änderung bis auf unſere Zeiten gekommen. Da
ich wünſche zu dem vollkommenern Syſtem der
Erziehung etwas beyzutragen, ſo überreiche ich
in dieſer Abſicht, dem Publico die folgenden
Verſuche. Die Bücher, welche man über die
Moral, Theologie, und über die Kunſt zu ſchlüſ-

sen, herausgegeben hat, sind weder wegen der Simplicität, noch wegen der deutlichen Begriffe, vorzüglich merkwürdig. Es ist daher meine Absicht gewesen, diese in die erwähnten Materien einzuführen; ob ich aber in meinem Vorhaben glücklich gewesen bin, überlasse ich gern dem Urtheile anderer. Der historische Theil, den man bisher ganz vernachläßigt hat, ist als ein Stück meines allgemeinen Plans, ganz unentbehrlich; und ich hoffe, daß er ausser dem Unterrichte, auch zur Erholung etwas beytragen werde, als welche bey abstrakten Wissenschaften eben so nöthig als angenehm ist.

Inhalt.

Inhalt.

des zweyten Theils.

Drittes Buch.

Das Wachsthum der Wissenschaften. S. 1

Erster Versuch.

Die Grundsätze und das Wachsthum der Vernunft. S. 1

Erster Abschnitt. Die Grundsätze der Vernunft. S. 1

Zweyter Abschnitt. Das Wachsthum der Vernunft. S. 23

Zweyter Versuch.

Die Grundsätze und das Wachsthum der Moral. S. 77

Erster Theil.

Grundsätze der Moral. S. 77

Erster Abschnitt. Eintheilungen der menschlichen Handlungen. S. 77

Zweyter Abschnitt. Eintheilungen der menschlichen Handlungen, in rechte, unrechte und gleichgültige. S. 82

Dritter Abschnitt. Die Gesetze der Natur in Absicht auf unsere moralische Aufführung in der Gesellschaft. S. 95

Vierter Abschnitt. Die Gründe der Pflicht und der Wohlgewogenheit. S. 108

Fünfter

Inhalt.

Fünfter Abschnitt. Die Gesetze, welche die Belohnungen und Strafen betreffen. S. 111

Sechster Abschnitt. Die Gesetze, welche die Vergütung betreffen. S. 120

Siebenter Abschnitt. Die Endursachen der vorhergehenden Gesetze der Natur. S. 129

Achter Abschnitt. Die Freyheit und Nothwendigkeit in Absicht auf die Moralität. S. 141

Anhang. Ueber das Ungefähr und die Zufälligkeit. S. 160

Zweyter Theil.

Das Wachsthum der Moral. S. 165

Dritter Versuch.

Die Gründe und das Wachsthum der Theologie. S. 207

Das erste Capitel.

Das Daseyn Gottes. S. 208

Das zweyte Capitel.

Das Wachsthum der Meynungen von der Gottheit. S. 222

Das dritte Capitel.

Der Gottesdienst. S. 268

Erster Abschnitt. Die gottesdienstliche Anbetung. S. 270

Zweyter Abschnitt. Die Moral als ein Zweig der Pflicht gegen unsern Schöpfer. S. 308

Versuche

Bayerische
Staatsbibliothek
MUNCHEN

Versuche über die Geschichte des Menschen.

Drittes Buch.

Das Wachsthum der Wissenschaften.

Erster Versuch.

Die Grundsätze und das Wachsthum der Vernunft.

Erster Abschnitt.

Die Grundsätze der Vernunft.

Ein jeder Ausspruch von einem Subjecte, welches es auch sey, wird ein Satz genennet.

Die Wahrheit und der Irrthum sind Eigenschaften der Sätze. Ein Satz, welcher saget, daß ein Ding sey, was es wirklich ist, heißt ein wahrer Satz. Ein Satz aber, welcher saget, daß ein Ding sey, was es nicht wirklich ist, heißt ein irriger Satz.

Unsere Kenntniß von dem, was in den Gegenständen angenehm und unangenehm ist, rühret von der Empfindung des Schönen her, wovon in den Grundsätzen der Critik gehandelt worden; unsere Kenntniß von dem, was in den Handlungen recht oder unrecht ist, entsteht von dem moralischen Gefühle, wovon in dem gleich folgenden Versuche soll gehandelt werden. Unsere Kenntniß von der Wahrheit und dem Irrthume kömmt aus verschiedenen Quellen her.

Unsere äußerlichen Sinne sind eine Quelle der Kenntniß: sie zeigen uns die äußerlichen Subjecte, ihre Eigenschaften, ihre Handlungen, nebst den Wirkungen dieser Handlungen. Die innerlichen Sinne sind eine andere Quelle der Kenntniß: sie zeigen uns die Dinge, die in unserer Seele vorgehen; z. E. das Denken, Ueberlegen, Geneigtseyn, Entschließen, Wollen, Einwilligen, und andere Handlungen, und sie zeigen uns auch unsere Aufwallungen und Leidenschaft. Es giebt einen Sinn, durch welchen wir die Wahrheiten vieler Sätze wahrnehmen, wie z. E. daß ein jedes Ding, welches zu seyn anfängt, eine Ursache haben müsse; daß eine jede Wirkung, die einer gewissen Absicht angemessen ist, von einer bestimmenden Ursache herrühret, und daß eine jede Wirkung, die einer guten Absicht angemeßen ist, von einer bestimmenden und wohlwollenden Ursache herrühret. Man bemerket, daß eine Menge von Grundsätzen in jeder Wissenschaft, besonders in der Mathematik, auf gleiche Weise wahr sind. Wir wissen durch einen besondern Sinn, wovon wir hernach reden werden, daß es eine Gottheit giebt. Wir wissen auch durch einen andern Sinn, daß die äußerlichen Zeichen der Leidenschaft in allen Menschen eben dieselben sind; daß die Thiere von eben dem äußerlichen Ansehn, auch von einerley Gattung sind; und daß die Thiere von eben der Gattung, einerley Eigenschaften haben. Wir sehen durch einen

andern

andern Sinn in die Zukunft: wir wissen, daß die Sonne morgen aufgehen werde; daß die Erde ihren gewöhnlichen Lauf um die Sonne nehmen werde; daß Winter und Sommer auf einander folgen werden; daß ein Stein, der aus der Hand fällt, auf den Boden fallen werde; und tausend andere dergleichen Sätze mehr.

Es giebt viele Sätze, deren Wahrheit nicht so einleuchtend ist; es wird eine Reihe von Schlüssen dazu erfodert; wovon wir hernach reden werden.

Das menschliche Zeugniß ist eine andere Quelle der Kenntniß. Wir sind von Natur so gebildet, daß wir uns auf das menschliche Zeugniß verlassen, und durch dasselbe werden wir von Wesen, Eigenschaften und Begebenheiten unterrichtet, die niemals unter einen von unsern Sinnen fielen.

Die Kenntniß, welche von den erwähnten Quellen herrühret, ist von verschiedener Art. In einigen Fällen enthält unsere Kenntniß eine völlige Gewißheit, und bringt den höchsten Grad der Ueberzeugung hervor: In andern Fällen, kömmt die Wahrscheinlichkeit an die Stelle der Gewißheit, und die Ueberzeugung ist dem Grade nach geringer. Die Kenntniß von der letztern Art wird eingetheilt in Glauben, welches die Begebenheiten angehet; und in Meynung, welche die Verhältnisse und andre Dinge anbetrifft, die nicht unter der Benennung der Begebenheiten enthalten sind. Zur Unterscheidung der Meynung und des Glaubens, behält diejenige Art der Kenntniß, welche eine völlige Gewißheit in sich faßet, und den höchsten Grad der Ueberzeugung hervorbringt, ihre eigene Benennung. Wir wollen aber zur Erklärung dessen, was hier gesagt worden, die besondern Stücke durchgehen.

Der Sinn des Sehens liefert nebst sehr wenigen Ausnahmen, die Kenntniß in ihrer eigentlichen Bedeutung. Es ist nicht in unsrer Macht an dem Daseyn einer Person zu zweifeln, die wir sehen, fühlen, und mit

welcher wir umgehen; und da also unsre Einrichtung so beschaffen ist, so ist es ein vergeblicher Versuch das Ansehn unsres Sinnes des Sehens in Zweifel zu ziehen, wie einige Schriftsteller gethan haben. Es hat niemand jemals das Daseyn der innerlichen Handlung und Leidenschaften, welche uns die innerliche Empfindung zeiget, in Zweifel gezogen; und eben so wenig haben wir Ursache, an dem, was wir sehen, zu zweifeln. Der Sinn des Sehens ist zwar nicht allezeit richtig: Man sieht einerley Gegenstand durch verschiedene darzwischen befindliche Dinge auf verschiedene Art: Einem gelbsüchtigen Auge, erscheinet alles gelb; und einem Betrunckenen kommen bisweilen zwey Lichter wie viere vor. Allein wir sind in einem solchen Falle niemals ohne Hülfe gelassen: Es ist das Amt der Urtheilskraft, einen jeden Fehler von dieser Art zu verbessern.

Ein Gegenstand des Gesichts, der durch Hülfe des Gedächtnisses wieder in die Seele zurücke gebracht wird, heißt eine Idee oder zweyte Empfindung. Die ursprüngliche Empfindung, wie bereits erwähnt worden, liefert die Kenntniß in ihrer eigentlichen Bedeutung; aber eine zweyte Empfindung liefert das Glauben. Die Natur ist in diesem wie in allen andern Fällen der Wahrheit getreu; denn es ist deutlich, daß wir von dem Daseyn eines Gegenstandes in seiner Abwesenheit nicht so gewiß seyn können, als wenn er gegenwärtig ist.

Wir haben von vielen abstracten Sätzen, von denen oben schon Beyspiele angeführt worden, eine völlige Gewißheit und Ueberzeugung von ihrer Wahrheit, die wir durch verschiedene Sinne erlangen. Wir können z. E. eben so wenig zweifeln, daß ein jedes Ding, welches zu seyn anfängt, eine Ursache haben muß, als daß die Sonne am Himmel ist; und eben so wenig zweifeln, daß sie morgen aufgehen werde, als daß sie jetzt untergeht. Es giebt viele andre Sätze, deren Wahrheit nur wahrschein-

lich

lich und nicht völlig gewiß ist; als z. E. daß die Dinge in ihrem ordentlichen Zustande bleiben werden. Es ist ein Grundsatz der Naturlehre, daß die natürlichen Wirkungen auf die simpelste Art geschehn: Dieser Satz kann wahrscheinlich seyn, er ist aber noch lange nicht gewiß.*)

In einem jeden von den angeführten Beyspielen, entsteht die Ueberzeugung, von einer einzigen Handlung der Empfindung: und eben deswegen wird die Kenntniß, die durch Hülfe dieser Empfindung erlangt wird, nicht allein die Kenntniß in ihrer eigentlichen Bedeutung, sondern auch die Meynung und das Glauben unmittelbare oder anschauende Kenntniß genennt. Es giebt aber viele Dinge, deren Kenntniß nicht so leicht erlangt wird. Die Sätze erfodern meistentheils eine Reihe von Wirkungen in der Seele, welches schließen genennet wird; und dieses führet durch gewisse Zwischenstufen, zu dem Satze, den man beweisen, oder deutlich machen soll; welches zum Unterschiede der anschauenden Kenntniß, die auf Gründen beruhende oder die discursive Kenntniß genennt wird. Diese Reihe der Wirkungen muß erkärt werden, um die Natur des Schließens verstehen zu lernen. Da das Schließen meistentheils in der

*) Ich habe hier diesen Satz hergesetzet, weil er von allen Schriftstellern über die Naturlehre als ein Grundsatz angenommen wird. Und demungeachtet kann man noch zweifeln, ob die Ueberzeugung, die wir davon haben, nicht vielmehr von einer Neigung in unserer Natur, als von einer ursprünglichen Empfindung herrühret. Unser Geschmack an der Simplicität, der ohne Zweifel natürlich ist, machet uns die simple Wirkungen angenehmer, als die zusammengesetzten, und folglich verursachet er auch, daß sie mehr natürlich scheinen. Es verdient allerdings noch die ernsthafteste Untersuchung, ob die Wirkungen der Natur allezeit mit der größten Simplicität geschehn, oder ob wir nicht durch unsern Geschmack an der Simplicität zu dieser Meynung verführt werden.

Entdeckung der Verhältnisse gebraucht wird, so werde ich meine Exempel davon hernehmen. Ein jeder Satz von Verhältnissen, ist eine Bejahung eines gewissen Verhältnisses zwischen zweyen Subjecten. Wenn das bejahte Verhältniß nicht unmittelbar erscheinet, so müssen wir ein drittes Subject suchen, welches mit einem jeden von den andern durch das gesetzte Verhältniß unmittelbar verbunden erscheinet: und wenn man ein solches Subject gefunden hat, so ist der Satz erwiesen; denn es ist unmittelbar gewiß, daß zwey Subjecte, die mit einem dritten durch ein besonderes Verhältniß verbunden sind, auch durch eben dieses Verhältniß verbunden seyn müssen. Man kann auf diese Weise die längste Kette von Schlüssen zusammen hängen. Und wenn man eine solche Kette durchläuft, so muß ein jedes von den Subjecten mit dem gleich vorhergehenden und gleich nachfolgenden, durch das in dem Satze bejahte Verhältniß unmittelbar verbunden erscheinen; und der Satz muß aus dem vereinigten Ganzen unmittelbar gewiß erscheinen. Der letzte Schritt dieses Verfahrens wird ein Schlußsatz genennt, indem er die letzte oder schlüssende Empfindung ist.

Keine Art von Schlüssen giebt einen so deutlichen Begrif von dem vorhergehenden Verfahren als die mathematische. Die Gleichheit ist das einzige mathematische Verhältniß; und die Vergleichung ist daher das einzige Mittel, wodurch die mathematischen Sätze bestätiget werden. Es gehört zu dieser Wissenschaft eine ganze Reihe unmittelbarer Sätze, welche axiomata genennt werden, und welche insgesammt auf der Gleichheit beruhen. Z. E. Man theile zwo gleiche Linien, eine jede in 1000. gleiche Theile, so muß ein einzelner Theil der einen Linie, einem einzelnen Theile der andern Linie gleich seyn. Zweytens, man nehme zehen Theile von der einen Linie, und eben so viele von der andern, so müssen

die

die übrigen Theile gleich seyn. Welches kürzer so ausgedrückt wird: Man nehme von zwoen gleichen Linien gleiche Theile, so werden die übrigen gleich seyn; oder man setze gleiche Theile hinzu, so werden die Summen gleich seyn. Drittens, wenn zwey Dinge in einerley Betrachtung einem dritten gleich sind, so ist das eine dem andern in eben der Betrachtung gleich. Ich fahre fort den Nutzen dieser Grundsätze zu zeigen. Zwey Dinge können gleich seyn, ohne daß sie es auf eine anschauende Weise sind; dieses ist der Fall bey der Gleichheit zwischen den dreyen Winkeln eines Dreyecks und den zweenen rechten Winkeln. Es ist zum Beweise dieser Wahrheit nöthig, daß man einige andre Winkel suchet, welche dem Augenscheine nach beyden gleich sind. Wenn man diese Eigenschaft nicht in einer Reihe von Winkeln entdecken kann, so muß man geruhiger zu Werke gehen, und es versuchen solche Winkel zu finden, die den drey Winkeln eines Dreyecks gleich sind. Sodann versucht man es andre Winkel zu finden, die den eben entdeckten gleich sind; und so geht man in der Vergleichung fort, bis man zuletzt eine Reihe von Winkeln entdeckt, die nicht allein den eingeführten, sondern auch den zweenen rechten Winkeln gleich sind. Man verbindet also die zween Theile des ursprünglichen Satzes durch eine gewisse Anzahl darzwischen befindlicher Gleichheiten; und auf diese Weise wird man gewahr, daß diese zween Theile unter denselben gleich sind; indem es, wie oben erwähnt worden, ein unmittelbarer Satz ist, daß zwey Dinge gleich sind, von welchen ein jedes in einerley Betrachtung einem dritten gleich ist.

Ich gehe zu einem verschiedenen Exempel fort, welches das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung betrifft. Der Satz, den man beweisen soll, ist dieser: „daß ein gutes und verständiges Wesen vorhanden ist, welches die Ursache aller weisen und gütigen Wirkungen

ist, die in der Regierung dieser Welt hervorgebracht werden." Das Daseyn solcher Wirkungen ist im gegenwärtigen Exempel der Grundsatz, der als erwiesen angenommen wird, weil ihn die Erfahrung bestätiget. Zur Entdeckung der Ursache von diesen Wirkungen, mache ich den Anfang mit dem oben erwähnten unmittelbaren Satze, „daß eine jede Wirkung, die einer guten Absicht angemessen ist, von einer bestimmenden und wohlwollenden Ursache herrühret." Der nächste Schritt ist zu untersuchen, ob der Mensch die Ursache seyn kann: Dieser ist zwar mit einem Antheile von Weisheit und Wohlgewogenheit begabet; aber die erwähnten Wirkungen sind weit über sein Vermögen, und nicht weniger über seine Weisheit. Eben so kann weder diese Erde, noch die Sonne, der Mond, oder die Sterne die Ursache seyn; denn anstatt, daß sie weise und gütig seyn sollten, so haben sie nicht einmal Empfindung. Schließet man also diese aus, so wird man unvermeidlich auf ein unsichtbares Wesen geführet, welches mit unendlicher Macht, Güte und Weisheit begabt ist; und dieses unsichtbare Wesen wird Gott genennt.

Die Urtheilskraft erfodert zwo Verstandeskräfte, nämlich die Kräfte der Erfindung, und die Verhältnisse wahr zu nehmen. Durch die erstere werden Zwischensätze entdeckt, die zu dem Grundsatze und dem Schlußsatze ein gleiches Verhältniß haben: und durch die letztere werden wir gewahr, daß die verschiednen Glieder, welche die Kette der Schlüsse ausmachen, insgesammt durch einerley Verhältniß mit einander verbunden sind.

Wir können sowohl über Materien der Meynung und des Glaubens, als auch über Materien der eigentlich sogenannten Wissenschaft urtheilen. Daher wird auch das Schließen in zwo Arten unterschieden, nämlich in das demonstrative und wahrscheinliche. Das erstere ist auch von zweyerley Art: nach der ersten wird der Schluß aus der Natur und den wesentlichen Eigenschaften hergeleitet:

leitet: nach der andern aber wird der Schlußsatz aus einem Grunde, wovon wir unmittelbar gewiß sind, hergeleitet. Was die erstre Art anbetrifft, so haben wir keine solche Kenntniß von der Natur, oder den wesentlichen Eigenschaften eines materiellen oder immateriellen Dinges, daß wir daraus mit Gewißheit Schlüsse ziehen könnten. Ich nehme hier nicht einmal die Figur aus, wenn man sie als Eigenschaft der Materie betrachtet, ob sie gleich der Gegenstand des mathematischen Schließens ist. Da wir nun keine gewisse Stütze zur genauen Bestimmung der Figur bey einem Stücke der Materie haben, so können wir auch nicht genau darüber urtheilen: was uns eine gerade Linie scheint, kann eine krumme seyn, und was ein rechtlinichter Winkel scheinet, kann ein krummlinichter seyn. Woher kömmt es nun, daß das mathematische Schließen demonstrativ ist? Diese Frage kann bey dem ersten Anblicke ziemlich verworren scheinen; und ich weis nicht, daß man sie anderswo deutlich erklärt hätte. Vielleicht kann das Folgende ein Gnügen leisten.

Die Subjecte der arithmetischen Schlüsse sind Zahlen. Die Subjecte der mathematischen Schlüsse sind Figuren; aber welche Figuren sind denn Subjecte der mathematischen Schlüsse? Nicht solche, die ich sehe; sondern solche, wovon ich mir eine Idee mache, und dabey alle Unvollkommenheit weglasse. Ich will mich hierüber erklären. Es ist in dem Menschen ein Vermögen sich Bilder von Dingen vorzustellen, die niemals vorhanden gewesen sind. Z. E. Ein goldner Berg, oder ein Fluß, der aufwärts fließt. Dieses Vermögen ist bey den Figuren wirksam. Es ist vielleicht keine Figur vorhanden, deren Seiten gerade Linien sind. Aber es ist leicht, sich eine Idee von einer Linie zu machen, die keine Krümmung in sich hat; und es ist leicht, sich eine Idee von einer Figur zu machen, die durch solche Linien

umgränzt ist. Solche ideale Figuren sind die Gegenstände der mathematischen Schlüsse; und da diese vollkommen klar und deutlich sind, so sind sie auch schickliche Subjecte zu demonstrativen Schlüssen von der ersten Art. Jedoch das mathematische Schließen ist nicht blos eine Unterhaltung des Verstandes: Es ist von wirklichem Nutzen im gemeinen Leben, indem dadurch die Kräfte und Eigenschaften der Materie geleitet werden. Es kann vielleicht nirgends eine vollkommene Kugel vorhanden seyn, welche mit der Idee übereinstimmt, die wir uns von dieser Figur machen; aber es kann eine Kugel der Vollkommenheit so nahe gebracht werden, daß die Eigenschaften, die zu der Idee einer vollkommenen Kugel als schon erwiesen gehören, sich auf diese Figur sehr nahe anwenden lassen. Kurz, ob gleich die Ideen, eigentlich zu reden, das Subject der mathematischen Evidenz sind; so ist doch die Absicht dieser Evidenz, uns bey den Figuren, wie sie wirklich vorhanden sind, zu leiten; und je näher eine wirkliche Figur der Idee kömmt, die wir uns davon machen, desto genauer wird sich die mathematische Wahrheit anwenden lassen.

Die Theile, welche die Figuren ausmachen, z. E. Linien und Winkel, sind ausnehmend simple, und erfodern keine Erklärung. Man lege einem Kinde eine krumme Linie vor, und eine, die nicht krumm zu seyn scheinet; man nenne die erstere eine **krumme Linie**, und die letztere eine **gerade Linie**, und das Kind wird sogleich diese Wörter brauchen, ohne sich zu irren. Man ziehe eine senkrechte Linie auf dem Pappier; man sage dem Kinde, daß die aufrechtstehende Linie sich weder zur Rechten noch zur Linken neiget, und eben deswegen eine senkrechte Linie genennt werde; das Kind wird sogleich diesen Ausdruck auf einen Baum, eine Mauer des Hauses oder auf eine jede andere senkrechte Sache anwenden. Auf eben diese Weise lege man einem Kinde zwo

Linien

Linien vor, die von einander sich entfernen, und zwo, die sich nicht von einander zu entfernen scheinen: man nenne die letztern gleichlaufende Linien, so wird das Kind kein Bedenken tragen, eben diesen Ausdruck auf die Seiten einer Thür oder eines Fensters anzuwenden. Wir sind aber so sehr an die Erklärungen gewöhnt, daß uns nicht einmal diese simplen Ideen entwischen. Man beschreibt z. E. die gerade Linie als die kürzeste, die man zwischen zweyen gegebenen Puncten ziehen kann: Die Sache ist gewiß, aber es ist so wenig eine Erklärung, daß es vielmehr eine Schlußfolge aus dem Begriffe einer geraden Linie ist, und hätte ich nicht schon vorher eine klare Idee von einer geraden Linie, so könnte ich nicht folgern, daß es die kürzeste zwischen den zweyen gegebenen Puncten ist. D'Alembert bemühet sich sehr, aber vergeblich, eine Erklärung von einer geraden, und den andern erwähnten Linien zu geben. Man kann sich bey seiner Erkärung der gleichlaufenden Linie des Lachens kaum enthalten. Man ziehe, sagt er, eine gerade Linie, man setze darauf zwo senkrechte, von eben der Länge, und dann ziehe man auf ihre beyden äußersten Ende eine andere gerade Linie; und diese Linie heißt die gleichlaufende von der ersterwähnten; nicht anders, als ob wir zum Verstande dessen, was der Ausdruck zwo gleichlaufende Linien bedeutet, erst verstehen müßten, was durch eine gerade Linie, durch eine senkrechte, und zwo gleich lange Linien angedeutet wird. Eine sehr geringe Aufmerksamkeit auf die Wirkungen seines Verstandes würde diesen Verfasser gelehret haben, daß er sich die Idee von gleichlaufenden Linien machen könnte, ohne vorher die Zwischenstufen durchzulaufen. Der Anblick allein ist hinlänglich, den Ausdruck einem Knaben, und sogar einem Mädchen zu erklären. Ueberhaupt aber wo ist denn die Nothwendigkeit die letzterwähnten Linien anzuführen? Kann man die Idee von gleichlaufenden Linien nicht aus zwo senkrechten

allein

allein bekommen, so wird gewiß die hinzugesetzte Linie, welche aus ihren äußersten Enden gezogen wird, es nicht deutlich machen.

Da die mathematischen Figuren ihrer Natur nach zusammengesetzt sind, so können sie auch erklärt werden; und man sieht an den vorhergehenden simplen Ideen, daß es leicht ist eine jede derselben zu erklären. Z. E. Ein Cirkel ist eine Figur, die in sich einen Punct hat, welcher das Centrum oder der Mittelpunct genennet wird, durch welchen alle gerade Linien, die man bis an den Umkreiß ziehen kann, gleich sind; eine Fläche, die durch vier gleiche gerade Linien eingeschloßen, und vier gerade Winkel hat, heißt ein Viereck; und ein Würfel ist ein fester Körper, von welchen alle sechs Oberflächen Vierecken sind.

Bey der Untersuchnng der mathematischen Wahrheiten, kömmt man der Einbildungskraft zu Hülfe, indem man Figuren auf Pappier zeichnet, die unsern Ideen ähnlich sind. Es ist keine vollkommene Aehnlichkeit nöthig: ein schwarzer Fleck, der wirklich eine kleine runde Fläche ist, dienet schon zur Vorstellung eines mathematischen Punkts, und eine schwarze Linie, die wirklich eine lange schmale Oberfläche ist, dienet ebenfalls zur Vorstellung einer mathematischen Linie. Wenn wir über die Figuren urtheilen, die aus solchen Linien bestehen, so ist schon genug, daß diese Figuren einen Anschein der Regelmäßigkeit haben; und es ist nichts daran gelegen, ob sie mehr oder weniger regelmäßig sind; weil unsere Schlüsse nicht auf dieselben, sondern auf unsere Ideen gegründet sind. Daher ward zum Beweise, daß die drey Winkel eines Dreyecks zweenen rechten Winkeln gleich sind, ein Dreyeck auf das Pappier gezeichnet, um den Verstand auf seinem Gegenstande festzuhalten, und ihn von dem Herumwandern abzuziehen. So bald als wir nun die Schritte, die zum Schlußsatze führen, gethan haben,

ben, so sind wir zufrieden, daß der Satz wahr ist; indem wir uns bewußt sind, daß der Schluß auf die ideale, und nicht auf die gezeichnete Figur gegründet ist. Und so bald als wir wissen, daß die Untersuchung unabhängig von einer besondern Länge der Seiten fortgeführet wird, so sind wir mit der Allgemeinheit des Satzes, daß er sich auf alle mögliche Dreyecke anwenden läßt, völlig zufrieden.

Die Zahlen an sich betrachtet, ohne Rücksicht auf einige Dinge, machen den Gegenstand der Rechenkunst aus. Und in Absicht auf die mathematischen und arithmetischen Schlüsse, die oft aus vielen Stufen bestehen, wird das Verfahren durch die Erfindung der Zeichen abgekürzet, welche mit einem Federzuge dasjenige deutlich ausdrücken, was sonst viele Worte erfodern würde. Auf diese Weise wird eine sehr lange Kette von Schlüssen, durch Zeichen ausgedrückt; eine Methode, die zur schnellen Einsicht sehr viel beyträgt. Müßte man bey solchen Schlüssen Worte brauchen, so würde der Verstand durch die Menge derselben in Verwirrung gesetzt, so daß es ihm schwer seyn würde einer lange Reihe von Schlüssen zu folgen. Eine auf das Pappier gezeichnete Linie stellet eine ideale Linie vor, und wenige simple Charactere stellen uns die abstracten Ideen der Zahlen vor.

Der arithmetische Schluß hängt eben so, wie der mathematische, bloß von dem Verhältnisse der Gleichheit ab, die man mit der größten Gewißheit unter vielen Ideen behaupten kann. Daher geben auch die Schlüsse, die auf solchen Ideen beruhen, den höchsten Grad der Ueberzeugung. Jedoch ich sage nicht, daß dieses allezeit der Fall ist; denn ein Mensch, der sich seiner eigenen Fehlbarkeit bewußt ist, wird selten ohne einiges Mißtrauen seyn, zumal wenn der Schluß aus vielen Gliedern bestehet. Und gesetzt auch, daß er bey wiederholter Untersuchung keinen Fehler entdeckt, so weis er doch, daß Fehler seyn können, die ihm vielleicht entwischt sind.

Was

Was aber die andere Art von demonstrativen Schlüssen anbetrifft, die auf einem Satze beruhen, von welchem wir unmittelbar gewiß sind; so nenne ich sie mit recht demonstrativ, weil sie eben die Ueberzeugung verschaffen, die aus mathematischen Schlüssen entsteht. In beyden sind die Mittel der Ueberzeugung einerley; nämlich eine klare Wahrnehmung des Verhältnisses zwischen zwoen Ideen: und es sind viele Verhältnisse, von welchen wir nicht weniger klare Ideen haben, als von der Gleichheit; z. E. die Substanz und Eigenschaft, das Ganze und sein Theil, Ursache und Wirkung, und viele andere. So kann ich z. E. aus dem unmittelbaren Satze, daß nichts, was zu seyn anfängt, ohne Ursache daseyn kann, den Schluß machen, daß irgend ein Wesen von aller Ewigkeit her seyn muß, und zwar mit eben so vieler Gewißheit, als daß die drey Winkel eines Dreyecks zween rechten Winkeln gleich sind.

Zunächst folgt nunmehr die niedrige Art der Kenntniß, welche **Meynung** heißt, und welche, wie die eigentliche so genannte Kenntniß, in einigen Fällen unmittelbar erlangt wird, oder auf einigen Schlüssen beruhet. Sie ist aber von der wirklichen Kenntniß darinnen unterschieden, daß sie verschiedene Grade der Ueberzeugung hervorbringt, und sich bisweilen der Gewißheit nähert, und auch bisweilen zur Unwahrscheinlichkeit herabsinkt. Die Beständigkeit und Einförmigkeit der natürlichen Wirkungen ist eine geschickte Sache zur Erläuterung dieses Unterschiedes. Die zukünftigen auf einander folgenden Abwechslungen des Tages und der Nacht, des Winters und Sommers, und anderer Folgen, die bisher regelmäßig gewesen sind, gehören zur unmittelbaren Kenntniß, weil wir davon die höchste Ueberzeugung haben. Da die Ueberzeugung von den Folgen, die bisher nur einigermaßen sich geändert haben, niedriger ist, so gehören diese zur unmittelbaren Meynung.

Wir

Wir erwarten den Sommer nach dem Winter mit der größten Zuversicht; aber wir sind nicht eben so zuversichtlich in der Erwartung eines heißen Sommers oder eines kalten Winters. Und demungeachtet kömmt die Wahrscheinlichkeit der Gewißheit näher, als die unmittelbare Meynung, die wir haben, daß die Wirkungen der Natur ausnehmend simple sind; ein Satz, auf welchen man sich sehr wenig verläßt.

Was die Meynung anbetrifft, die auf Schlüsse gebauet ist, so sieht man deutlich, daß die Ueberzeugung, welche durch Schlüsse hervorgebracht wird, niemals diejenige übersteigen kann, welche durch einen unmittelbaren Satz bewirkt wird, auf welchen der Schluß gebauet ist. Es wird auch erhellen, daß er schwächer seyn kann, wenn man erwäget, daß er sogar da, wo der Grundsatz gewiß ist, zu der Schlußmeynung durch Zwischensätze führen kann, die nur wahrscheinlich und nicht gewiß sind. Kurz, es findet überhaupt bey jeder Art von Schlüssen statt, daß der Schlußsatz in dem Punkte der Ueberzeugung niemals höher steigen kann, als der niedrigste von den unmittelbaren Sätzen, die man bey dem Schlüssen braucht.

Die Vorstellung, die wir von der Zufälligkeit der zukünftigen Begebenheiten haben, eröffnet unsern Schlüssen über die Wahrscheinlichkeiten ein weites Feld. Diese Vorstellung begreift mehr oder weniger Zweifel in Ansehung ihres Subjects. In einigen Fällen findet man, daß die Begebenheit sehr zweifelhaft ist; in andern aber wird man gewahr, daß sie weniger zweifelhaft ist. Es scheinet ganz und gar zweifelhaft, wenn man einen Würfel wirft, welche von den sechs Seiten sich zeigen wird; und deßwegen können wir für eine nicht mehr als für eine andre schließen. Wenn nur eine von den sechs Seiten mit einer Figur bezeichnet ist, so schließt man, daß sich eine ungezeichnete Seite zeigen werde; und man kann

fünfe

fünfe gegen eins wetten, daß dieses erfolgen werde. Bey der Beurtheilung der zukünftigen Aufführung eines Menschen, der bisher sehr eigennützig gewesen ist, kann man mit einer Wahrscheinlichkeit, die sich der Gewißheit nähert, schliessen, daß der Eigennutz bey ihm herrschend bleiben werde.

Endlich folgt noch in der Ordnung das Glauben, welches eine Kenntniß von der Wahrheit der Dinge ist, die noch unter der Gewißheit stehet, und ihrer Natur nach einen Grad von Zweifel enthält. Es ist auch von zweyerley Art. Das eine gründet sich auf die unmittelbare Kenntniß, und das andre auf die Schlüsse. Auf diese Weise sind Kenntniß, Meynung und Glauben insgesammt in unmittelbare oder anschauende, und in mittelbare oder discursive einzutheilen. Von dem unmittelbaren Glauben entdecke ich drey verschiedene Quellen oder Ursachen. Erstlich einen gegenwärtigen Gegenstand; zweytens, einen ehemals gegenwärtigen Gegenstand; und drittens, das Zeugniß anderer.

Wenn man einen klaren Begrif von der ersten Ursache haben will, so muß man merken, daß unter den simplen Vorstellungen, welche die zusammengesetzte Idee von einem gegenwärtigen Gegenstande ausmachen, eine Vorstellung vom wirklichen und gegenwärtigen Daseyn eins ist. Diese Vorstellung steiget gemeiniglich bis zur Gewißheit; in welchem Falle sie ein Zweig der eigentlichen Kenntniß ist. Aber diese Vorstellung ist in einigen Fällen noch unter der Gewißheit; z. E. Wenn man wahrnimmt, daß ein Gegenstand, der sich in einer grossen Entfernung oder in einem Nebel zeiget, ein Pferd ist, aber dieses so undeutlich geschieht, daß es nur eine Wahrscheinlichkeit machet. Diese Vorstellung in einem solchen Falle wird Glauben genennt. Beyde Vorstellungen sind ihrem Grunde nach von einerley Beschaffenheit; indem sie nur simple Vorstellungen des wirlichen

Daseyns

Daseyns sind. Sie sind nur in dem Puncte der Genauigkeit unterschieden: Die Vorstellung von der Wirklichkeit, welche einen Zweig der Kenntniß ausmacht, ist so klar und deutlich, daß sie allen Zweifel ausschließt; die Vorstellung von der Wirklichkeit, welche das Glauben veranlaßt, ist weniger klar und deutlich, und machet uns das Daseyn des Gegenstandes nicht gewiß, sondern nur wahrscheinlich.

Bey der zweyten Ursache steiget das Daseyn eines abwesenden Gegenstandes, den man ehemals gesehen hat, nicht zu einer Gewißheit; und daher ist es nur das Subject des Glaubens, und nicht der Kenntniß. Die Dinge sind in einem beständigen Laufe von ihrer Entstehung an bis zu ihrer Auflösung; und unsere Sinne sind zu dieser veränderlichen Scene eingerichtet: Ein gegenwärtiger Gegenstand gestattet keinen Zweifel an seinem Daseyn; aber nach seiner Entfernung wird das Daseyn desselben weniger gewiß; und mit der Zeit fällt es auf einen geringen Grad der Wahrscheinlichkeit herab.

Das menschliche Zeugniß, als die dritte Ursache, bringt nach Beschaffenheit der Umstände ein stärkeres oder schwächeres Glauben hervor. Die Natur leitet uns gemeiniglich so, daß wir uns auf die Wahrhaftigkeit anderer verlassen; und der Grad des Vertrauens ist meistentheils dem Grade der Wahrhaftigkeit gemäs. Bisweilen nähert sich das Glauben der Gewißheit, wenn es sich z. E. auf das Zeugniß ganz unverwerflicher Personen gründet. Bisweilen fällt es auf den niedrigsten Grad der Wahrscheinlichkeit herunter, wenn z. E. eine Begebenheit von einem erzählt wird, der wegen seiner Wahrhaftigkeit in keinem guten Rufe stehet. Die Beschaffenheit der Sache, sie mag gewöhnlich oder ungewöhnlich seyn, hat ebenfalls einen Einfluß: Ein gewöhnlicher Zufall wird nach einem sehr geringen Zeugnisse geglaubt; aber es gehört das stärkste Zeugniß darzu, um die Un-

wahrscheinlichkeit einer Begebenheit zu überwinden, welche von dem gewöhnlichen Laufe der Natur abweicht. Ueber dieses muß man merken, daß das Glauben nicht allezeit auf vernünftigen Gründen beruhet. Es giebt Neigungen und Schwachheiten der menschlichen Natur, welche bisweilen die Wirkungen stören, und das Glauben ohne hinlängliche Zeugnisse hervorbringen: wir sind geneigt auch bey einem geringen Zeugnisse eine wichtige Begebenheit, so selten oder sonderbar sie auch ist, zu glauben, welche das Gemüth in Bewegung und Unruhe setzet; weil das Gemüth in der Bewegung besonders fähig ist, Eindrücke anzunehmen: und deßwegen werden die Erzählungen von Gespenstern und Erscheinungen bey den gemeinen Leuten gleich angenommen. Die Beredsamkeit hat ebenfalls eine große Gewalt über das Gemüth; und indem sie tiefe Eindrücke macht, so erzwingt sie das Glauben von Begebenheiten, nach einem Zeugnisse, welches man bey kaltem Blute nicht achten würde.

Die Abhängigkeit, welche unsere Vorstellung vom Daseyn und folglich auch das Glauben von dem mündlichen Zeugnisse hat, belebt den gesellschaftlichen Umgang, und befördert die Glückseligkeit. Allein die Vorstellung vom wirklichen Daseyn hat einen noch größern Einfluß. Denn von dieser Vorstellung rühret ein großer Theil des Vergnügens her, welches wir an der Geschichte und den historischen Fabeln finden. *) Außerdem würde uns eine Vorstellung, die sowohl durch Erdichtung als auch durch Wahrheit könnte erreget werden, sehr oft auf Irrwege führen, wenn wir ihrem Antriebe überlassen wären; aber der Gott der Natur hat ein Mittel wider dieses Uebel verschafft, indem er in der Seele einen Richterstuhl errichtet hat, an welchen von den übereilten Eindrücken der Sinne eine Appellation statt findet. So bald als die Täuschung der Beredsamkeit oder des Schreckens nachläßt,

*) S. Grundsätze der Critik. C. 2. Th. 1. §. 7.

läßt, so ist das betäubte Gemüth ungewiß, und weis nicht, was es glauben soll. Sodann nimmt ein ordentliches Verfahren seinen Anfang, man höret den Rath an, es wird das Zeugniß vorgebracht, und ein Endurtheil gesprochen, welches das Glauben, so bey uns durch die lebhafte Vorstellung von der Wirklichkeit ist eingedruckt worden, bisweilen bestätiget, und bisweilen verändert. Auf diese Weise ist das unmittelbare Glauben, durch eine weise Bestimmung der Natur der vernünftigen Untersuchnng unterworfen: So bald als es durch die Vernunft bestätiget ist, so wird es kräftiger und von mehrerm Ansehn; und wenn ihm die Vernunft widerspricht, so verschwindet es unter verständigen Leuten. In einigen Fällen ist es für die Vernunft zu hartnäckig; wie z. E. in dem Falle von den Gespenstern und Erscheinungen, welche von den gemeinen Leuten troz der Vernunft geglaubt werden.

Wir gehen zu der andern Art vom Glauben fort, welcher auf Schlüsse gegründet ist, zu denen wir in Ermanglung der unmittelbaren Einsicht zur Bestätigung gewisser Dinge unsre Zuflucht nehmen müssen. Auf diese Weise schlüssen wir von bekannten Wirkungen auf das Daseyn unbekannter Ursachen. Es ist zwar ein unmittelbarer Satz, daß eine Wirkung eine Ursache haben muß; aber es erfodert gemeiniglich eine ganze Reihe von Schlüssen, um zu zeigen, was für ein besonderes Ding die Ursache sey. Dieses ist eins von den Mitteln, wodurch uns die Gottheit, als die erste Ursache bekannt geworden ist. Die Vernunft bringt bey der Aufsuchung der Ursachen aus bekannten Wirkungen verschiedene Grade der Ueberzeugung hervor. Bisweilen erzeugen sie eine Gewißheit, wie in dem Beweise von dem Daseyn Gottes; der deswegen bereits oben bey der Erklärung der Kenntniß angeführet ist. Meistentheils aber bewirket sie nur das Glauben, welches, nach der Stärke der Schlüsse, sich bisweilen der Gewißheit nähert, und bisweilen so schwach

Postulatum, non conceditur ergo datur probatio

ist, daß es die Waagschale blos auf die Seite der Wahrscheinlichkeit lenket. Hier sind einige Exempel von den verschiedenen Graden des Glaubens, die sich auf wahrscheinliche Schlüsse gründen. Man nehme an, daß man damals, als Inigo Jones blühete, und der einzige berühmte Baumeister in England war, sein Model von dem Pallaste Whitehall einem Fremden überreicht hätte, ohne ihm dem Verfasser davon zu melden. Der Fremde würde erstlich unmittelbar gewiß gewesen seyn, daß dieses das Werk eines verständigen und einsichtsvollen Wesens wäre. Er würde zweytens, eine Ueberzeugung gehabt haben, die sich der Gewißheit nähert, daß der Werkmeister ein Mensch wäre. Und er würde drittens, eine Ueberzeugung gehabt haben, daß dieser Mensch Inigo Jones wäre; aber eben diese Ueberzeugung würde nicht so stark als die erstere gewesen seyn. Man setze zu nächst einen andern englischen Baumeister, der nicht so berühmt als Jones war: Der Fremde würde sich immer noch für den Letztern erklärt haben; aber sein Glauben würde in dem niedrigsten Grade gewesen seyn.

Bey der Untersuchung der Ursachen von gewissen Wirkungen; gründet sich der Schluß oft auf die bekannte Natur des Menschen. In dem Hochlande z. E. zwischen Edinburg und Glasgow legen die Leute ihre Kohlen an das Ende ihrer Häuser, ohne sie von dem Diebstahl durch einen Zaun zu versichern: und man schlüßet daraus mit Grunde, daß daselbst die Kohlen im Ueberflusse sind. In dem westlichen Schottland werden die Kornhaufen mit großer Sorgfalt bedeckt; und daraus schlüsset man, daß das Clima regnicht ist. Placenza ist die Hauptstadt von Biscaja; und die einzige Stadt in Newfoundland führet eben den Namen; und aus diesem Umstande muthmaßet man, daß die Biscajer die ersten Europäer waren, welche sich auf dieser Insel festsetzten.

Die

Die analogischen Schlüsse, welche sich auf die Gleichförmigkeit der Natur gründen, werden bey der Untersuchung der wirklichen Dinge oft gebraucht; und wir schlüssen, daß die Dinge, die wir nicht gewiß wissen, den Dingen von eben der Art, die uns bekannt sind, ähnlich seyn müssen. Die meisten Schlüsse in der Naturlehre sind von dieser Art. Man nehme hiervon folgende Exempel an. Wir wissen aus der Erfahrung, daß von der niedrigsten Pflanze an bis zum Menschen, unzählige Classen von Wesen eines über das andre durch kaum merkliche Unterschiede aufsteigen, und nirgends eine Lücke oder einen Zwischenraum lassen: und nun schlüssen wir nach der Ueberzeugung von der Gleichförmigkeit der Natur, daß diese Linie hier nicht abgebrochen, sondern in andere Welten fortgesetzet wird, bis sie sich in der Gottheit endiget. Ich gehe zu einem andern Exempel fort. Jedermann ist sich einer selbst bewegenden Kraft bey sich bewußt; und nun schlüssen wir nach der Gleichförmigkeit der Natur, daß eben diese Kraft in einem jeden andern Geschlechte vorhanden ist. Dieser Beweis von der Analogie ist von großem Gewichte, weil wir an der Gleichförmigkeit der Natur in Absicht auf die Wesen von unserer eigenen Art nicht zweifeln. Wir brauchen eben diesen Beweis auch bey andern Thieren, obgleich ihre Aehnlichkeit gegen den Menschen nicht so gewiß scheinet, als die Aehnlichkeit eines Menschen gegen einen andern. Aber warum brauchen wir nicht auch eben diesen Beweis, um daraus eine selbst bewegende Kraft in der Materie zu schlüßen? Wenn wir die Materie ohne einen äußerlichen Beweger in Bewegung erblicken, so schlüßen wir natürlicher Weise, daß sie sich ebenfalls selbst bewege, wie es bey uns geschieht. Ein ander Exempel ist von dem Maupertuis entlehnt. „Da kein bekannter Raum auf der Erde mit Wasser soweit bedeckt ist, als die Terra australis incognita, so können wir mit

Grunde schlüßen, daß ein sehr großer Theil der Erde Meer ist, aber daß daselbst noch ein Stück Landes seyn muß." Die Gleichförmigkeit der Natur in Absicht auf die Abwechslung des Meeres und Landes, ist ein Beweis, der nur einen sehr geringen Grad der Ueberzeugung giebt. Der folgende Beweis von eben der Art, ob man sich gleich nicht sehr darauf verlassen kann, scheinet doch noch besser gegründet zu seyn. „Die Einwohner der nordlichen Halbkugel haben in Künsten und Wissenschaften die Einwohner der südlichen Halbkugel, so weit wir sie kennen, gar sehr übertroffen: und daher, wenn anders noch Einwohner in der terra australi incognita sind, müssen wir unter ihnen nicht viele Künste noch Cultur erwarten. Nach einer so mühsamen Untersuchung so vieler besonderer Stücke, welche die Gedanken zerstreuen, ist es vielleicht nicht unangenehm, durch eine kurze Wiederholung alles bisher gesagte auf einmal zusammen zu fassen.

Wir haben zween Wege zur Entdeckung der Wahrheit, und zur Erlangung der Erkenntniß, nämlich, die unmittelbare Einsicht und die Schlüsse. Durch die erstere entdecken wir die Subjecte und ihre Eigenschaften, Leidenschaften, innerliche Thätigkeit, und kurz, alles was wirklich ist. Durch eben dieselbe Einsicht entdecken wir auch die verschiedenen Verhältnisse. Es sind einige wirkliche Dinge, und viele Verhältnisse, die man nicht durch eine einzelne Handlung der unmittelbaren Einsicht entdecken kann, sondern welche verschiedene solche Handlungen erfodern, die in einer Reihe von Schlüssen mit einander verbunden sind.

Die Kenntniß, welche durch unmittelbare Einsicht erlangt wird, schließet meistentheils die Gewißheit in sich: In einigen Fällen enthält sie nur die Wahrscheinlichkeit. Die Kenntniß welche, durch Schlüsse erlangt wird, schliesset oft eine Gewißheit in sich; aber noch weit häufiger enthält sie nur die Wahrscheinlichkeit.

Die

Die wahrscheinliche Kenntniß, sie mag nun auf unmittelbare Gewißheit oder auf Schlüsse gegründet seyn, wird **Meynung** genennt, wenn sie Verhältnisse betrifft; und sie heißt **Glauben**, wenn sie wirkliche Dinge angeht. Die Kenntniß, welche die Gewißheit in sich schließet, behält ihren eigenen Namen.

Die Schlüsse, welche Gewißheit hervorbringen, werden **demonstrative** genennt; und sie heissen **wahrscheinliche**, wenn sie nur Wahrscheinlichkeit hervorbringen.

Die demonstrativen Schlüsse sind von zweyerley Art. Die erste ist, wo der Schlußsatz aus der Natur und den wesentlichen Eigenschaften des Subjects hergeleitet ist: von dieser Art sind die mathematischen Schlüsse; und vielleicht die einzigen Beyspiele davon. Die zweyte Art ist, wo der Schlußsatz aus einem andern Satze hergeleitet ist, von welchem wir durch die unmittelbare Einsicht gewiß sind.

Die wahrscheinlichen Schlüsse sind in ihren Veränderungen unendlich; und sie verschaffen verschiedene Grade der Ueberzeugung, welche von der Natur des Subjects abhängt, wobey sie gebraucht werden.

Zweyter Abschnitt.

Das Wachsthum der Vernunft.

Es ist bisher oft ein gewisses Wachsthum von der Kindheit an bis zur völligen Reife in der Seele des Menschen erwähnt worden, welches dem Wachsthume seines Körpers ähnlich ist. Die äußerlichen Sinne, welche zur Selbsterhaltung nöthig sind, gelangen bald zu ihrer Reife. Die innerlichen Sinne sind eben so, wie eine jede andere Kraft des Verstandes von einem langsamern Wachsthume: ihre Reife würde von keinem großen Nutzen seyn, so lange der Körper noch schwach und zur Hand-

lung ungeschickt ist. Das Vermögen zu schlüssen erfodert, wie bereits oben erwähnt worden, zwo Kräfte des Verstandes, nämlich die Erfindungskraft, und das Vermögen die Verhältnisse wahrzunehmen. Durch Hülfe der erstern Kraft entdecken wir die Zwischensätze, welche mit dem Grundsatze und dem Schlußsatze in gleichem Verhältnisse stehen; und dieses Verhältniß wird durch die letztere Kraft bestätiget. Beyde Kräfte sind demjenigen, der einen Beweis oder eine Reihe von Schlüssen machet, nothwendig; die letztern nur demjenigen, der davon urtheilet. Die Wilden haben an beyden einen großen Mangel. Ein Wilder kann zwar in Ansehung der erstern Kraft eine starke Gabe zur Erfindung haben; aber sie wird ihm, in Ermangelung eines Vorraths von Ideen, die ihn in Stand setzen, das zweckmäßige zu wählen, wenig helfen; und was für Gelegenheit hat ein Wilder, einen solchen Vorrath von Ideen zu erlangen? Was aber die letztere Kraft anbetrifft, so weis er wenig von Verhältnissen; und wie sollte er es auch wissen, da sowohl das Nachdenken, als auch die Uebung nöthig sind, um die Verhältnisse zu unterscheiden und zu verhüten, daß man nicht durch den Schatten eines Verhältnisses an statt des Wesens selbst hintergangen werde? Der Verstand ist überdieses unter den ungelehrten Leuten der Leidenschaft und dem Vorurtheile zu folgsam; und die Einbildungskraft handelt unter ihnen ohne alle Einschränkung, und sie machen Schlüsse, die nicht besser als bloße Träume sind. Kurz, wenn man die vielen Ursachen, die besonders in den Tagen der Unwissenheit von den richtigen Schlüssen abführen, in Erwägung zieht, so wird man sich über die irrigen und abgeschmackten Meynungen, die in der Welt geherrschet haben, und gewissermaßen noch herrschen, gewiß nicht wundern. Wäre die Vernunft in der Regierung des Lebens unsere einzige Führerin, so würden wir uns zu beklagen haben; aber

der

der Schöpfer hat uns das moralische Gefühl, als einen Führer gegeben, der in wichtigen Sachen keinem Irrthume unterworfen ist. In den Wissenschaften ist die Vernunft ganz unentbehrlich, aber in der Regierung des Lebens, welches unsere vornehmste Angelegenheit ist, kann die Vernunft eine nützliche Gehülfinn seyn, es ist aber nicht ihr Amt unsere Führerinn zu seyn.

Das natürliche Wachsthum der Vernunft ist in Europa langsamer gewesen, als das Wachsthum einer jeden andern Kunst. Die Bildhauerey, Malerey, und Baukunst und andere schöne Künste gelangen eher, als die Moral und die Naturgeschichte, zur Vollkommenheit. Die Sitten, und eine jede andere Kunst, die äußerlich erscheinet, können zwar auch zum Theil durch Nachahmung und Beyspiel erlangt werden: man hat bey den Schlüssen nichts Aeusserliches, woran man sich halten kann. Es ist aber außerdem noch eine besondere Ursache, welche Europa anbetrifft, nämlich: Die blinde Verehrung, die man so viele Jahrhunderte dem Aristoteles erwies, der das Vermögen zu schlüssen, länger als zwey tausend Jahre gefesselt hat. In seiner Vernunftlehre ist die leichte und simple Art zu schlüssen, welche uns die Natur lehret, verworfen; und an ihrer Stelle eine künstliche Mode eingeführet worden, die zwar Staat machet, aber von keinem Werthe ist; sie hilft zur Entdeckung der Wahrheit gar nichts, und ist nur zum Zanken und Streiten vortreflich eingerichtet. Wenn man bedenket, daß die Vernunft so viele Jahrhunderte in dem bezauberten Schlosse des Syllogismus eingespert gewesen, wo Schattenbilder anstatt wirklicher Wesen sind, so darf man sich über das langsame Wachsthum der Vernunft zu ihrer Reife nicht wundern. Die Einnahme von Constantinopel im Jahr 1453. eröffnete eine neue Scene, welche mit der Zeit die Welt von der angemaßten Herrschaft des Aristoteles befreyete, und sie wieder in ihre Rechte einsetzte. Die

ganze Kenntniß von Europa war in Constantinopel zusammen gefaßt; und die gelehrten Männer dieser Stadt, welche die Türken und ihre Regierung verabscheuten, nahmen ihre Zuflucht nach Italien. Die griechische Sprache wurde unter den westlichen Nationen von Europa eingeführt, und man fieng an die griechischen und römischen classischen Schriftsteller zu lesen. Die Menschen, welche neue Ideen erlangt hatten, fiengen an, selbst zu denken: sie zeigten ihre eigene Kraft der Vernunft, und die scharfsinnigen Leute sahen die Nichtswürdigkeit der aristotelischen Logik ein; welche jetzt allen ganz sichtbar ist. Jedoch bis in das Jahr 1621. wurden noch viele Personen, welche diesem Philosophen wegen der Materie und Form, und wegen der Anzahl der Elemente widersprachen, von Paris verbannet. Und kurz darauf verbot das Parlament von Paris bey Lebensstrafe, etwas wider die Lehren des Aristoteles vorzutragen. Julius der II. und Leo der X. die römischen Päbste, trugen sehr vieles zur Wiederherstellung der Wissenschaften bey; allein sie sahen nicht vorher, daß sie auch dadurch zur Verbesserung der Religion und einer jeden Wissenschaft, die von dem Gebrauche der Vernunft abhängt, etwas beytrugen. Man hat zwar schon vor vielen Jahren die Fesseln des Syllogismus abgeworfen, demungeachtet aber hat das Vermögen zu schlüßen, bis auf den heutigen Tag kaum seine freye und natürliche Uebung erlangt. Die Mathematik ist die einzige Wissenschafft die niemals durch den Syllogismus gefesselt worden, und wir finden darinne die Schlüsse schon sehr frühzeitig in der größten Vollkommenheit. Man wird das langsame Wachsthum der Krafft zu schlüßen und andere Materien am besten aus folgenden Beyspielen abnehmen.

Es würde unendlich seyn, die irrigen und abgeschmackten Schlüsse von aller Art in Exempeln zu zeigen. Der Leser wird ohne Zweifel mit wenigen Beyspielen

spielen zufrieden seyn; und ich werde mich bemühen etwas unterhaltendes davon auszuwählen. Ich theile sie um der Ordnung willen, in drey Classen ab. Erstlich, Beyspiele, welche die Schwäche der menschlichen Vernunft in ihrer Kindheit zeigen. Zweytens, irrige Schlüsse, welche durch natürliche Neigungen veranlaßt werden. Drittens, irrige Schlüsse, die man durch erlangte Neigungen gemacht hat. Was die erstern anbetrifft, so sind die Beyspiele, die sich auf irrige Vordersätze gründen, unzählig. Es war eine epicurische Lehre, daß die Götter insgesammt eine menschliche Gestalt haben; und diese Lehre beruhte auf folgendem Beweise, daß kein Wesen von einer andern Gestalt den Gebrauch der Vernunft hat. Plato, welcher diesen irrigen Satz als erwiesen annimmt, daß ein jedes Wesen, welches sich selbst bewegt, eine Seele haben muß, macht den Schluß, daß die Welt eine Seele haben muß, weil sie sich selbst bewegt. *) Aristoteles, der es ohne allen Beweis und wider die Wahrheit annimmt, daß alle schwere Cörper sich gegen den Mittelpunkt der ganzen Welt neigen, beweist daraus, daß die Erde der Mittelpunkt der ganzen Welt sey, auf folgende Weise. „ Die schweren Körper neigen sich natürlicher Weise gegen den Mittelpunkt der ganzen Welt: Nun wissen wir aus der Erfahrung, daß sich die schweren Körper gegen den Mittelpunkt der Erde neigen: daher ist der Mittelpunkt der Erde auch der Mittelpunct der ganzen Welt.“ Apion macht die Juden lächerlich; daß sie das Gebot an ihrem Sabbathe zu ruhen, so buchstäblich angenommen und gestattet haben, daß Ptolomäus, der Sohn des Lagus, Jerusalem damals eingenommen hat. Nun höre man die Antwort des Josephus: „ Wer nur immer ein gesundes Urtheil über diese Sache fällen will, der wird finden, daß unser Gebrauch der Ehre und Tugend gemäß ist;

*) Cicero de nat. Deorum lib. 2. §. 12.

ist; denn was kann anständiger und tugendhafter seyn, als daß wir unser Vaterland, und sogar das Leben selbst, dem Dienste Gottes, und seiner heiligen Religion nachsetzen?“ Eine seltsame Vorstellung von der Religion, daß man sie einem jeden moralischen Grunde gerade entgegen setzet! Eine abergläubische und abgeschmackte Lehre, daß Gott sich durch ein Wunder darein legen, und bezeugen werde, was in jeder Streitsache recht sey, hat viele irrige Schlüsse und abgeschmackte Gebräuche veranlaßt. Die Gewohnheit, die Streitigkeiten durch den Zweykampf zu entscheiden, nahm im siebenden Jahrhunderte ihren Anfang, da die Religion in Aberglauben ausartete, und die Tapferkeit für die einzige moralische Tugend gehalten wurde. Das Parlament zu Paris verordnete unter der Regierung Carls des VI. einen Zweykampf zwischen zween Edelleuten, um dadurch das Gericht Gottes zu erfahren, ob der eine an der Frau des andern einen Raub begangen hätte. Da im Jahr 1454. Johann Picard von seinem Schwiegersohne wegen einer allzugroßen Vertraulichkeit mit seiner Frau angeklagt wurde, so wurde von eben diesem Parlamente ein Duell zwischen ihnen verordnet. Voltaire bemerket mit Recht, daß das Parlament beschlossen habe, einen Vatermord ausüben zu lassen, um dadurch eine Anklage wegen einer Blutschande zu entscheiden, die vielleicht nicht geschehn war. Die Wasser- und Feuerproben beruhen auf diesem irrigen Grunde. Bey der ersten, wenn die angeklagte Person zu Boden sank, wurde es als ein göttliches Urtheil angesehen, daß sie unschuldig wäre; und wenn sie über dem Wasser blieb, so war es ein Zeichen, daß sie das Verbrechen begangen hatte. Fleury bemerket, daß wenn jemals die angeklagte Person als schuldig befunden worden, es ihr eigener Fehler gewesen sey. In Sicilien mußte eine Frau, die des Ehebruchs wegen angeklagt war, auf ihre Unschuld schwören: Der Eyd, welcher

cher schriftlich abgefaßt war, wurde auf das Wasser gelegt; und wenn er nicht untersank, so war die Frau unschuldig. Wir finden eben diesen Gebrauch in Japan und Malabar. Einer von den Artikeln, worauf die Reformatoren in Schottland bestunden, war dieser, daß man das öffentliche Gebet und die Sacramente in der Landessprache verrichten sollte. Die Antwort eines provincial-Concilium war in folgenden Worten enthalten: „daß es den Traditionen und dem Gebrauche der catholischen Kirche von so vielen hundert Jahren her zuwider sey, das öffentliche Gebet oder die Sacramente in einer andern als in der lateinischen Sprache zu verrichten; und daß man die Forderung ohne Versündigung an Gott und ohne Ungehorsam gegen die Kirche nicht verwilligen könne.“ Hier wird es, als erwiesen angenommen, daß der Gebrauch der Kirche allezeit recht sey; und dieses heißt, einen Beweis auf einen sehr seichten Grund bauen. Die Einwohner auf den caribischen Inseln enthalten sich des Schweinfleisches; indem sie es irriger Weise für erwiesen annehmen, daß ihnen eine solche Speise kleine Augen machen würde, die sie für eine große Häßlichkeit halten. Sie essen auch keine Turteltauben; indem sie glauben, daß sie von der Trägheit und Dummheit dieses Thieres würden angesteckt werden. Nach eben dieser irrigen Vorstellung enthalten sich auch die Brasilianer des Fleisches der Enten, und aller andern Geschöpfe, die sich langsam bewegen.

Die Gabe zu Schreiben scheint in Deutschland nach dem Gewichte geschätzt zu werden, so wie man es in Holland mit der Schönheit machen soll. Coccejus bekam von seinen Landsleuten den Beynamen des Großen, weil er drey starke Folianten über die Gesetze geschrieben hat. Dieser Verfasser hat die Rechte der Succession bey den Landgütern mit der gründlichsten Gelehrsamkeit auf einen simpeln Satz gebauet, nämlich, daß in einem streitigen

tigen Falle derjenige Abkömmling darzu berechtiget ist, der die größte Menge von des Vorgängers Blute in seinen Adern hat. Es fragt sich, hat wohl jemals ein Mensch anders als in verblümten Verstande etwas von seines Vorgängers Blute in seinen Adern? Ist es nicht lächerlich, daß man einen Beweis in den Rechten auf eine bloße Metapher bauet?

Wir kommen zunächst auf die Schlüsse, wo der Schlußsatz nicht richtig folget. **Plato** bemühet sich durch folgenden Beweis zu zeigen, daß die Welt mit Weisheit begabet sey. „Die Welt ist größer als einer von ihren Theilen: Daher ist sie mit Weisheit begabet; denn sonst würde ein Mensch, der mit Weisheit begabt ist, größer seyn als die Welt.“ Dieser Schluß aber folget nicht, denn ob der Mensch gleich mit Weisheit begabt ist, so folget noch nicht, daß er in der Gestalt größer sey als die Welt. **Zeno** bemühet sich durch einen Beweis von eben der Art zu zeigen, daß die Welt den Gebrauch der Vernunft habe. Der Pabst Gregorius, der die vier Concilien zu Nicäa, Constantinopel, Ephesus und Chalcedon vertheidiget, schlüsset also: daß, weil vier Evangelisten sind, auch vier Concilien seyn müssen.„ Was würde er gesagt haben, wenn er 100. Jahr später gelebt hätte, da mehr als 4. Concilien waren? Es wurde bey der Verwaltung des heiligen Abendmahls verordnet, daß man die Hostie mit einer reinen Leinwand zudecken sollte; weil nach dem Ausspruche des canonischen Rechts der Leichnam unsers Herrn Jesu Christi in einer reinen Leinewand begraben war. Josephus führet in seiner Antwort gegen den Apion folgenden Beweis für den Tempel zu Jerusalem an:„ Da nur ein Gott und eine Welt ist, so muß auch nach der Analogie nur ein Tempel seyn.“ Auf diese Weise müßte auch nur ein Anbether seyn. Und warum sollte ein Tempel eher zu Jerusalem als zu Rom oder in Pekin seyn? Die Syrer und Griechen aß-

sen

sen lange Zeit keine Fische. Es werden zwo Ursachen davon angegeben: Die eine ist, daß die Fische den Göttern nicht geopfert werden; und die andere, daß die Fische in der See unter dem Wasser sind, und also nicht zum Himmel aufsehen können. Die erste Ursache könnte vielmehr einen scheinbaren Beweis abgeben, daß man Fische essen sollte. Und wenn die andere von einigem Gewichte wäre, so würde sie beweisen, daß man Menschen und keine Fische opfern müßte. Man hielt es lange Zeit zur Rechtfertigung des salischen Gesetzes, welches die weibliche Erbfolge verbietet, für einen bündigen Beweis, weil in der Schrift gesagt wird, daß die Lilien weder arbeiten noch spinnen. Vieira der von seinen Landsleuten der portugisische Cicero genennt wird, gab Predigten heraus, von denen eine sich also anfängt. „Sollte sich das höchste Wesen sichtbarlich zeigen, so würde er gewiß lieber den Circel, als das Dreyeck, Viereck, Fünfeck, Zwölfeck, oder eine andere Figur darzu wählen.“ Aber warum sollte er denn in einer von diesen Figuren erscheinen? Und wenn er ja in einer so niedrigen Gestalt erscheinen müßte, so ist ohne Zweifel eine Kugel noch schöner als ein Circel. Peter Hans von Horn, der im letzten Jahrhunderte lebte, bildete sich ein, daß die Arche Noäh das wahre Muster eines Schiffs wäre; „Diese, sagte er, ist das Werk Gottes, und daher vollkommen; nicht anders, als ob ein Fahrzeug, welches blos zum Schwimmen auf dem Wasser gemacht war, auch das beste zum Segeln wäre. Vor 60 oder 70. Jahren herrschte die Mode, daß man zur Nachahmung der Vögel, um der Verdauung willen, kleine Steine verschluckte; nicht anders, als ob dasjenige, was Vögeln dienlich ist, sich auch ebenfalls für die Menschen schickte. Die Spanier, welche einen großen Theil von Westindien verwüsteten, bemüheten sich ihre Grausamkeit zu vertheidigen, indem sie behaupteten, daß die Landeseinwohner

keine

keine Menschen, sondern nur eine Art von den Uran-Utang wären; aus keinem beßern Grunde, als weil sie von einer Kupferfarbe waren, eine unbekannte Sprache redeten, und keinen Bart hatten. Der Pabst ließ eine Bulle ausgehen, und bezeugte, daß es ihm und dem heil. Geiste gefiele, die Amerikaner für Menschen zu erkennen. Diese Bulle wurde aber nicht wohl aufgenommen. In den Concilio zu Lima im Jahr 1583. entstund ein heftiger Streit, ob die Amerikaner so viel Verstand hätten, daß man sie zu den Sacramenten der Kirche zulassen könnte. Im Jahr 1440. baten die Portugiesen den Pabst um Erlaubniß, daß sie das Vorgebürge der guten Hoffnung umschiffen, und die Negers zu einer beständigen Knechtschaft bringen dürften, weil sie die Farbe der Verdammten hätten, und niemals in die Kirche giengen. In dem Gesetzbuche des Königs von Preussen stehet der Satz, daß nach dem Rechte der Natur niemand ein Testament machen kann. Und zur Unterstützung dieses Satzes, wird folgender Beweis geführet, der so gar eine Demonstration seyn soll: „ Es kann keine Handschrift ein Testament seyn, so lange der Mensch lebet, weil es nicht nothwendig seine ultima voluntas ist; und niemand kann ein Testament nach seinem Tode machen.“ Beyde Vordersätze sind wahr, aber der verneinende Schlußsatz folget deswegen noch nicht. Es ist wahr, eines Menschen seine Handschrift ist nicht seine ultima voluntas, so lange er noch lebet: Aber wird es nicht seine ultima voluntas, wenn er stirbt ohne diese Handschrift zu ändern?

Viele Schlüsse sind in der Welt wie gute Münzen gangbar gewesen, wovon die Vordersätze und der Schlußsatz, beyde falsch sind. Aristoteles, der ein Buch über die Mechanik schrieb, war wegen des Gleichgewichts einer Waage in großer Verlegenheit, wenn man ungleiche Gewichte in verschiedenen Entfernungen vom Mittel-

punkte

punkte daran aufhienge. Da er bemerkt hatte, daß die Waagebalken, gewisse Theile eines Cirkels beschreiben, so erklärte er das Gleichgewicht durch einen merkwürdigen Beweis: „alle Eigenschaften des Cirkels sind wunderbar. Das Gleichwicht, zweyer Gewichte, die gewisse Theile eines Cirkels beschreiben, ist wunderbar. Also muß das Gleichgewicht eine von den Eigenschaften des Cirkels seyn.“ Was soll man nun von der Logik des Aristoteles denken, wenn man findet, daß er so bündige Schlüsse machen kann? Und doch ist dieses Werk die Bewunderung der Welt in so vielen Jahrhunderten gewesen. Ja, seine Schüler haben diesen thörichten Beweis eben so lange angenommen, und erkläret. Ich gehe zu einen andern Beweis fort: Die Ehe im vierten Grade der Blutsfreundschaft und Schwägerschaft wird durch das lateranische Concilium verboten; und der angegebene Grund ist, weil der Körper, da er aus vier Elementen besteht, auch vier verschiedene Säfte in sich hat. Die Römischcatholischen fiengen an die Ketzer zu enthaupten, sie aufzuhängen, oder sie zu steinigen. Allein man entdeckte bald, daß solche Strafen in Glaubenssachen noch zu geringe wären. Es wurde erwiesen, daß man die Ketzer an einem langsamen Feuer verbrennen müßte: Es wurde als gewiß angenommen, daß sie Gott in der andern Welt mit einem langsamern Feuer straffen würde; und daher machte man den Schlnß, „daß ein jeder Fürst und jede Obrigkeit, als das Ebenbild Gottes in dieser Welt, seinem Beyspiele folgen müßten.“ Hier ist ein doppelter Irrthum im Schlüssen: Erstlich, daß man den Grundsatz als erwiesen annimmt, der gewiß nicht unmittelbar wahr ist; und ferner, daß man daraus ohne die geringste Verbindung einen Schluß macht.

Es war ehemals eine allgemeine Meynung unter denen, die nahe an der See wohnten, daß die Leute nur während der Ebbe stürben. Und es fehlte dabey auch nicht

an scheinbaren Gründen. Die See führet bey der Fluth belebende Theilchen mit sich, welche die Kranken wieder stärken. Die See ist Salz, und das Salz bewahret vor der Fäulniß. Wenn die See bey der Ebbe sinkt, so sinkt auch alles mit derselben: Die Natur wird matt: Die Kranken werden nicht gestärket; und sie sterben.

Was soll man von einem Schlusse sagen, wo der Schlußsatz den Vordersätzen geradezu widerspricht? Wenn ein Mensch, der nach einer wilden Taube schießt, unglücklicher Weise! seinen Nachbar tödtet, so ist dieser Todtschlag nach den englischen Gesetzen zu entschuldigen; weil das Schiessen eines Thieres, welches kein Eigenthum eines Menschen ist, eine rechtmäßige Handlung ist. Wenn man aber zur Lust auf ein zahmes Geflügel zielet, welches eine Vergehung wider das Eigenthum eines andern ist, so wird der Tod des Menschen für eine Mordthat angesehen. Wenn man nach dem zahmen Geflügel schießt, um es zu stehlen, so ist es wegen der treulosen Absicht eine Mordthat. Man hat aus diesem Letztern folgenden Schluß gezogen, daß ein Mensch, der sich bemühet einen andern zu tödten, und seinen Schlag verfehlet, und sich selbst von ungefähr tödtet, nach dem Urtheile des Gesetzes, eines freywilligen und vorsetzlichen Selbstmordes schuldig sey. Ist dieses nicht ein seltsamer Schluß, daß man eine Handlung zu einem freywilligen und vorsetzlichen Selbstmorde macht, welche eben der Sache, die man zum Grunde setzt, ganz zuwider ist.

Es ist eine reiche Quelle unzulänglicher Schlüsse, welche großentheils während der Kindheit der Verstandeskraft herrschen, daß man keinen gehörigen Unterschied zwischen starken und schwachen Verhältnissen macht. Minutius Felix bemühet sich in seiner Schutzschrift für die Christen, die Einheit Gottes aus einer sehr entfernten Analogie zu beweisen, nämlich, weil nur ein Bienenkönig ist, und weil mehr als eine Obrigkeit nur

Ver-

Verwirrung anrichten würde. Es ist eine Schande für die Vernunft einen solchen Beweis für die Einheit Gottes vorzubringen. Jedoch ein jeder Beweis dienet zur Unterstützung eines Satzes, dessen Wahrheit wir schon im voraus wissen. Plutarch sagt, „es schiene durch eine besondere Regierung der Götter geschehn zu seyn, daß Numa am ein und zwanzigsten April, als an eben dem Tage gebohren worden, an welchem Romulus den Grund zur Stadt Rom gelegt hatte. Ein sehr kindischer Schluß aus einem bloßen Zufalle. Gesetzt, Italien wäre ziemlich volkreich gewesen, wie es ohne Zweifel damals wirklich war, so hätten am ein und zwanzigsten April oder an einem jeden andern Tage des Aprils, wohl tausend zur Welt kommen können. In vielen Ländern werden die Wundärzte und Barbier als Mitglieder eines Gewerbes aus einem sehr geringen Verhältniß in eine Classe gesetzt, weil sie beyde an dem menschlichen Körper etwas verrichten. Die Juden waren viele Jahrhunderte in dem gutem Rufe, daß sie erfahrne Aerzte wären. Franciscus der I. in Frankreich, welcher lange an einer Krankheit gelegen hatte, welche die Kunst seiner eignen Aerzte vereitelte, ersuchte den Kaiser Carl den V. ihm einen jüdischen Arzt aus Spanien zu schicken. Da er fand, daß die übersandte Person sich zur christlichen Religion gewandt hatte, so wollte ihn der König nicht brauchen; nicht anders als ob ein Jude seine Einsicht verlieren würde, wenn er sich zur christlichen Religion bekehrte. Warum ließ der König nicht einen von seinen eignen Aerzten sich zum Judenthume wenden? Der folgende kindische Beweis ist auf ein sehr schlechtes Verhältniß gebauet, welches zwischen unserm Heilande und dem hölzernen Creutze, woran er litte, seyn soll. „Glaubet mir, sagt Julius Firmicus, daß der Teufel nichts unterläßt, um die elenden Sterblichen zu verderben; indem er sich in eine jede verschiedene Gestalt ver-

wandelt, und alle Arten von Kunstgriffen braucht. Er läßt zu den Opfern, die man ihm bringt, Holz nehmen, weil er weis; daß unser Heiland, der ans Creuz geheftet war, allen seinen Nachfolgern die Unsterblichkeit geben werde. Man fället einen Fichtenbaum, und braucht ihn bey den Opfern für die Mutter der Götter. Ein hölzern Bild des Osiris wird bey den Opfern der Isis begraben. Ein hölzern Bild der Proserpina wird 40. Nächte hindurch beweinet, und sodann ins Feuer geworfen. Betrogene Sterbliche, diese Flammen können euch keinen Dienst thun. Vielmehr wüthet das Feuer, welches zu einer Strafe bestimmt ist, ohne Ende. Lernet von mir das göttliche Holz kennen, welches euch frey machen wird. Eine hölzerne Arche errettete das menschliche Geschlecht von der allgemeinen Sündfluth. Abraham legte Holz auf die Schultern seines Sohnes Isaacs. Der hölzerne Stab, den Aaron ausstreckte, brachte die Kinder Israel glücklich aus Egypten. Das Holz versüßte das bittre Wasser zu Mara, und erquickte die Kinder Israel, nachdem sie drey Tage ohne Wasser gereiset waren. Ein hölzerner Stab schlug Wasser aus dem Felsen. Der Stab Gottes in der Hand Moses, überwand den Amaleck. Der Patriarch träumte, daß er auf einer hölzernen Leiter die Engel herab und hinauf steigen sähe: und das Gesetz Gottes war in einer hölzernen Arche eingeschlossen. Diese Dinge wurden uns dargestellt, damit wir durch dieselben als durch gewisse Stufen zu dem Holze des Creutzes, welches unsere Erlösung ist, hinauf steigen möchten. Das Holz des Creutzes unterstützet die himmlische Maschine, es unterstützet den Grund der Erde, und führet die Menschen zum ewigen Leben. Das Holz des Teufels brennet und vergeht, und die Asche desselben führet die Sünder in den untersten Pfuhl der Hölle hinab.“ Die geringsten Verhältnisse machen bey einem schwachen Verstande einen tiefen Eindruck,

druck. Es war eine Einbildung des Antoninus Geta, bey der Anordnung seiner Tafel, daß er Service hatte, die aus Schüsseln bestunden, welche sich mit eben dem Buchstaben anfiengen. Der Namen des Königs Johannes in Schottland wurde aus keiner bessern Ursache in Robert verwandelt, als weil die Johannes in Frankreich und England unglücklich gewesen wären.

Bey den Schlüssen sind die Beyspiele nicht selten, wo man irriger Weise die Ursache für die Wirknng, und die Wirkung für die Ursache annimmt. Bey einem Steine, den man aus der Hand wirft, wurde die Fortsetzung seiner Bewegung in die Luft ehemals überhaupt so erklärt: „daß die Luft dem Steine nachfolgt, und ihn fortstößt.“ Hier wird die Wirkung ganz irrig für die Ursache genommen: die Luft folgt zwar dem Steine gleich nach; aber sie füllet nur den leeren Raum aus, den der Stein gemacht hat, und stößet ihn nicht fort. Man hat listiger Weise wider die Arzneykunst angeführt, daß die Aerzte unter mäßigen Leuten, die keine andern als die natürlichen Bedürfnisse haben, sehr selten sind; und daß da, wo viele Aerzte sind, auch viele Krankheiten angetroffen werden. Dieses heißt die Ursache für die Wirkung, und die Wirkung für die Ursache annehmen. Die Gesunden bedürfen keines Arztes; aber der Müßiggang und die Schwelgerey erzeugen die Krankheiten, und die Krankheiten erzeugen die Aerzte.

Während der Kindheit der Vernunft sind die Menschen an statt eines Beweises auch blos mit den Worten zufrieden. Eine begränzte Seeaussicht ist reitzend; aber eine unbegränzte Aussicht kann uns bald ermüden. Es würde nicht genug seyn, wenn man sagte, daß sie zu ausgedehnt wäre; denn warum sollte nicht eine Aussicht gefallen, und wenn sie auch noch so erweitert wäre? Allein man brauche nur einen fremden Ausdruck, und sage, daß sie trop vaste ist; so wird man es nicht weiter

suchen: ein Ausdruck, der uns nicht geläufig ist, machet einen Eindruck, und fesselt die schwache Vernunft. Diese Bemerkung erkläret eine Schreibart, die ehemals sehr gewöhnlich war, daß man die Sprache mit lateinischen Wörtern und Redensarten anfüllte. Allein diese werden jetzt weggelassen; weil ein eigner Nachdruck im Lesen einen tiefern Eindruck machet, als nur ein fremdes Wort bewerkstelligen kann.

Es ist noch ein Beweis von der Schwäche der menschlichen Vernunft in den finstern Zeiten; welches man kaum glauben würde, wenn es nicht durch unverwerfliche Zeugnisse bestätiget würde. Es war nämlich sehr gewöhnlich, daß man, anstatt bey einer natürlichen Erscheinung eine Ursache aufzusuchen, sie durch Erfindung einer Fabel erklärte, welche so viel Vergnügen verursachte, daß man nicht weiter nachforschte. Z. E. Anstatt die wahre Ursache von der Folge des Tages und der Nacht anzugeben, so erkärt das heilige Buch der Scandinavier, die **Edda**, diese Folge durch ein Mährchen: „Der Riese **Nor** hatte eine Tochter mit Namen **Nacht**, welche von einer dunkeln Farbe war. Sie wurde an den Daglingar von der Familie der Götter verheirathet. Sie hatten einen Sohn, den sie **Tag** nennten, der schön und glänzend, wie alle von der Familie des Vaters, war. Der allgemeine Vater nahm die Nacht und den Tag, setzte sie an dem Himmel, und gab ihnen zwey Pferde und zween Wagen, damit sie einer nach dem andern um die Welt reisen möchten. Die Nacht geht zuerst auf ihrem Pferde mit Namen **Rimfara** (frostige Mähne) welches die Erde mit dem Schaume, der von seinem Gebisse tropft, befeuchtet, welches der Thau ist. Das Pferd des Tages heißt **Skinfare** (glänzende Mähne) welches durch seine glänzende Mähne die Luft und die Erde erleuchtet.“ Der Uebersetzer der Edda bemerket, daß diese Art zu erklären, dem menschlichen Gemüthe angemessen

gemessen ist, welches mit einer Neubegierde begabt ist, die ausnehmend stark ist, aber leicht und oft mit Worten anstatt der Begriffe befriedigt wird. Zoroaster erklärt durch eine ähnliche Fabel das Wachsthum des Bösen in der Welt. Er erfindet ein gutes und böses Principium mit Namen Oromazes und Arimanes, welche in beständigem Streite wegen des Vorzugs sind. Am letzten Tage wird endlich Oromazes mit dem höchsten Gott, von welchem er ausgegangen ist, wieder vereiniget werden, Arimanes wird unterdrücket, und die Finsterniß zerstöret; und die Welt wird durch eine allgemeine Feuersbrunst ein heller und leuchtender Aufenthalt werden, vom welchem das Böse wird ausgeschlossen seyn. Ich kehre zur Edda zurück, die mit Fabeln von dieser Art angefüllet ist. Der höchste Begriff, den sich die Wilden von den Göttern bilden können, ist der Begriff von Menschen, die mit außerordentlicher Macht nnd Kenntniß begabt sind. Der einzige schwierige Umstand ist, wie sie so sehr vom Menschen unterschieden sind, daß sie unsterblich seyn können. Die Edda erklärt dieses durch folgende Fabel. „Die Götter verhinderten die Wirkung des Alters und der Abnahme, indem sie beständig gewisse Aepfel aßen, die der Sorgfalt der Iduna anvertrauet waren. Loke, der Momus der Scandinavier, entführte listiger Weise die Iduna, und verbarg sie in einem Gehölze unter der Verwahrung eines Riesen. Die Götter, welche alt und grau wurden, entdeckten den Urheber des Diebstahls; und durch schreckliche Drohungeu nöthigten sie ihn seine äußerste List anzuwenden, um die Iduna und Aepfel wieder zu schaffen, welches ihm auch gelung.“ Der Ursprung der Dichtkunst wird in diesem Werke also erklärt: „Die Götter bildeten den Cuaser, der die Erde durchwanderte, und den Menschen Weisheit lehrte. Er wurde verrätherischer Weise durch zween Zwerge erschlagen, die

Honig mit seinem Blute vermischten, und einen Trank machten, der alle diejenigen, welche davon trinken, zu Poeten machet. Diese Zwerge, welche in die Strafe eines gewissen Riesen fielen, wurden von ihm auf einen Felsen gestellet, der mit der See ganz umgeben war. Sie gaben also diesen erwähnten Saft zum Lösegelde, den der Riese seiner Tochter Gunloda überlieferte. Der köstliche Trank wurde von den Göttern begierig gesucht; aber wie sollten sie dazu gelangen? Odin in Gestalt eines Wurms brach endlich durch eine Ritze in die Höle, wo der Trank verborgen war. Sodann nahm er seine natürliche Gestalt wieder an, und als er die Einwilligung der Gunloda erhalten hatte, drey Züge zu thun, so sog er das Ganze aus, und verwandelte sich in einen Adler, und flog nach Asgard. Der Riese, welcher ein Zauberer war, flog dem Odin geschwind nach, und kam mit ihm nahe an den Thoren von Asgard zusammen. Die Götter kamen ans ihren Pallästen heraus, um ihrem Herrn beyzustehen; und überreichten ihm alle ihre Krüge, die er sogleich mit dem köstlichen Getränke anfüllte. Allein in der Eile goß Odin nur einen Theil seines Getränkes durch seinen Schnabel, und das übrige ließ er durch einen weniger reinen Ausgang laufen. Der erstere wird von den Göttern den guten Poeten gegeben, um ihnen eine göttliche Begeisterung einzuflößen. Der letztere, der in größerer Menge ist, wird allen denjenigen, die darum ansuchen, mit freygebiger Hand gegeben; und auf diese Weise wird die Welt mit einer unzähligen Menge schlechter Verse geplagt.“ Die Unwissenheit ist zu allen Zeiten leichtgläubig. Albert, mit dem Zunamen der Große, blühte im dreyzehnten Jahrhunderte, und war ein Mann von wirklicher Gelehrsamkeit. Während seiner ganzen Erziehung war er besonders ungelehrig; und einige Jahre vorher, ehe er starb, wurde er ganz blödsinnig. Dieser sonderbare Umstand gab

Gele-

Gelegenheit zu folgender Geschichte: Daß die heilige Jungfrau ihm erschien und fragte, ob er in der Philosophie oder Theologie vorzüglich stark seyn wollte, worauf sie ihm, als er die erstere wählte, versprach, daß er ein unvergleichlicher Philosoph werden sollte; aber dabey hinzusetzte, daß er zur Strafe, weil er die Theologie nicht vorgezogen hätte, wieder wie anfänglich einfältig werden sollte.

Es scheint bey einer flüchtigen Betrachtung beynahe unerklärlich zu seyn, daß so gar die dümmsten Wilden ein kindisches Mährchen für eine gegründete Ursache annehmen sollten. Allein die Natur kömmt dem Betruge zu Hülfe: wo die Dinge auf eine lebhafte Art erzählet werden, und jeder Umstand vor unsern Augen vorzugehen scheinet, da nehmen wir alles für erwiesen und als wahr an. Kann ein unwissender Bauer an der Begeisterung zweifeln, wenn er sieht, nicht anders als ob der Poet den reinen himmlischen Trank einschlürfte? Und wie kann dieser Poet wohl andere als schlechte Verse machen, der die Auswürfe genießt, welche aus dem Hintern sogar eines Gottes herab fallen?

Zur Erklärung der natürlichen Erscheinungen haben so gar gute Schriftsteller eine Schwäche im Schlüssen verrathen, die gegen die erwähnte nicht viel besser ist. Sie fertigen zwar ihre Schüler nicht mit einem Mährchen ab; aber sie geben ihnen einen solchen Grund an, der eben so wenig, als ein Mährchen, etwas Wirkliches enthält. Descartes schreibt die Bewegung der Planeten einem Wirbel des Aethers zu, der sich rund umher drehet. Er dachte nicht daran, zu untersuchen, ob ein solcher Wirbel wirklich vorhanden wäre, noch auch was ihn in Bewegung setzte. Buffon bildet die Erde aus einem Stücke der Sonne, welches durch einen Cometen abgeschlagen worden. Ist es aber nicht erlaubt diesen berühmten Philosophen zu fragen, was denn den Cometen bildete?

Dieses hält man für einen gründlichen Schluß; und doch lachen wir über die armen Indianer, welche behaupten, daß die Erde von einem Elephanten, und der Elephant von einer Schildkröte unterstützt werde.

Es ist noch lächerlicher, dasjenige, was man als eine Erdichtung erkennet, für etwas Wirkliches zu halten. Von dieser Art sind die erdichteten Fälle in den römischen Gesetzen. Ein Römer, der im Kriege gefangen wurde, verlor das Recht eines römischen Bürgers. Denn man hielt davor, daß die Freyheit diesem Rechte wesentlich sey. Allein wenn er nun nach einer Gefangenschaft von einer Stunde vielleicht wieder entflohe? Die Härte in diesem Falle hätte eine Veränderung des Gesetzes veranlassen sollen, nämlich, daß man das Recht nicht länger als die Gefangenschaft währte, entzogen hätte. Allein die alten Römer waren nicht so klug. Sie suchten diese Härte durch eine Erdichtung abzuhelfen, daß der Mensch niemals ein Gefangener gewesen wäre. Das preußische Gesetzbuch verbannet eine unzählige Menge von Erdichtungen, die man in den römischer Gesetzen findet. *) Und dennoch wird es bey der Abhandlung von den persönlichen Rechten als eine Regel festgesetzt, daß ein Kind im Mutterleibe für gebohren anzusehen ist, wenn diese Erdichtung zu seinem Vortheile gereicht. **) Eine Erdichtung ist bey einem schwachen Kopfe eine glückliche Erfindung verworne Fragen zu entscheiden. Von dieser Art ist die Verfassung von England, daß die englischen Gerichtshöfe blos territorial sind; und daß sie über keine Sache, die sich auswärts zuträgt, ein Wort darein sprechen können. Ein Engländer z. E. der seinen Reisegesellschafter in Frankreich ermordet hat, kehret in sein Vaterland zurück.

Was

*) S. Vorrede Absch. 28.

**) Th. 1. B. 1. Tit. 4. Absch. 4.

Was soll nun geschehn? Ein solches Verbrechen darf nicht ungestraft bleiben. Es wird also angenommen, als ob das Verbrechen in England wäre begangen worden.

Die alten Historien sind voll von unglaublichen Dingen, die während der Kindheit der Vernunft für wahr gehalten worden, und die man jetzt mit Verachtung verwerfen würde. Es kann ein jeder, der in der Geschichte der alten Nationen nicht unwissend ist, unzählige Beyspiele davon finden. Glaubt es wohl jetzt jemand, ob es gleich die Geschichteschreiber im Ernste berichten, daß in dem alten Rom ein Gesetz gewesen sey, den Cörper eines Banquerottirers in Stücken zu zerschneiden, und die Stücken unter seine Gläubiger auszutheilen? Die Geschichte von den Porsenna und Scävola ist sehr romanenhaft, und die Geschichte von den Vampieren in Ungarn ist höchst abgeschmackt. Man hat keine Ursache zu glauben, daß jemals ein solcher Staat, wie das Reich der Amazonen, gewesen sey; und die Geschichte von der Thalestris und Alexandern dem Großen ist ohne Zweifel eine Erdichtung. Die schottischen Geschichtschreiber beschreiben die Schlacht von Luncarty im Ernste und nach allen Umständen, nicht anders als ob sie Augenzeugen davon gewesen wären. Ein Bauer und seine zween Söhne pflügten, wie man sagt, während der Schlacht auf einem angränzenden Felde, Voll Wuth über ihre Landsleute, daß sie ihren Rücken wandten, zerbrachen sie den Pflug in Stücken; und ein jeder ergriff ein Stück davon, lief mitten in die Schlacht, und sie erhielten einen vollkommenen Sieg wider die Dänen. Diese Geschichte hat alle Merkmale der Erdichtung: ein Mann, der im Angesicht einer Schlacht, wovon seine Frau und Kinder, seine Güter, und vielleicht sein eigen Leben abhieng, ganz unbekümmert seiner ordentlichen Beschäftigung des Pflügens nachgehet. Noch mehr,

drey

drey Männer ohne Rang oder Ansehen, bloß mit einem Stock in der Hand, widersetzen sich dem Siege, und verändern den Ausgang der Schlacht. Ich erwähne hierbey noch nicht einmal, daß ein Pflug erst 100 Jahre nach dieser Schlacht in Schottland bekannt geworden; denn ein solcher Umstand konnte bey dem Geschichtschreiber keinen Zweifel erwecken, wenn er davon nichts wußte.

Die Vernunft ist in Ansehung ihres Wachsthums ganz sonderbar. Man kann die Moral, die Sitten, und alles was äußerlich erscheint, zum Theil durch Nachahmung und Beyspiel erlangen, welche nicht den geringsten Einfluß auf die Vernunft haben. Die einzigen Mittel diese Kraft zu ihrer Reife zu bringen, sind unermüdeter Fleiß und Uebung; und sogar diese werden einen Menschen nicht einen Schritt weiter als in solchen Dingen bringen, mit denen er umgeht. Man findet viele Exempel von Leuten, die in einer Wissenschaft sehr erfahren sind, und in andern noch eine grobe Unwissenheit besitzen. Viele geschickte Mathematiker sind Neulinge in der Staatskunst, und sogar in den gemeinen Künsten des Lebens: sie sind durch Fleiß und Uebung in allen Verhältnissen der Gleichheit reif geworden, da sie indessen, wie der Pöbel, bey andern Verhältnissen ganz unwissend bleiben. Auf gleiche Weise kann ein Mensch, der viel Zeit und Nachdenken auf politische Materien gewandt hat, in andern Zweigen der Kenntniß noch ein Kind seyn. *)

Ich

*) Pascal, der berühmte Verfasser der Provincial-Briefe, hat zur Erklärung der Unendlichkeit und Untheilbarkeit der Gottheit folgende Worte. „Ich will euch eine unendliche und untheilbare Sache zeigen. Es ist ein Punct, der sich mit unendlicher Geschwindigkeit beweget. Dieser Punct ist an allen Orten auf einmal, und überall ganz.“ Wie abgeschmackt, sagt Voltaire, einem mathematischen

Puncte

Ich gehe zu der zweyten Classe fort, welche irrige Schlüsse enthält, die durch natürliche Neigungen veranlaßt werden. Die erste Neigung, die ich erwähnen will, hat einen ausgebreiteten Einfluß. Was man gesehen hat, machet einen tiefern Eindruck, als was man von andern gehört, oder dnrch eigenes Nachdenken entdeckt hat. Daher rühret es, daß bey der Beurtheilung des Rechts und Unrechts, die äußerliche Handlung, nur die Aufmerksamkeit des Unwissenden und Ungelehrten auf sich ziehet, der nicht in den Willen oder die Absicht eindringen kann; und daher kömmt es, daß man in der Religion den Formen und Ceremonien ein großes Gewicht beylegt, ohne auf ihre Absicht zu sehen. Diese besondern Stücke werden hernach bey dem Wachsthum der Moral und der Religion wieder vorkommen. Bey dem gegenwärtigen Versuche hat man nur zu merken, daß bey der Beurtheilung der Bündnisse, Gesetze, Gelübde, und anderer Handlungen, die durch Worte vollzogen worden, in den Tagen der Unwissenheit das ganze Gewicht auf den äusserlichen Ausdruck geleget wird, ohne dabey auf die Meynung und Absicht der Redenden oder Schreibenden zu sehen. Der Segen, den Isaac seinem Sohne Jacob ertheilte, da er ihn irriger Weise für den Esau hielt, ist ein merkwürdiges Beyspiel davon. Der Segen war nicht allein für den Esau bestimmt, sondern Jacob hatte sich, indem er seinen Vater hintergieng, desselben unwürdig gemacht, und den-

Puncte Bewegung zuzuschreiben, der kein ander Daseyn als in dem Verstande des Meßkünstlers hat! daß er sich überall in einerley Augenblicke bewegen kann, und daß er sich mit unendlicher Geschwindigkeit bewegen kann, nicht anders als ob eine unendliche Geschwindigkeit wirklich seyn könnte. Ein jedes Wort, setzt er hinzu, ist voll Ungereimtheit, und doch war es ein großer Mann, der dieses Zeug vorbrachte.

dennoch hatte Isaac die Worte ausgesprochen, und es war nicht mehr in seiner Macht sie ungesagt zu machen: nescit vox emissa reverti. Josua, dem die Gibeoniter gröblich hintergiengen, indem sie leugneten, daß sie Cananiter wären, machte einen Bund mit ihnen; und ob er es gleich erfuhr, daß sie Cananiter waren, so hielt er sich doch selbst für verbunden sein Wort zu halten. Nach eben dieser Neigung halten es die Leute für zureichend, die Worte eines Gelübdes zu erfüllen, ob sie gleich die Absicht nicht haben. Der Herzog von Lancaster, der sich über den hartnäckigen Widerstand in Rennes, einer Stadt in Bretagne ärgerte, that im Zorne ein Gelübde, daß er die Belagerung nicht eher aufheben wollte, als bis er die englischen Fahnen auf das eine Stadtthor aufgesteckt hätte. Dieses war ein übereiltes Gelübde. Er fand es für nöthig, die Belagerung aufzuheben, aber sein Gelübde war im Wege. Der Gouveneur befreyete ihn von seinem Gewissenszweifel, und erlaubte ihm seine Fahnen auf ein Stadtthor aufzustecken, und nun glaubte er, daß sein Gelübde erfüllet wäre. Das folgende ist ein Exempel eines abgeschmackten Schlusses, der von einem wörtlich genommenen Gebote hergenommen, und wider allen gesunden Menschenverstand ist. Der Apostel befielt uns, allezeit zu beten; und hieraus schlüßt Hieronymus, der Kirchenlehrer, also: „Das eheliche Vergnügen kann nicht mit dem Beten bestehen; also ist das eheliche Vergnügen eine Sünde“ Man kann mit eben diesem Grunde auch beweisen, daß Essen und Trinken Sünden sind; und daß das Schlafen eine große Sünde ist, weil es eine große Unterbrechung des Betens ist. Eben so hat man in Abyßinien aus einem andern Texte, nämlich, daß ein Bischof unsträflich, und eines Weibes Mann seyn soll, buchstäblich genommen, einen sehr verschiedenen Schluß hergeleitet, nämlich, daß ein Presbyter nicht eher kann ordinirt werden, als bis er

verheira-

verheirathet ist. Die Verbote sind auf eben diese seichte Art ausgelegt worden. Clarendon giebt zwey Exempel, die sich beyde auf das große Feuer von London beziehen. Dem Lordmayor, welcher den Vorschlag that, daß man ein Haus niederreissen sollte, um dadurch den Fortgang des Feuers aufzuhalten, widersetzten sich die Advocaten und erklärten diese Handlung für unrechtmäßig; und das Haus brante ab, ohne, daß man es nieder gerissen hätte. Um eben die Zeit that man auch den Vorschlag, einige Häuser aufzubrechen, um das Hausgeräthe daraus zu retten, weil die Besitzer auf dem Lande abwesend waren; allein sie erklärten es für einen diebischen Einbruch, eine Thür, ohne Einwilligung des Besitzers mit Gewalt zu eröffnen. Eine solche buchstäbliche Erklärung, die dem gesunden Menschenverstande ganz zuwider ist, hat sich oft soweit erstreckt, daß man sogar bis zu Bestrafungen dabey gegangen ist. Isadas war eben im Bade, als der Lerm in Lacädemon entstund, daß Epaminondas mit einer zahlreichen Armee anrückte. Er lief ganz nakend wider den Feind mit einem Spieße in der einen und mit einem Schwerdte in der andern Hand, und machte alles vor sich nieder. Die Ephori belegten ihn mit einer Geldstrafe, weil er ohne Rüstung zur Schlacht gegangen war; und sie beehrten ihn wegen seiner tapfern That zu gleicher Zeit mit einem Kranze. Wie abgeschmackt war es doch, sich einzubilden, daß sich das Gesetz auf einen solchen Fall erstreckte! und um wie viel mehr war es ungereimt zu glauben, daß man einerley That so wohl bestrafen, als auch belohnen müßte! Der König von Castilien, dem ein gejagter Hirsch von seinem Pferde abwarf, wurde von einer Person in der Nähe gerettet, die sein Degengehenke zerschnitte. Die Richter hielten einen Pardon für ausdrücklich nöthig, um einen Menschen von der Todesstrafe zu befreyen, der ein Schwerdt wider seinen Monarchen aufgehoben hatte.

Es ist eine heilsame Einrichtung, daß ein Abwesender nicht kann zum Tode verurtheilet werden. Der Pabst Formosus starb plötzlich ohne eine Strafe für seine Verbrechen zu leiden. Allein dieses konnte doch seine Güter von der Einziehung nicht retten: er wurde aus seinem Grabe wieder ausgegraben, und in seinen päbstlichen Anzug gekleidet; und in dieser Gestalt stellte man einen criminal Proceß wider ihn an. Konnte man wohl im Ernste glauben, daß ein verfaulter Leichnam, den man vors Gerichte brachte, hinlänglich wäre das Gesetz zu erfüllen? Eben dieses abgeschmackte Nachspiel wurde auch in Schottland mit dem Cörper des Logan von Restalrig verschiedene Jahre nach seinem Begräbnisse gespielt. Der Cörper des Tancred, Königs von Sicilien, wurde aus dem Grabe genommen, und ihm wegen vermeynter Rebellion der Kopf abgeschnitten. Heinrich der IV. von Castilien wurde in Abwesenheit abgesetzt. Man spielte aber zum Scheine der Gerechtigkeit folgende lächerliche Scene. Es wurde eine hölzerne Statue in königlicher Kleidung auf ein Theater gestellt; und derselben das Urtheil der Absetzung feyerlich vorgelesen, als ob es der König gewesen wäre. Der Erzbischoff von Toledo ergrif die Crone, ein anderer den Scepter, und ein dritter den Degen; und die Ceremonie wurde mit der Ausrufung eines andern Königes beschlossen. Wie sehr erniedrigen solche Dinge den Menschen, welcher sich der Vernunft als seiner vornehmsten Eigenschaft rühmet! Man würde jetzt eine Ausflucht von dieser Art mit Abscheu als eine Sache verwerfen, die nur zur Belustigung der Kinder diente; und doch sehe ich mit Betrübniß, daß die gesetzlichen Verfahren, noch nicht ganz von solchen Schlacken gereinigt sind. Nach einem Gesetze in Holland gehört das Bekenntniß eines Missethäters nothwendig zu einer Todesstrafe, indem man keine andre Zeugnisse für hinlänglich hält: und doch wird er bey

seinen

seiner beharrlichen Versicherung der Unschuld so lange auf die Tortur gebracht, bis er die Worte des Bekenntnisses ausspricht; nicht anders als ob die bloßen Worte ohne wirklichen Willen oder Vorsatz hinlänglich wären. Die englische Gewohnheit in einem ähnlichen Falle ist nicht weniger abgeschmackt. Das eigne Geständniß wird dort zwar nicht erfodert; aber man verlangt, daß der Angeklagte sagen soll, ob er unschuldig oder schuldig sey. Wie aber, wenn er stumm bleibt? Er wird sodann durch Gewichte so lange niedergedrückt, bis er sich erklärt; und wenn er stumm bleibt, so wird er so lange gedrückt, bis er den Geist aufgiebt: Eine Tortur, die unter dem Namen peine forte et dure *) bekannt ist. Ferner hat ein Gesetz, welches die Religion nachahmt, die Ceremonien über die wesentliche Sache selbst erhoben. In England hat man sich so genau an die Form gehalten, daß dadurch der geringste Fehler in den Worten nachtheilig wird, so gewiß auch sonst die Meynung davon seyn kann. So hat man z. E. davor gehalten, daß murdredavit anstatt murdravit, und feloniter anstatt felonice, eine Anklage fehlerhaft mache.

Es ist keine Neigung in der menschlichen Natur herrschender, als eine Begierde das Zukünftige vorher zu wissen, und sich dasjenige, was sich ereignen wird, im voraus bekannt zu machen. Diese Begierde herrschte besonders in den finstern Zeiten; und daher kamen die

*) Seitdem der Verfasser das oben erwähnte geschrieben hat ist eine Palamentsacte gemacht worden, in welcher die Gesetzgeber, nach der Bemerkung der Ungereimtheit des alten Gesetzes hinzugesetzt haben, daß man die Personen, die wegen einer begangenen Treulosigkeit oder Seeräuberey angeklagt werden, und gegen die Anklage stumm bleiben, oder nicht antworten wollen, als selbst bekennende ansehen, und ein Urtheil wider sie sprechen soll, als ob sie durch ihr eigen Geständniß überwiesen wären.

die unzählichen Ahndungen, Anzeichen, Träume, gerichtliche Sterndeuterey, Orakel und Prophezeyhungen. Es zeigt eine außerordentliche Schwäche der Vernunft an, wenn man nicht sieht, daß eine solche vorläufige Kenntniß eine weit verderblichere Gabe für den Menschen als die Büchse der Pandora seyn würde: Sie würde ihn aller Bewegungsgründe zu Handlungen berauben; und ihm keine Klugheit noch Veranstaltung einiger Mittel zur Hervorbringung eines verlangten Entzwecks übrig lassen. Das Leben ist ein bezauberndes Schloß, welches die Leidenschaften unterhält, und die Vernunft übet: Man nehme den Schleyer weg, der die Zukunft verbirgt, so verschwindet das bezaubernde Schloß, und man erblickt an seiner Stelle eine dürre und geschmacklose Aussicht. Die Bekümmerniß wegen der Zukunft erregt unsre Klugheit uns auf dasjenige vorzubereiten, was sich zutragen kann; aber eine Begierde dasjenige zu wissen, was die Klugheit nicht entdecken kann, ist eine Schwäche der Natur, die mit keinem vernünftigen Grunde bestehen kann. *)

Eine Begierde nach Dingen, die selten und wunderbar sind, ist eine natürliche Neigung, die nicht weniger allgemein als die erstere ist. Eine jede seltsame oder unerklärliche Begebenheit, erwecket die Aufmerksamkeit und erhitzet das Gemüth: Wir fangen sie begierig auf, wir wünschen, daß sie wahr sey, und glauben bey dem geringsten Grunde, daß sie wahr sey; weil ein solcher Glaube unsere Begierde befriediget. Ein Hirsch den Carl der VII. von Frankreich in dem Walde von Senlis fieng, trug ein Halsband, auf welchem die Aufschrift

*) Das Vorherwissen der zukünftigen Begebenheiten, ist von einer Ueberzeugung sehr weit unterschieden, daß alle Begebenheiten festgesetzt und unveränderlich sind; die letztere läßt uns Freyheit zur Thätigkeit; aber die erstere vernichtet alle Thätigkeit.

schrift stund, Caesar hoc me donabat; Die Begierde zum Wunderbaren, machte, daß ein jeder glaubte, es würde hier der römische Kaiser verstanden, und das Thier müßte wenigstens 1000. Jahre gelebt haben; Man übersah aber dabey, daß der Kaiser von Deutschland auch Cäsar genennt werde, und daß man also nicht funfzig Jahre zurück gehen dürfe. Diese Begierde zeiget sich so gar in der Kindheit: Man höret ganz ängstlich auf die Erzählungen von Gespenstern und Erscheinungen; und man glaubt sie ganz fest, wie man aus dem Schrecken, welches sie verursachen, wahrnehmen kann; und daher sind die gemeinen Leute von solchen Histörchen um eines Grundes willen eingenommen, der nicht hinreichend seyn würde die allerleichteste Sache zu beweisen. Die abgeschmackten und kindischen Wunderzeichen, welche in der Geschichte des Titus Livius und in andern alten Geschichtschreibern überall eingestreuet sind, würden für einen verständigen und ernsthaften Schriftsteller ganz unverantwortlich seyn, wenn nicht die erwähnte Begierde dabey zum Grunde läge. Allein der menschliche Glaube ist nicht einer jeden unordentlichen Neigung überlassen. Unser Schöpfer hat den Glauben der Verbesserung unserer Vernunft unterworfen; und daher verlieren die Wunder, Erscheinungen, Bezauberungen, Hexereyen, und dergleichen Zeug, so wie die Vernunft zu ihrer Vollkommenheit fortgehet, auch ihren Einfluß. Jedoch diese Verbesserung ist ausnehmend langsam gewesen, weil die Begierde außerordentlich stark ist. Solche ungereimte Dinge fanden unter weisen Leuten, so gar noch im letzten Jahrhunderte Beyfall. Ich bin bereit diese Beschuldigung zu bestätigen, und zween Männer vom ersten Range unter den Gelehrten anzuführen: Und es würde nicht schwer seyn, wenn es nöthig wäre, noch ein grösseres Verzeichniß davon zu verfertigen. Der berühmte Grotius soll der erste seyn. Procopius erzählt

in seiner vandalischen Geschichte, daß einige rechtgläubige Christen, denen die Arianer die Zungen ausgeschnitten, wunderbarer Weise eben so wie vorher fort geredet hätten. Er beruft sich zur Bestätigung dieser Sache auf einige von diesen wunderbaren Personen, die zu seiner Zeit in Constantinopel gelebt hätten. In den finstern Zeiten des Christenthums, da verschiedene Secten wider einander heftig erbittert waren, ist es nicht zu verwundern, daß man grobe Ungereimtheiten als wirkliche Wunder annahm: Allein ist es nicht erstaunlich, und zugleich kränkend, daß Grotius, das größte Genie seiner Zeit, solche ungereimte Dinge glaubte. Er beruft sich wegen der Wahrhett des vorhergehenden Wunders, nicht allein auf den Procopius sondern auch auf verschiedene andere Schriftsteller;*) nicht anders als ob das Hörensagen von einigen wenigen Schriftstellern hinlänglich wäre, uns eine Unmöglichkeit zu überreden. Konnte es wohl im Ernste seine Meynung seyn, daß der große Gott, der nach allgemeinen Gesetzen regieret, und die Sonne auf die Menschen von allen Religionen auf gleiche Weise scheinen läßt, durch ein Wunder die Gesetze der Natur unterbrechen werde, um sein Mißfallen an einer ehrlichen Secte der Christen zu bezeugen, so irrig auch ihre Lehren seyn mögen. Glaubte er auch, was Procopius hinzusetzt, daß zweene von diesen rechtgläubigen Christen ihre Sprache als eine Strafe des Allmächtigen wieder verlohren hätten, weil sie liederlichen Weibspersonen beygewohnet?

Ich komme nun zu unserm berühmten Geschichtschreiber den Grafen von Clarendon, als die andre Person, die ich anführen will. Ein Mann, der lange in öffentlichen Geschäfften als ein vollkommner Staatsmann gewesen, und sowohl aus Büchern als auch aus der Erfahrung eine große Kenntniß besaß, hätte sich wohl mehr als

*) S. die Prolegomena zu seiner gothischen Geschichte.

als irgend jemand wider thörichte Wunder verwahren können: und doch sieht man seine abergläubische Leichtgläubigkeit an kindischen Histörchen; und er ist in diesem Stücke eben so schwach als sein Zeitgenosse Grotius. Er erzählet ganz ernsthaft einen Zufall, der die Ermordung des Herzogs von Buckingham anbetrifft, auf folgende Weise. „Es wurden damals viele Historien von Prophezeyhungen und Vorhersagungen von des Herzogs unzeitigen und gewaltsamen Tode ausgestreuet, von denen eine auf einem bessern Grunde der Glaubwürdigkeit beruhte, als dergleichen Reden gemeiniglich zu haben pflegen. Es war ein Bedienter in des Königs Garderobe im Windsorschlosse, der wegen seiner Redlichkeit und Klugheit im Ansehen stund, und damals ungefähr funfzig Jahre alt war. Ohngefähr sechs Monate vor dem elenden Ende des Herzogs, da dieser Mann im Bette und ganz gesund war, erschien ihm um Mitternacht ein Mann von einem ehrwürdigen Ansehen, der die Vorhänge aufzog, und seine Augen auf ihn richtete, und sagte, kennen sie mich, mein Herr? Der arme Mann, der vor Furcht halb todt war, antwortete, er hielte ihn für den Herrn George Villiers, den Vater des Herzogs. Hierauf wurde ihm von der Erscheinung befohlen, zu dem Herzog zu gehen, und ihm zu sagen, daß wenn er sich nicht bey dem Volke in Gunst setzte, er nur eine kurze Zeit leben würde. Eben diese Person erschien ihm zum zweyten und dritten male, und gab ihm einen harten Verweiß, daß er sein Versprechen nicht gehalten hätte. Der arme Mann nahm seinen ganzen Muth zusammen, um sich zu entschuldigen, daß es schwer wäre, vor den Herzog zu kommen, und daß man ihn für einen tollen Menschen halten würde. Die Erscheinung sagte ihm einige Geheimnisse, die ihrem Vorgeben nach seine Beglaubigungszeichen bey dem Herzoge seyn würden. Der königliche Bediente wurde durch den Herrn Ralph Free-

man zu dem Herzog geführet, und von ihm sehr höflich empfangen. Sie giengen beynahe eine Stunde mit einander auf und ab; und der Herzog sprach bisweilen mit großer Heftigkeit, obgleich seine Bedienten nebst dem Herrn Ralph in einer solchen Entfernung waren, daß sie nicht ein Wort hören konnten. Der königliche Bediente erzählte dem Herrn Ralph, als er von dem Herzog zurück kam, daß eben bey der Erwähnung der besondern Umstände, die ihm Glaubwürdigkeit verschaffen sollten, der Herzog seine Farbe verändert, und geschworen hätte, der königliche Bediente könnte dieses nur von dem Teufel selbst wissen; indem diese Dinge ihm nur allein bekannt wären. Man bemerkte, daß der Herzog, der den König auf die Jagd begleitete, den ganzen Morgen in tiefen Gedanken ritt, und noch Vormittage das Feld verließ, und bey dem Hause seiner Mutter abstieg, mit welcher er sich zwo oder drey Stunden einschloß. Da sie der Herzog verließ, sah er in seinem Gesichte ganz unruhig und zornig, welches man in seinem Umgange mit derselben vorher niemals bemerket hatte: und sie selbst weinte, und war in großer Angst. Es mag nun alles dieses seyn was es will, so ist es doch eine bekannte Wahrheit, daß sie bey der Nachricht von der Ermordung des Herzogs im geringsten nicht erstaunte, und eben nicht viel Betrübniß darüber bezeugte.“

Der Namen des Lord Clarendon verlangt mehr Aufmerksamkeit auf die vorhergehende Begebenheit, als sie sonst verdienen würde. Es ist kein Glaubensartikel der christlichen Religion, daß die Todten ihre Verbindung mit den lebendigen behalten, oder in diese Welt wieder zurück kehren dürfen: wir haben zu einer solchen Sache keinen festen Grund; und man höret auch nichts davon, außer in Erzählungen zur Belustigung oder Erschreckung der Kinder. Zweytens kömmt diese Erzählung mit den Wegen der Vorsehung nicht überein, die aus den weifesten

festen und besten Absichten einen undurchdringlichen Schleyer zwischen uns und die Zukunft gezogen hat. Drittens fehlet es dieser Erscheinung, ob sie gleich mit einer wunderbaren Kenntniß der zukünftigen Begebenheiten begabet seyn soll, an der Klugheit, die eine Person von ordentlichem Verstande haben muß. Die Erscheinung kömmt zweymal, ohne daran zu denken, daß sie dem königlichen Bedienten hinlängliche Beglaubigungszeichen zu geben hat; und sie denket überhaupt nicht eher daran als bis es der Bediente selbst anzeiget. Viertens, warum gieng die Erscheinung nicht selbst gerade zu dem Herzoge; und warum muß sie eine dritte Person dazu brauchen? Der Herzog würde durch eine Erscheinung an ihn selbst vielmehr seyn gerührt worden, als da er es aus der zweyten Hand hatte. Der königliche Bediente fürchtete sich, daß man ihn für einen Wahnsinnigen halten möchte, und der Herzog hatte auch einige Ursache ihn dafür zu halten. Endlich erfolgte die Erscheinung drey Monate vor des Herzogs Tode, und doch hören wir nicht, daß er der gegebenen Warnung zufolge einen einzigen Schritt gethan hätte. Das Ansehn des Geschichtschreibers und die Achtung, die man ihm schuldig ist, haben bey mir die vorhergehenden Betrachtungen erregt, die in Ansehung der Erzählung selbst eben nicht nöthig sind; denn der Grund ist nicht so beschaffen, daß er einen ordentlichen Vorfall bestätigte. Der Lord bekennet selbst, daß er keinen andern Beweis als das gemeine Gerücht davon habe, indem er saget, daß es eine von den vielen damals ausgestreuten Histörchen sey. Er saget nicht, daß ihm der königliche Bediente, dessen Namen er nicht erwähnt, noch der Herr Ralph Freeman, oder die Mutter des Horzogs oder der Herzog selbst diese Geschichte erzählt habe. Wenn also ja etwas von der erwähnten Historie sich jemals zugetragen hat, so kann man mit gutem Grunde annehmen, daß der königliche

Bediente wahnsinnig, oder recht schwärmerisch unsinnig gewesen ist: und überdieses hat man auch keinen andern Beweis als das gemeine Gerücht, daß er dem Herzoge einige Geheimnisse entdeckt habe. Ich will bey diesem Umstande nur noch hinzusetzen, daß hier zwey merkwürdige Beyspiele von einer bereits oben gemachten Bemerkung sind, nämlich, daß ein Mann in einer Wissenschaft sehr groß, und in einer andern wieder sehr klein seyn kann. Hätte Grotius oder Clarendon die Grundsätze der Vernunft und Religion so unpartheyisch studiret, wie sie bey andern Wissenschaften thaten, so würden sie niemals so schlecht bewiesenen Berichten, und allen gesunden Grundsätzen der Theologie so widersprechenden Erzählungen, einigen Glauben beygemessen haben.

Eine andere Quelle irriger Schlüsse ist ein sonderbarer Hang in dem Gemüthe des Menschen zu Geheimnissen und verborgenen Anzeigen. Das geschäfftige Gemüth ist selten mit der simplen und leichten Bedeutung zufrieden, wo der Gegenstand einen tiefen Eindruck machet: die Erfindungskraft wird erreget auf Allegorien zu denken, und in verborgne Absichten einzudringen. Es ist mir ein merkwürdiges Exempel in Absicht auf die Ceremonien des Gottesdienstes bekannt. Josephus *) hat bey Gelegenheit der Stiftshütte folgende Stelle: „Ein jeder, der die Bauart der Stiftshütte, die priesterlichen Kleider, und die zum Dienste des Altars gewidmeten Gefäße betrachtet, muß nothwendig überzeugt werden, daß unser Gesetzgeber ein frommer Mann war, und daß alles Geschrey wider ihn und unsern Glauben bloße Verläumdungen sind. Denn was sind alle diese Dinge anders als das Bild der ganzen Welt? Dieses wird ein jeder einsehen, der die Sache unpartheyisch untersuchet. Die Stiftshütte von dreyßig Fuß ist in drey

Theile

*) Antiq. Iud. lib. 3.

Theile abgetheilt; zweene für die Priester überhaupt, und zu ihrem freyen Gebrauch eben so frey als die Erde und das Meer; der dritte, wohin kein Sterblicher kommen darf, ist wie der Himmel, Gott selbst vorbehalten. Die zwölf Schaubrodte bedeuten die zwölf Monate des Jahrs. Der Leuchter mit sieben Armen bezieht sich auf die zwölf Zeichen des Thierkreises, durch welche die sieben Planeten ihren Lauf nehmen, und die sieben Lampen auf den sieben Leuchtern haben eine Aehnlichkeit mit den Planeten selbst. Die Vorhänge mit vier Farben stellen die vier Elemente vor. Die feine Leinwand bedeutet die Erde, weil daselbst der Flachs wächst. Durch die Purpurfarbe wird die See angedeutet, wegen des Blutes der Purpurschnecken, welches diese Farbe erzeuget. Die himmelblaue Farbe ist ein Vorbild der Luft; und die Scharlachfarbe, des Feuers. Durch den Leinenrock des Hohenpriesters wird der ganze Erdkörper angedeutet, durch die himmelblaue Farbe die Himmel. Die Granatäpfel bedeuten den Blitz, und die klingenden Schellen den Donner. Das einfärbige leinene Kleid hat eine Aehnlichkeit mit der Natur der ganzen Welt, und daß es mit Gold durchwebt ist, deutet auf die Stralen des Lichts. Der Gürtel um den Leib des Priesters ist wie das Meer um die Erdkugel. Die zween Sardonychen sind eine Art von Abbildung der Sonne und des Mondes; und die zwölf andern Steine kann man entweder für die zwölf Monate oder für die zwölf Zeichen des Thierkreises annehmen. Die himmelblau gefärbte Stirnbinde ist eine Aehnlichkeit des Himmels; und es würde unanständig gewesen seyn, wenn man den Namen Gottes auf eine andere Farbe geschrieben hätte. Die dreyfache Krone zeiget uns die Herrlichkeit und Majestät des allmächtigen Gottes. Dieses ist eine deutliche Erläuterung dieser Sachen; und ich wollte hier nicht die Gelegenheit verlieren, die Ehre und Weisheit unsers unvergleichlichen

Gesetzgebers zu retten.“ Wie weit hergeholet und von allem Scheine der Wahrheit entfernt sind diese Anspielungen und eingebildeten Aehnlichkeiten! Allein die Religionsgebräuche und Ceremonien, so willkührlich sie auch sind, werden doch niemals angesehen als ob sie es wären. Erblickt man dabey keine nützliche Absicht, so wird es als bewiesen angenommen, daß dabey eine verborgene Deutung seyn muß; und eine jede Deutung, so kindisch sie auch ist, wird uns aus der Noth helfen. Es ist ein solcher Hang in den finstern Zeiten zu dergleichen Allegorien, daß sogar die Wunder unsers Heilandes ihnen nicht entgangen sind. Wo nur irgend eine anscheinende Schwierigkeit in dem deutlichen Verstande vorkömmt, da sind die Kirchenväter Origenes, Augustinus und Hilarius niemals in Verlegenheit einen mystischen Verstand darinne zu erblicken. „Opfere den himmlischen Göttern mit einer ungeraden Zahl, und den irrdischen mit einer geraden Zahl,“ ist eine Vorschrift des Pythagoras. Eben so ist eine andere, „drehe dich um, wenn du die Götter anbetest, und setze dich nieder, wenn du angebetet hast.“ Die Gelehrten sind wegen der verborgenen Meynung dieser Regeln in großer Verwirrung. Allein es fragt sich, nach allen diesen haben sie auch wirklich einen verborgenen Sinn? Die Formen und Ceremonien sind zur Beschäfftigung des gemeinen Volks bey dem äußerlichen Gottesdienste sehr nützlich; und es liegt nichts daran, wie sie beschaffen sind, wenn sie nur das Gemüth vom Herumflattern abhalten. Warum soll man gegen alle Ceremonien so partheyisch seyn, da man ja in den christlichen Gebräuchen keine verborgene Deutung setzet, wie z. E. das Neigen gegen Morgen ist, oder, wenn der Priester theils in schwarzen, theils in weißen Kleidern die Liturgie verrichtet. Es sind ja keine Begriffe einfacher und simpler als von Zahlen, und keiner einer weniger verborgenen Bedeutung fähig; und dennoch hat sich der

tiefsin-

tiefsinnige Pythagoras viele solche Bedeutungen eingebildet. Die Zahl **Eins**, sagt er, welche keine Theile hat, stellet die Gottheit vor; sie stellet auch Ordnung, Ruhe und Friede vor, welche aus der Einheit der Gesinnung entstehen. Die Zahl **Zwey** stellet Unordnung, Verwirrung und Veränderung vor. Er entdeckte in der Zahl **Drey** die erhabensten Geheimnisse, alle Dinge, sagt er, sind aus drey Substanzen zusammengesetzt. Die Zahl **Vier** ist ihrer Natur nach heilig, und machet das göttliche Wesen aus, welches in der Einigkeit, Macht, Güte und Weisheit besteht. Sollte man wohl glauben, daß der große Philosoph, der den sieben und vierzigsten Satz aus dem ersten Buche des **Euclides** bewies, der Erfinder solcher kindischen Vorstellungen wäre? Vielleicht hatte **Pythagoras** nur die Absicht, sich selbst damit zu belustigen. Es mag nun seyn wie es will, so ist es schwer zu erklären, warum man solche Kleinigkeiten im Andenken erhalten, und durch so viele Geschlechtsfolgen fortgepflanzt hat. Alles, was man dabey sagen kann, ist dieses, daß während der Kindheit der Kenntniß eine jede neue Sache Aufsehn machet, und daß eine lange Zeit dazu gehört, um das reine Korn von der Spreu abzusondern.*) Ein gewisser

*) Die folgenden Regeln eben dieses Philosophen, ob sie gleich jetzt nur für die Kinder gehören, fanden doch anfänglich vielen Beyfall, und werden als Ausflüsse einer höhern Weisheit im Andenken erhalten. „Gehe nicht zum Gottesdienst, als mit einer anständigen Miene.“ Mache dir das Leben durch Unternehmung vieler Dinge nicht zu beschwerlich. „Sey allezeit auf alles, was sich zutragen kann, gefaßt.“ „Binde dich niemals durch ein Gelübde, oder durch einen Eid.“ „Reize einen Menschen nicht zum Zorne.“ Die sieben Weisen aus Griechenland machten zu ihrer Zeit ein großes Aufsehn, es würde aber unbillig seyn, zu erwarten, daß dasjenige, was während der Kindheit der Kenntniß, noch in der Zeit ihrer Reife einiges Aufsehn machen sollte.

gewisser Schriftsteller, der die verborgenen Bedeutungen liebt, hat sein Talent auf die Gestirne des Thierkreises angewandt. Der Löwe stellet die Stärke oder Hitze der Sonne im Monat Julius vor, da sie in dieses Gestirn tritt. Das Gestirn, wo die Sonne im Monat August ist, heißt die Jungfrau, welches die Zeit der Erndte bedeutet. Sie tritt im September in die Waage, welches die Gleichheit des Tages und der Nacht anzeiget. Der Scorpion, worinne man sie im October findet, ist eine Abbildung der Krankheiten, welche in diesem Monate sehr häufig sind ꝛc. Die Waage ist zwar sehr wohl getroffen; aber ich sehe doch keine deutliche Aehnlichkeit zwischen der Stärke des Löwen und der Hitze der Sonne; und noch weniger die Aehnlichkeit der Erndte mit einer Jungfrau; der Frühling würde weit glücklicher durch eine Jungfrau, und die Erndte durch eine Frau in Kindesnöthen vorgestellet werden.

Der Hang in dem Gemüthe eines Menschen zu Geheimnissen und Allegorien, zeiget sich sehr stark bey unsern Vorfahren, und bey den Alten überhaupt durch die große Verehrung, die man ihnen erweiset. Ehe noch das Schreiben bekannt war, so bestund die alte Historie aus überlieferten Fabeln. Ein Trojanischer Brutus bevölkerte England, und die Schottländer stammen von der Scota, der Tochter eines egyptischen Königs, ab. Haben wir also Ursache zu zweifeln, daß die Historien von den heydnischen Göttern nicht ebenfalls in Fabeln eingehüllt sind? Wir wollen aus dem erstern keine verborgene Bedeutung ziehen, und warum sollten wir bey den letztern eine solche Bedeutung vermuthen? Die Allegorie ist eine Gattung von Schreibart, die für einen Wilden oder Barbarn zu fein ist: Sie ist die Frucht einer verfeinerten Einbildungskraft; und war so gar in Griechenland eine späte Erfindung. Die Allegorien des Aesopus sind von der

simpel-

simpelsten Art, und doch wurden sie erst verfertiget, da die Gelehrsamkeit zu blühen angefangen hatte, und Cebes, dessen Allegorie von dem menschlichen Leben mit Recht gerühmet wird, war ein Schüler des Socrates. Jedoch das Vorurtheil für die Alten verursacht, daß wir den Schluß machen, daß in ihren historischen Fabeln eine verborgene Bedeutuug oder Allegorie zum Grunde liegen müsse; und zwar aus keiner bessern Ursache, als weil sonst kein Menschenverstand darinnen ist. In der griechische Götterlehre werden unzählige Fabeln blos als historischen Begebenheiten erzählet; dieses bezeuget die Fabel von den Göttern, wie sie sich mit Weibern vermischen und Riesen erzeugen, so wie man es in den fabelhaften Historien vieler andern Nationen findet. Ferner wie diese Riesen den Jupiter vom Throne zu stoßen suchen; wie Apollo die Schaafe des Admetus hütet; Minerva aus dem Kopfe des Jupiters entspringt; *) Bacchus aus einem Schenkel geschnitten wird; Orpheus um seiner Frau willen in die Hölle geht; Mars und Venus von dem Vulcan in einem Netze gefangen werden, und tausend andere kindische Erzählungen mehr. Sobald aber als die Griechen viele Jahrhunderte nach der Erfindung solcher thörichteu Fabeln, wegen der Künste

*) So leicht es auch seyn kann, eine allegorische Bedeutung aus dieser Fabel zu ziehen, so kann ich doch keinesweges zugeben, daß man eine solche Bedeutung zur Absicht gehabt habe. Eine Allegorie ist eine Fabel, die zur Erläuterung einer erkannten Wahrheit dienen soll, damit sie einen tiefern Eindruck machen möge, als die Wahrheit in wirklichen Worten machen würde; wovon wir verschiedene schöne Beyspiele in dem Zuschauer finden (S. die Grundsätze der Critik Cap. 20. §. 6.) Allein diese Fabel hielt man für eine wirkliche Begebenheit, indem die Minerva von den Grichen als eine wirkliche Göttinn, nämlich als die Tochtrr des Jupiters ohne Mutter verehret wurde.

Künste und Wissenschaften berühmt wurden; so konnte die Schriftsteller in spätern Zeiten nichts befriedigen, als daß sie dieselben zu tiefsinnigen Philosophen so gar in ihrer Wiege machten, da sie noch Wilde waren; und daher rühren die unzähligen Versuche in ihren Fabeln, Geheimnisse und verborgene Bedeutungen zu entdecken. Es mögen nun meinetwegen andere Ausleger von dieser Art seyn, wie sie wollen: so kann ich doch nicht ohne die größte Bekümmerniß sehen, daß unser berühmter Philosoph Bacon seine Talente auf eine so abgeschmackte Art gerichtet hat. Was für eine Schwäche muß nicht in der menschlichen Natur seyn, da so ein großes Genie solcher Kindereyen fähig ist! Weil aber eine solche demüthigende Materie gar nicht angenehm ist, so will ich mich blos auf einige wenige Beyspiele einschränken. Nach der alten Fabel bildete Prometheus einen Menschen aus Thon; und zündete einen Bündel von birkenen Ruthen an dem Wagen der Sonne an, und brachte auf diese Weise das Feuer zum Gebrauch seines erschaffenen Menschen auf die Erde. Der undankbare Mensch klagte zwar bey dem Jupiter über diesen Diebstahl, allein dieser Gott, der an der Redlichkeit des Prometheus einen Gefallen hatte, bestätigte nicht allein dem Menschen den Gebrauch des Feuers, sondern gab ihm auch noch ein weit ansehnlicheres Geschenk: Dieses Geschenk war eine beständige Jugend, welche man auf einen Esel legte, um sie auf die Erde zu bringen. Der Esel, der aus einem Bache trinken wollte, wurde durch eine Schlange daran verhindert, die darauf bestund, die Bürde zu haben, und ohne dieselbe dem armen Esel nichts zu trinken geben wollte. Auf diese Weise wurde die beständige Jugend gegen einen Trunk Wassers dem Menschen entzogen und der Schlange ertheilt. Diese Fabel hat eine große Aehnlichkeit mit vielen in der Edda; und erkläret nach Art der Edda die Erfindung des Feuers und die Sterb-

lichkeit des Menschen. Es ist auch in der ganzen Edda keine Fabel, die kindischer oder von einem Scheine einer vernünftigen Bedeutung entfernter wäre. Demungeachtet behandelt sie unser Philosoph mit vielem feyerlichen Ernste, nicht anders, als ob eine jede Quelle der Weisheit darinne verschlossen wäre. Die Erklärung, welche er davon giebt, ist zu lang, als daß ich sie hier völlig abschreiben könnte; ich werde sie also in einige besondere Umstände zusammen ziehen. Nach einer Lobrede auf das Feuer, fährt der Lord also fort. „Die Art und Weise, wie Prometheus sein Feuer stahl, wird recht nach der Natur der Sache beschrieben; indem gesagt wird, daß er Birkenruthen an den Wagen der Sonne gehalten habe; denn die Birke wird bey dem Schlagen gebraucht; welches deutlich anzeigt, daß das Feuer von heftigen Schlägen und Reibungen der Körper herkömmt, wodurch die geschlagenen Materien feiner und dünner werden, in Bewegung gerathen, und so zubereitet werden, um die Hitze der Himmelskörper anzunehmen. Und deßwegen fangen sie auf eine heimliche und verstohlne Art Feuer, nicht anders als ob es durch Diebstahl von den Wagen der Sonne geschähe.“ Er fähret weiter fort. „Das Nächste ist ein merkwürdiges Stück der Fabel; welches vorstellet, daß die Menschen, anstatt der Dankbarkeit, den Prometheus und sein Feuer bey dem Jupiter anklagten; und doch war diese Anklage dem Jupiter so angenehm, daß er nicht allein dem menschlichen Geschlechte den Gebrauch des Feuers ließ, sondern ihnen auch eine beständige Jugend ertheilte. Es kann hierbey seltsam scheinen, daß die Sünde der Undankbarkeit gebilliget oder gar belohnet wird. Allein die Allegorie hat eine andere Absicht; und deutet an, daß die Anklage der menschlichen Natur und Kunst, von einer edlen und löblichen Gesinnung, nämlich von der Bescheidenheit herrühret; und auch zu einem sehr guten

Endzweck

Endzwecke abzielet, nämlich zur Erweckung eines neuen Fleißes und neuer Entdeckung.“ Kann wohl etwas spitzfindigers seyn?

Vulcan, der die Keuschheit der Minerva angreifen will, nimmt seine Zuflucht zur Gewalt. In diesem Kampfe fällt sein Samen auf den Boden, und bringt den Ericthonius hervor. Dessen Körper von der Mitte herauf schön und wohl gebildet, hingegen seine Schenkel und Beine dünne und ungestalt wie ein Aal waren. Da er sich dieses Fehlers bewußt war, so erfand er den Wagen; welcher den anmuthigen Theil seines Körpers zeigte, und dasjenige was ungestalt war verbarg. Man höre nur die Erklärung dieser lächerlichen Fabel. „Die Kunst wird hier wegen des verschiedenen Gebrauchs, den sie vom Feuer macht, durch den Vulcan vorgestellt: und die Natur wird wegen des Fleißes in ihren Werken durch die Minerva abgebildet. Die Kunst, wenn sie der Natur Gewalt anthun will, um sie zu ihren Vorhaben zu neigen, erlangt selten den vorgesetzten Entzweck. Jedoch bey einer großen Anstrengung und Kampfe erfolgen gewisse unvollkommne Geburten, oder lahme und unreife Werke; welche demungeachtet mit großer Pracht und betrügerischem Scheine siegreich herumgeführet, und von Betrügern gezeiget werden.“ Ich erkenne hierbey den Scharfsinn einer gezwungenen Deutung; aber hatte wohl jemals der Erfinder dieser Fabel eine verborgene Absicht? Wenn er sie hatte, warum verbarg er sie? Die sinnreiche Absicht würde Lob verdienet haben; die Fabel selbst aber verdienet gar keines.

Ich will nur noch ein anderes Beyspiel hinzusetzen, weil sie ekelhaft werden. Die Sphinx war ein Ungeheuer, welches das Gesicht und die Stimme einer Jungfrau, die Flügel eines Vogels, und die Klauen eines Greifs hatte. Sie wohnte auf der Spitze eines Berges nahe bey der Stadt Theben. Ihre Art war, daß sie

den

den Reisenden auflauerte, um ihnen dunkle Räthsel vorzulegen, die sie von den Musen empfieng, und daß sie diejenigen in Stücken zerriß, die sie nicht auflösen konnten. Da die Thebaner ihr Königreich demjenigen angeboten hatten, der diese Räthsel auslegen würde, so stellte sich Oedipus dem Ungeheuer vor, und nun sollte er folgendes Räthsel erklären, nämlich: Was für ein Geschöpf es sey, welches vierfüßig gebohren werde, hernach zweyfüßig, sodann dreyfüßig, und endlich wieder vierfüßig sey. Oedipus antwortete, es wäre der Mensch, der in seiner Kindheit auf Händen und Füssen kriecht, sodann aufrecht auf zween Füssen gehet, im Alter mit einem Stocke geht, und endlich vierfüßig im Bette liegt. Oedipus, welcher auf diese Weise den Sieg erlangt hatte, erschlug das Ungeheuer; und legte den Leichnam auf einen Esel, und führte ihn im Triumphe davon. Nun folgt die Erklärung. „Dieses ist eine zierliche und lehrreiche Fabel, die erfunden ist, um die Wissenschaft abzubilden: denn die Wissenschaft kann ein Ungeheuer genennt werden, weil sie von den Unwissenden auf eine seltsame Weise angegaft und bewundert wird. Ihre Gestalt und Form ist mannigfaltig, wegen der großen Mannigfaltigkeit der Dinge, welche die Wissenschaft betrachtet. Ihre Stimme und Gesichtsbildung werden als weiblich vorgestellt, wegen ihres frölichen Ansehens, und Geschwindigkeit der Rede. Es werden Flügel hinzugesetzt, weil die Wissenschaften und ihre Erfindungen in einem Augenblicke herumfliegen; denn die Kenntniß wird sogleich, wie das von einer Fackel zur andern mitgetheilte Licht, erhaschet, und in Menge ausgebreitet. Es werden derselben scharfe und krumme Klauen gar zierlich zugeschrieben; weil die Grundsätze und Beweise der Wissenschaft das Gemüth ergreifen und festhalten, daß es sich nicht bewegen oder wegschlipfen kann.“ Ingleichen: „Alle Wissenschaft scheinet in der Höhe gestellt zu seyn, als ob

sie auf den Spitzen der Berge wäre, die man schwer ersteigen kann; denn die Wissenschaft wird mit Recht als eine erhabene Sache angesehen, welche auf die Unwissenheit siehet, und sich zugleich auf allen Seiten umsieht, wie es auf den Spitzen der Berge gewöhnlich ist. Die Sphinx soll schwere Fragen und Räthsel vorgelegt haben, die sie von den Musen bekommen. Diese Fragen, so lange sie bey den Musen bleiben, können angenehm seyn, so wie es die Betrachtung und Untersuchungen sind: aber sobald sie der Sphinx, das ist, der Uebung überliefert werden, welche zur Thätigkeit, Wahl und Bestimmung antreibt, alsdenn werden sie strenge und quälend; und wenn sie nicht aufgelöst werden, so verwirren sie das menschliche Gemüth, und zerreissen es in Stücken. Es wird noch mit der größten Zierlichkeit in der Fabel hinzugesetzt, daß der Leichnam der Sphinx auf einen Esel gelegt worden; denn es ist nichts so fein und dunkel, welches nicht, sobald es deutlich gemacht worden, von der langsamsten Fähigkeit verstanden wird: " Nach einer soweit hergeholten Erklärung ist gewiß nichts leichter, als daß man aus allem alles machen kann.

Ich will den Leser noch einen Augenblick länger aufhalten, um zu hören, was unser Verfasser zur Rechtfertigung solcher geheimnißvollen Bedeutung saget. Ich wähle aus vielen Ursachen nur folgende. „ Man kann es ferner als eine Anzeige einer verborgenen und geheimen Bedeutung ansehen, daß einige von diesen Fabeln so abgeschmackt und in ihrer Erzählung so leer sind, daß sie auch von weiten schon eine Allegorie verkündigen. Eine Fabel, die einige Wahrscheinlichkeit an sich hat, kann zum Vergnügen, oder zur Nachahmung der Geschichte erfunden zu seyn scheinen; allein dasjenige, was man niemals begreifen oder auf diese Weise erzählen konnte, muß gewiß einen verschiednen Nutzen haben. Z. E. Was für eine ungeheure Erdichtung ist diese, daß Ju-

piter

piter die Metis zur Frau genommen; und sobald als er sie schwanger gefunden, aufgegessen habe; wodurch er selbst empfangen, und aus seinem Kopfe die bewaffnete Pallas hervorgebracht habe! Gewiß kein Sterblicher konnte einen so abgeschmackten Traum wie diesen, der von unserer Art zu denken so sehr abweicht, aus einer andern Ursache als um der Moral willen, die er enthält, erfinden." Auf diese Weise muß die lächerlichste oder abgeschmackteste Fabel, die lehrreichste seyn. Die Meynung ist der Vorstellung der alten Deutschen von den wahnsinnigen Weibern ähnlich, die man für weise hielt, so daß alles, was sie aussprachen, prophetisch war. Dachte unser Verfasser niemals daran, daß die Einbildungskraft in der Kindheit der Vernunft ohne Zwang wie in einem Traume herum schwärmet; und daß die gemeinen Leute zu allen Zeiten an wunderbaren Erzählungen einen Gefallen haben; und jemehr sie von der Natur abweichen, desto mehr nach ihrem Geschmacke sind?

Wir gehen zu der andern Ursache fort. „Der wichtigste Beweis bey mir ist dieser, daß viele von diesen Fabeln nicht von den Personen, die sie erzählen und ausbreiten, weder vom Homer, noch Hesiodus oder andern erfunden zu seyn scheinen; denn wenn ich versichert wäre, daß sie von diesen spätern Zeiten und Verfassern herkämen, so würde ich niemals etwas besonders Großes oder Edles von einem solchen Ursprunge erwarten. Allein ein jeder, der die Sache aufmerksam betrachtet, wird finden, daß diese Fabeln von jenen Schriftstellern, nicht als damals erst erfundene, sondern als in frühern Zeiten angenommene Dinge überliefert werden. Und dieses erhöhet vorzüglich meine Hochachtung gegen diese Fabeln; welche ich annehme, nicht als das Product des Alters, oder als die Erfindung der Poeten, sondern als heilige Reliquien, sanftes Lispeln und als den Hauch besserer Zeiten, welche durch die Traditionen älterer Völker endlich in die Flöten

und Trompeten der Griechen kamen.“ War es wohl die wirkliche Meynung unsers Verfassers, daß je weiter wir in der Geschichte des Menschen zurückgehen, desto mehr Wissenschaft und Kenntniß finden; und folglich, daß die Wilden die Gelehrtesten von allen Menschen sind?

Die folgende Fabel der wilden Canadier müßte geheimnißvoll seyn, wenn einer von den angeführten Gründen richtig wäre. „Es waren im Anfange nur sechs Menschen in der Welt (woher sie entsprungen, wird nicht gesagt:) einer von diesen stieg in den Himmel um eine Frau mit Namen Atahentsic zu suchen, und er erkannte sie fleischlich. Sie wurde über Hals und Kopf von der Höhe des Himmels herab geworfen, und fiel auf den Rücken einer Schildkröte, und gebar zwey Kinder, von welchen eines das andere erschlug.“ Diese Fabel ist so abgeschmackt, daß sie nothwendig eine verborgene Bedeutung haben muß; und man darf nur unsern Verfasser nachahmen, um ein tiefes Geheimniß darinne zu finden, so wenig auch der Erfinder dieser Fabel daran gedacht hat. Wofern nun entweder die Ungereimtheit oder das Alterthum die Fabeln berechtigen, daß man sie für heilige Reliquien, sanftes Lispeln und den Hauch besserer Zeiten halten muß, so sind gewiß folgende Japanische Fabeln zu diesen unterschiedenen Beywörtern berechtiget. „Bunsio, welche viele Jahre lang in der Ehe keine Kinder hatte, richtete ihre Gebet an die Götter, wurde erhöret, und gebar 500. Eyer. Da sie befürchtete, daß die Eyer vielleicht Ungeheuer hervorbringen möchten, so packte sie dieselben in eine Schachtel, und warf sie in den Fluß. Ein alter Fischer, der die Schachtel fand, brütete die Eyer in einem Ofen aus, wovon ein jedes ein Kind hervorbrachte. Die Kinder wurden mit gekochtem Reiß und Beyfußblättern gefüttert; und da man sie endlich sich selbst überließ, so fiengen sie

an

an Straßenräuber zu werden. Da sie von einem Manne hörten, der wegen seines großen Reichthums berühmt war, so erzehlten sie ihre Geschichte an seiner Thüre, und bettelten um einige Speise. Es fügte sich, daß dieses das Haus ihrer Mutter war, die sie sogleich für ihre Kinder erkannte, und ihren Freunden und Nachbarn ein großes Gastmahl gab. Sie wurde hernach unter dem Namen Bensaiten unter die Göttinnen gesetzt. Ihre 500. Söhne wurden bestimmt ihre Begleiter zu seyn; und sie wird bis auf diesen Tag noch in Japan als die Göttinn des Reichthums verehret." Hier ist noch eine andere Fabel von eben diesem Gepräge. Die Japaneser haben eine Tafel von glücklichen und unglücklichen Tagen, von welcher sie glauben, daß sie Abino Seimei ein berühmter Sternseher und eine Art von Halbgott verfertiget habe. Sie haben folgende Tradition von ihm. „Ein junger Fuchs, den die Jäger verfolgten, floh in einen Tempel, und nahm seine Zuflucht zu dem Busen des Abino Jassima, des Sohnes und Erben des Königes von dem Lande. Er weigerte sich das arme Geschöpf den unbarmherzigen Jägern zu übergeben, und vertheidigte sich mit großer Tapferkeit, und setzte den Fuchs in Freyheit. Die Jäger ermordeten aus Rache gegen den jungen Prinzen, seinen königlichen Vater; Allein Jassima rächete den Tod seines Vaters, und tödtete die Verräther mit seiner eigenen Hand. Nach diesem herrlichen Siege erschien ihm ein Frauenzimmer von unvergleichlicher Schönheit, und machte einen solchen Eindruck auf sein Herz, daß er sie heirathete. Abino Seimei, der aus dieser Heirath erzeuget wurde, war mit göttlicher Weisheit und mit der herrlichen Gabe der Weissagung begabet. Jassima wußte nicht, daß seine Frau eben der Fuchs war, dessen Leben er gerettet hatte, bis sie nach und nach ihre vorige Gestalt wieder annahm." Wenn in dieser Erzählung ein verborgenes Geheimniß ist,

so zweifle ich nicht, daß man in jedem Feen-Mährchen der Madame Gomez ein Geheimniß finden könne.

Es ist beklagenswürdig, wie langsam der menschliche Verstand, und die Kraft der Vernunft zu ihrer vollkommenen Reife fortgehen. Wenn nun diese Betrachtung an unserm berühmten Philosophen Bacon als wahr befunden wird, wie vielmehr muß sie sich bey dem großen Haufen der Menschen bestätigen? Es ist aber dabey demungeachtet noch ein Trost, daß der menschliche Verstand, so langsam es auch geschieht, doch in einem Fortgange zu seiner Reife ist. Die Einbildung alte Fabeln für Allegerien zu halten, ist jetzt nicht mehr Mode: die erleuchtete Vernunft hat diesen Fabeln die Maske abgezogen, und sie in ihrer Blöße als die Erfindung ungelehrter Zeiten, in welchen die Verwunderung die herrschende Leidenschaft war, zurückgelassen.

Ich gehe nunmehr nach der Untersuchung der beyden ersten Puncte zum dritten fort, nämlich zu den irrigen Schlüssen, die durch erlangte Neigungen veranlaßt werden. Und eine von diesen Neigungen, welche in die Verwirrung der Vernunft den größten Eindruck hat, ist der blinde Religionseifer. Es in ist der ganzen Natur kein simpler und deutlicher System, als das System der reinen Religion; und dennoch was für eine Zusammensetzung von metaphysischen Spitzfindigkeiten, und unverständlichem Geschwätz hat man nicht aus derselben gemacht! Da diese Materie allerdings einer Erläuterung bedarf, so werde ich mich doch nur auf einige wenige Beyspiele von dem Einflusse einschränken, den der fromme Aberglauben auf andere Gegenstände hat.

Ein Historienmaler und ein Comödiant erfodern einerley Art des Genies. Der eine drücket durch Farben, und der andere durch Mienen und Geberden die verschiedenen Veränderungen der Leidenschaft aus, und zwar so, daß selbst Worte nicht zureichen, sie auszudrücken;

cken; und zur Erreichung dieser Absichten, wird sowohl eine große Empfindsamkeit als auch Urtheilskraft erfodert. Warum wird nun ein Comödiant nicht eben so geachtet wie ein Historienmaler? Die blinden Eiferer glaubten, daß eine Comödie eine zu prächtige Unterhaltung für einen demüthigen Christen wäre; und deswegen fielen auch die Comödianten in den Kirchenbann, und wurden für unwürdig gehalten, als Christen begraben zu werden. Ein Historienmaler hingegen, der zur Malerey in der Kirche gebraucht wurde, war allezeit in großer Hochachtung. Unter den Protestanten fangen die Comödianten erst wieder an, in ihre Rechte als freye Bürger wieder eingesetzt zu werden, und vielleicht ist nie ein Historienmaler mit mehrerm Rechte so geachtet worden, als Garrick, ein Comödiant in Grosbritannien geachtet wird. Aristarchus, welcher lehrte, daß sich die Erde um die Sonne bewegte, wurde von den heydnischen Priestern angeklagt, daß er die Ruhe ihrer Haußgötter störte. Copernicus wurde um eben dieser Lehre willen von den christlichen Priestern angeklagt, daß sie der Schrift zuwider wäre, welche von der Bewegung der Sonne redete. Und Galilei, der die Meynung des Copernicus annahm, wurde gar zum Gefängniß und auf Kirchenbuße verdammt; und er mußte auf seinen Knien auf eine feyerliche Art widerrufen. Eine vom Aristoteles erlangte Neigung hielt die Vernunft viele Jahrhundert gefesselt. Die scholasischen Theologie besonders, welche auf die Philosophie dieses Verfassers gebauet war, that der Vernunft mehr Schaden als die Gothen und Hunnen. Tycho Brahe erlitte eine große Verfolgung, weil er behauptete, daß die Himmel in so weit von der Materie leer wären, daß sie den Cometen einen freyen Lauf verstatteten. Dieses war wider den Aristoteles, welcher lehret, daß die Himmel härter als ein Diamant sind: und man nahm es sehr übel, daß ein

einziger Mensch den Aristoteles eine Lügen beymessen wollte. Während der Kindheit der Vernunft ist das Ansehen der herrschende Beweis. *)

Die Vernunft kann sehr leicht durch Angewöhnung verderbt werden. Man bemerket in den Streitigkeiten unter den Athenienſern wegen der Einrichtung ihrer Regierungsform, daß diejenigen, welche in dem hohen Lande lebten, für die Democratie waren; daß die Einwohner des flachen Landes für die Oligarchie; und die Seeleute für die Monarchie waren. Die Hirten sind einander alle gleich: in einem Kornlande sind wenige Herren und viele Knechte: auf dem Schiffe ist ein einziger Befehlshaber; und die übrigen sind alle Unterthanen. Die Gewohnheit war ihre Rathgeberinn: niemand von ihnen dachte daran, die Vernunft um Rath zu fragen, damit sie urtheilen könnten, welche Regierungsform im Ganzen die beste seyn würde. Die Angewöhnung von verschiedener Art hat einen eben so mächtigen Einfluß. Die Personen, welche eine Fertigkeit in Schlüssen haben, verlangen von allen Dingen einen Beweis; und sie lassen sogar einen unmittelbar klaren Satz nicht entwischen. Diese überflüßigen Beweise kommen mehr als einmal in den Anfangsgründen des Euclides vor. Und Aristoteles

*) Aristoteles wurde von seinen Zeitgenossen weniger als von den Neuern geachtet. Da einige Personen ehemals von Macedonien bis nach Persien mit Klagen wider den Antipater reiseten, so bemerkte Alexander dabey, daß sie keine so weite Reise würden gethan haben, wenn sie wirklich wären beleidigt worden. Und als Cassander, der Sohn des Antipater, antwortete, daß ihre lange Reise ein Beweis wider sie wäre, weil er glaubte, daß sie bey einer so weiten Entfernung keine Zeugen zur Bestätigung ihrer Anklage würden mitgebracht haben, so lächelte Alexander, und sagte: „Euer Beweis ist einer von des Aristoteles Trugschlüssen, die ieder Parthey auf gleiche Weise dienen können.“

teles hat sie bey aller seiner Einsicht in die Logik nicht gänzlich vermieden. Kann wohl etwas deutlicher seyn, als der Unterschied zwischen Vergnügen und Bewegung? Und doch versucht es Aristoteles zu beweisen, daß sie unterschieden sind. „Keine Bewegung, sagt er, außer der cirkelförmigen Bewegung, ist in einem Zeitpunkte vollkommen: es fehlet derselben allezeit etwas während ihres Laufes, und sie ist nicht eher vollkommen, als bis sie zu ihrem Ende gelangt. Allein das Vergnügen ist in jedem Zeitpunkte vollkommen, indem es vom Anfange bis zu Ende einerley ist.“ Der Unterschied ist schon aus der bloßen Vorstellung klar; aber er wird durch diesen Beweis gewiß nicht deutlicher. Plato versuchte es auch einen an sich deutlichen Satz zu beweisen, nämlich, daß eine Eigenschaft kein Körper ist. „Ein jeder Körper, sagt er, ist ein Subjekt: die Eigenschaft ist kein Subjekt, sondern ein Accidens, also ist die Eigenschaft kein Körper. Ferner, ein Körper kann nicht in einem Subjekte seyn; eine jede Eigenschaft ist in einem Subjekte. Also ist die Eigenschaft kein Körper.“ Allein Descartes liefert das merkwürdigste Beyspiel dieser Art. Er war der größte Meßkünstler seiner Zeit; und dieses führte ihn unvermerkt dahin, daß er die anschauende Kenntniß ganz übersah, und keinen Satz zuließ, der nicht in der syllogistischen Form bewiesen war. Es fiel ihm ein, sogar an seinem eignen Daseyn so lange zu zweifeln, bis er durch folgenden Beweis überzeugt war: Cogito, ergo sum, **ich denke, daher bin ich auch wirklich.** Und was für eine Art des Beweises ist nun diese? Sogar in dem Grundsatze erkennet er schon sein Daseyn durch das Wort Ich: und wie abgeschmackt ist es, sich noch von dem, was man in dem Grundsatze als wahr zugiebt, einen Beweis als nothwendig einzubilden? Ferner, woher weis denn unser Verfasser, daß er denket? Wenn man also einmal nichts als erwiesen annehmen darf, so ist

auch ein Beweis eben so nöthig, um darzuthun, daß er denket, als zu beweisen, daß er wirklich vorhanden ist. Er hat zwar von seinem Denken eine anschauende Kenntniß, aber hat er nicht eben dieselbe auch von seinem Daseyn? Würde nicht ein Mensch verdienen ausgelacht zu werden, der sich einbilden wollte, wenn er sich an einem Feuer gewärmt hätte, daß er sein Daseyn noch auf folgende Weise beweisen müßte, „das Feuer brennt, also ist es wirklich vorhanden?“ Man höre nur, wie ein angesehener Schriftsteller einen unmittelbar klaren Satz beweiset.

„Die Arbeit von B kann nicht die Arbeit von C seyn, weil die Anwendung der Werkzeuge und Kräfte von B, und nicht von C ist, um etwas zu bewirken; und daher ist die Arbeit eben sowohl von B, als die Glieder und Kräfte, die er braucht, die Seinigen sind. Ferner, die **Wirkung** oder das **Produkt** der Arbeit von B, ist nicht die Arbeit von C; und daher ist diese Wirkung oder Produkt von B, und nicht von C; und eben so sehr von B, als die Arbeit von B, und nicht von C war: weil, was die Arbeit von B hervorbringt, B durch seine Arbeit hervorbringt; oder es ist das Produkt von B durch seine Arbeit, das ist, es ist das Produkt von B und nicht von C, oder von einem andern. Und wenn daher C ein Eigenthum an dem, was B mit Wahrheit das Seinige nennen kann, verlangen sollte; so würde er wider die Wahrheit handeln.“ *)

Es ist nöthig, bey allen Schlüssen, zur Vermeidung des Irrthums, die Wörter zu erklären. Allein es müssen doch Wörter seyn, die keine Erklärung verstatten, sonst würde eine Erklärung auf die andere ohne Ende folgen müssen: und dergleichen Wörter sind diejenigen, welche einfache Ideen bezeichnen, die keine Theile noch Zusammensetzung haben. Jedoch die Gewohnheit, alles zu erklären,

*) Religion of Nature delineated, Sect. 6. §. 2.

erklären, ist bey einigen Leuten so eingewurzelt, daß sie es versuchen, auch solche Wörter zu erklären, welche einfache Ideen ausdrücken. Ist es wohl nöthig, die Bewegung zu erklären: und verstehen nicht die Kinder schon die Bedeutung des Worts, und wie kann man sie erklären, da keine einfachern Worte vorhanden sind, wodurch man sie beschreiben könnte? Und dem ungeachtet unternimmt Worster*) diese kühne Arbeit: „Eine beständige Veränderung des Ortes, sagt er, oder das Verwechseln eines Ortes gegen einen andern, ohne einige Zeit an eben dem Orte zu bleiben, wird Bewegung genennt.“ Es ist wahr, daß ein jeder Körper, der in Bewegung ist, den Ort beständig verändert: Allein die Veränderung des Orts ist nicht die Bewegung; sie ist die Wirkung der Bewegung. Gravesend**) beschreibt die Bewegung also, „Motus est translatio de loco in locum, sive continua loci mutatio;“ welches mit dem erstern einerley ist. Jedoch eben dieser Schriftsteller giebt zu, daß locus oder der Ort eine einfache Idee bedeute, die keiner Erklärung fähig sey. Ist dieses wohl verständlicher als die Bewegung? Jedoch die merkwürdigste Erklärung ist von dem Aristoteles, die wegen ihrer Undurchdringlichkeit oder vielmehr Ungereimtheit bekannt ist, nämlich, „actus entis in potentia, quatenus in potentia.“

Die Ausdehnung ist in dem Begriffe eines jeden Theilchens der Materie enthalten; weil ein jeder Theil der Materie die Länge, Breite und Dicke hat. Die Figur ist auf eben die Weise in dem Begriffe eines jeden Theils der Materie; weil ein jeder Theil der Materie umgränzt ist. Durch das Vermögen der Absonderung, kann man sich die Figur vorstellen, wie sie von dem Körper, der eine Figur hat, unabhängig ist; und die Ausdehnung kann

*) Natural Philosophy, p. 31.
**) Elements of Physic p. 28.

kann unabhängig von dem Körper, der ausgedehnt ist, gedacht werden. Diese besondern Stücke sind sehr deutlich und leicht; und doch bemerkt man bey den Nachfolgern des Leibnitz viel Geschwätz in ihren vergeblichen Bemühungen, die Ausdehnung zu beschreiben. Sie machen zu dem Ende den Anfang mit den einfachen Existenzen, welche, wie sie sagen, unausgedehnt und ohne Theile sind. Nach dieser Beschreibung können die einfachen Existenzen nicht zur Materie gehören, weil das kleinste Theilchen der Materie noch Theile und Ausdehnung hat. Allein sie bemühen sich außerdem noch folgender maßen zu zeigen, wie die Idee der Ausdehnung aus diesen einfachen Existenzen entsteht. „Wir können die einfachen Existenzen ansehen, wie sie in Absicht auf ihren innern Zustand gegenseitige Verhältnisse haben; Verhältnisse, welche in ihrer Art des Daseyns eine gewisse Ordnung machen. Und diese Ordnung oder Zusammensetzung der Dinge, die zwar zugleich vorhanden und mit einander verbunden sind, aber so, daß wir nicht deutlich verstehen, wie es geschieht, verursacht in uns eine verworrene Idee, woraus die Erscheinung der Ausdehnung entsteht.“ Als ehemals ein peripatetischer Philosoph gefragt wurde, was für eine Art von Dingen die empfindliche Gattung des Aristoreles wäre? So antwortete er, daß sie weder wirkliche Dinge, noch Undinge, sondern etwas zwischen diesen beyden wären. Der berühmte Sternkundige Ismael Bulialdus bringt folgenden Satz vor, und versucht es, einen mathematischen Beweis davon zu geben, „daß das Licht ein Mittelding zwischen der körperlichen und unkörperlichen Substanz sey.“

Zweyter

Zweyter Versuch.

Die Grundsätze und das Wachsthum der Moral.

Die Moral ist wie andere Wissenschaften, unter den Wilden noch in einem sehr unvollkommenen Zustande; und sie kömmt erst sehr langsam unter den erleuchteten Nationen zu ihrer Vollkommenheit. Dieses Wachsthum liefert uns den historischen Theil als den Ersten in der Ordnung: da aber die Geschichte ohne eine Regel zur Vergleichung der Sitten verschiedener Zeiten und verschiedener Völker, nur sehr wenig befriedigend seyn würde, so mache ich den Anfang mit den Grundsätzen der Moral, die zu allen Zeiten und bey allen Völkern herrschend seyn sollten. Der gegenwärtige Versuch ist daher in zween Theile abgetheilt. In dem ersten werden die Grundsätze entwickelt; und der zweyte ist ganz und gar historisch.

Erster Theil.

Grundsätze der Moral.

Erster Abschnitt.

Eintheilungen der menschlichen Handlungen.

Die Hand Gottes ist nirgends sichtbarer, als in der zarten Einrichtung unsers innern Baues zu unserer Situation in dieser Welt. Ein Thier ist mit einem Vermögen der Selbstbewegung begabet; und bedarf zur Verrichtung thierischer Handlungen keiner äußerlichen Hülfe. Dieses ist besonders der Fall bey dem Menschen als dem edelsten aller irrdischen Wesen. Sein Herz

schlägt,

schlägt, sein Blut hat einen Umlauf, sein Magen verdauet, die Ausleerungen gehen von statten ꝛc. Wie geschieht dieses? Gewiß nicht nach den Gesetzen des Mechanismus, die solchen Geschäften gar nicht angemessen sind. Die erwähnten Geschäfte sind Wirkungen eines innerlichen Vermögens, welches dem Menschen zur Erhaltung des Lebens gegeben ist. Dieses Vermögen äussert sich auf einerley Art und ohne Unterbrechung, unabhängig vom Willen, und ohne Bewustseyn.

Der Mensch ist ein Wesen, welches eines Vergnügens und Schmerzens fähig ist: diese erzeugen eine Begierde, das Angenehme zu erlangen, und das Unangenehme zu fliehen; und zu gleicher Zeit ist er durch andere Kräfte in den Stand gesetzt, seine Begierden zu befriedigen. Ein Vermögen, welches der Instinct heißt, äußert sich zwar mit Bewustseyn; aber blindlings, ohne Willen, und ohne Absicht eine Wirkung hervorzubringen. Die unvernünftigen Thiere handeln meistentheils nach dem Instinct: Der Hunger treibt sie an zu eßen, und die Kälte Schutz zu suchen; zwar wissentlich, doch ohne Aeußerung einer Handlung des Willens, und ohne Vorsicht dessen, was sich ereignen wird. Die kleinen Kinder des menschlichen Geschlechts, die wenig besser als die unvernünftigen Thiere sind, werden ebenfalls wie diese Thiere durch den Instinct regieret: sie fassen die Warze der Brust an, ohne zu wissen, daß das Saugen ihren Hunger befriedigen wird; und sie weinen, wenn sie Schmerz empfinden, ohne eine Aussicht nach einer Hülfe. *) Ein ander Vermögen wird durch den

Vorsatz

*) Diesen kommen einige angewöhnte Handlungen sehr nahe, welche ohne daran zu denken, geschehn, als die Zuckungen oder verzerrten Geberden des Gesichts. Die Gewohnheit setzet einen in Stand die Finger auf einem musicalischen Instrumente zu bewegen, ohne daß man durch

den

Vorsatz und Willen regieret. Bey dem Wachsthume von der Kindheit bis zum reifern Alter, öfnet sich das Gemüth den Gegenständen des Begehrens und Verabscheuens; deren Erlangung und Vermeidung mehr oder weniger von unserm eignen Willen abhängt. Wir sind in eine Welt gesetzt, und unserer eigenen Führung überlassen; und wir sind von Natur mit einem eigenen Vermögen zur Verrichtung dessen, was wir wollen, versehen. Die Handlungen, die wir durch dieses Vermögen verrichten, werden freywillige genennt. Es ist noch eine andere Gattung von Handlungen übrig, welche unwillkührliche heißen; als da, wo wir durch einen unwiderstehligen Bewegungsgrund wider unsern Willen handeln. Eine Handlung kann freywillig seyn, ob sie gleich mit Widerwillen geschieht; als da, wo ein Mensch, um sich selbst von der Tortur zu befreyen, die Geheimnisse seines Freundes entdeckt: sein Bekenntniß ist freywillig, ob es ihm gleich mit großen Widerwillen entzogen wird. Allein man nehme an, daß ein Gemüth nach dem festesten Entschlusse nichts zu entdecken, durch eine harte Marter wankend gemacht wird; so kann die Entdeckung, die er macht, mit Recht unwillkührlich genennt werden: Er redet zwar; doch wird er darzu wider seinen Willen ausdrücklich gezwungen.

Der

den Willen dazu geleitet wird. Die Bewegung ist oft zu geschwind für eine Handlung des Willens. Einige gelangen zu einer großen Vollkommenheit in der Kunst des Gleichgewichts, so daß die geringste Abweichung von dem rechten Gleichgewichte augenblicklich verbessert wird: und wenn hierzu eine vorhergehende Handlung des Willens nöthig wäre, so würde es zu spät seyn. Ein unerwartetes Loch beym Gehen verursachet in uns eine heftige Erschütterung; ist dieses nicht ein deutliches Zeichen, daß die äußerliche Bewegung oft ohne unser Bewustseyn durch das Gemüth regieret wird; und daß bey dem Gehen der Körper eher zurecht gewiesen wird, als man es erwartet.

Der Mensch ist seiner Natur nach ein Wesen, welches wegen seiner Aufführung Gott und Menschen Rechenschaft geben muß. Begeht er eine Handlung, die ein doppeltes Ansehn hat, so wird er durch seine Natur angetrieben, eben diese seinen Anverwandten, Freunden und Bekannten, und vor allen andern, denen, die eine Macht über ihn haben zu erklären. Er hoffet, ein Lob wegen einer jeden rechten Handlung, und er fürchtet den Tadel wegen einer jeden Handlung, die unrecht ist. Aber für welche Handlungen hält er sich selbst verbunden Rechenschaft zu geben? Gewiß nicht wegen einer Handlung des Instincts, die blindlings ohne Vorsatz und ohne Willen geschehn ist; noch auch wegen einer unwillkührlichen Handlung, weil sie ihm wider seinen Willen abgezwungen ist: und am wenigsten von allen wegen der Handlungen, die ohne Bewustseyn geschehn, wie die Handlungen zur Erhaltung des Lebens. Die übrigen sind freywillige Handlungen, die entweder recht oder unrecht sind. Solche Handlungen geschehn mit Wissen und Willen: Wegen dieser müssen wir Rechenschaft geben; und wegen dieser hält sich jedermann in seinem Gewissen verbunden Rechenschaft zu geben.

Jetzt gehen wir besonders zu den freywilligen Handlungen fort. Man hält zwar den Vorsatz und das Wollen für gleichbedeutend, allein sie bedeuten verschiedene Handlungen des Gemüths. Der Vorsatz siehet auf die Wirkungen: das Wollen siehet auf die Handlungen, die man zur Hervorbringung der Wirkung äußert. Es ist mein Vorsatz z. E. meinen Freund aus der Noth zu helfen: sobald ich ihn sehe, so ist es mein Wille, ihm eine Summe zu seiner Erleichterung zu geben: Die äußerliche Handlung des Gebens erfolget; und meinem Freunde wird geholfen, welches die vorgehabte Wirkung ist. Allein diese innerlichen Handlungen sind ungeachtet ihrer verschiedenen Natur allezeit vereiniget: Ich kann die Mittel

nicht

nicht wollen, ohne mir die Wirkung vorzusetzen; und ich kann mir die Wirkung nicht vorsetzen, ohne die Mittel zu wollen. *)

Einige Wirkungen der freywilligen Handlung erfolgen nothwendig: Eine Wunde ist eine Wirkung, die nothwendig auf das Stechen mit einem Dolche bey einer Person erfolgt; der Tod ist eine nothwendige Wirkung, wenn man einen von einem hohen Thurme herunter wirft. Einige Wirkungen sind nur wahrscheinlich: Ich arbeite, um meine Familie zu versorgen; ich fechte für mein Vaterland, um es von den Unterdrückern zu befreyen; ich nehme Arzney für meine Gesundheit. In solchen Fällen darf der vorgesetzte Ausgang nicht nothwendig noch allezeit erfolgen.

Ein Mensch, wenn er handeln will, muß sich die nothwendige Wirkung vorsetzen. Eine Person, welche zusticht, hat gewiß den Vorsatz zu verwunden. Allein wo die Wirkung nur wahrscheinlich ist, da kann ein Mensch handeln ohne sich die erfolgende Wirkung vorzusetzen: Ein Stein, den ich auf dem Markte in die Höhe werfe, kann vielleicht einen Menschen verwunden, ohne meinen Vorsatz. Man handelt nach dem Instincte ohne den Willen oder Vorsatz: Freywillige Handlungen, bey denen die Wirkung nur wahrscheinlich ist, sind bisweilen vorsätzlich, bisweilen auch nicht.

Die menschlichen Handlungen, werden von einander durch gewisse Eigenschaften, die man recht und unrecht nennt, unterschieden. Da aber diese der Eckstein der Moral

*) Sich zu neigen, zu entschließen, vorzusetzen und zu wollen, sind Handlungen des Gemüths, die sich auf eine äußerliche Handlung beziehen. Diese verschiedenen Handlungen werden sehr wohl verstanden; ob man sie gleich nicht erklären kann, indem sie vollkommen einfach sind.

Moral sind, so werden sie zu der folgenden Abtheilung aufbehalten.

Zweyter Abschnitt.

Eintheilung der menschlichen Handlungen, in rechte, unrechte und gleichgültige.

Die Eigenschaften des Rechten und Unrechten in den freywilligen Handlungen, werden von allen als der Grund der Moral erkannt; und doch sind die Philosophen wegen derselben immer in großer Verwirrung gewesen. Die Geschichte ihrer verschiedenen Meynungen würde diese Materie nur noch dunkler machen: Der Leser wird also mehr Vergnügen haben, wenn er diese Eigenschaften erkläret sieht, ohne daß er sich überhaupt in eine Streitigkeit einlassen darf.

Jedermann kennet die Eigenschaften von der ersten und zweyten Classe; eine Unterscheidung, worauf die Philosophen bestehen. Die Eigenschaften von der ersten Classe, als Figur und Schwere sind beständige Eigenschaften, welche in einem Subjecte vorhanden sind, man mag sie wahrnehmen oder nicht. Die Eigenschaften der zweyten Classe, als Farbe, Geschmack und Geruch hängen eben so sehr von der Wahrnehmung als von Subjecte ab, und sind nichts, wenn man sie nicht wahrnimmt. Die Schönheit und Häßlichkeit, sind Eigenschaften von der letztern Art: Sie haben kein ander Daseyn, als wenn sie wahrgenommen werden; und man nimmt sie unmittelbar wahr, wie alle andere Eigenschaften von der zweyten Classe; und sie hängen nicht mehr von der Vernunft oder Urtheilskraft ab, als die Farbe, der Geruch, oder der Geschmack.

Die Eigenschaften des Rechten oder Unrechten in freywilligen Handlungen, sind eben so wie die Schönheit und

Häßlich-

Häßlichkeit, Eigenschaften von der zweyten Classe. Sie sind wie jene, Gegenstände der unmittelbaren Vorstellung und hängen auf keine Weise weder von der Vernunft noch Urtheilskraft ab. Es ist kein Beweis nöthig, um darzuthun, daß ein unschuldiges Kind aus den Klauen eines Wolfes zu befreyen, den Hungrigen zu speisen, und den Nackenden zu kleiden, rechte Handlungen sind: Mann nimmt es unmittelbar wahr, daß sie es sind. Eben so wenig ist es nöthig zu beweisen, daß Mord, Betrug und Meineyd, unrechte Handlungen sind: Man sieht es unmittelbar ein, daß sie es sind. Die Gottheit hat den Menschen verschiedene Eigenschaften zu verschiedenen Endzwecken gegeben. Die Wahrheit und Falschheit werden durch die Kraft der Vernunft untersucht. Die Schönheit und Häßlichkeit sind Gegenstände eines Sinnes, der unter dem Namen Geschmack bekannt ist. Das Rechte und Unrechte sind Gegenstände eines Sinnes, welcher das moralische Gefühl oder das Gewissen genennt wird. Gesetzt nun, daß diese Eigenschaften vor unserer Vorstellung verborgen wären, so würden wir uns vergeblich bemühen, sie durch einen Beweis oder eine Reihe von Schlüssen zu entdecken. Der Versuch würde ungereimt seyn; und zwar eben so ungereimt als ein Versuch, die Farbe, Geschmack, oder Geruch durch Schlüsse zu entdecken. *)

*) Eine jede Wahrnehmung muß von einer Kraft oder Vermögen herrühren, welches der Sinn genennt wird: Der moralische Sinn, wodurch wir die Eigenschaften des Rechts und Unrechts wahrnehmen, kann angesehen werden, entweder als ein Stück von dem Sinne des Sehens, wodurch wir diese Handlungen gewahr werden, zu denen diese Eigenschaften gehören, oder als ein Sinn, der von allen andern unterschieden ist. Die Sinne, durch welche die Gegenstände wahrgenommen werden; sind nicht von einander durch unterschiedne Gränzen abgesondert;

Recht und Unrecht sind, wie bereits erwähnt worden, Eigenschaften freywilliger Handlungen, und von keiner andern Art. Eine Handlung des Instincts ist nützlich und angenehm; aber, man kann eigentlich nicht sagen, daß sie recht oder unrecht sey. Eine unwillkührliche Handlung ist dem Handelnden schädlich, und dem Zuschauer unangenehm; aber der Handelnde hat weder Recht noch Unrecht. Diese Eigenschaften hängen auch keinesweges von dem Ausgange ab. So ist z. E. die Handlung recht, wenn ich zur Rettung meines Freundes vom Ersaufen, mich in den Fluß werfe, ob ich gleich vielleicht zu spät komme. Und wenn ich auf einen Menschen hinter seinem Rücken einen Schlag richte, so ist die Handlung unrecht, ob ich ihm gleich vielleicht nicht berühre.

Die Eigenschaften des Rechten und Angenehmen sind unzertrennlich; und so sind es auch die Eigenschaften des Unrechten und Unangenehmen. Eine rechte Handlung ist daher angenehm, nicht allein bey der unmittelbaren Vorstellung, sondern auch bey jeder folgenden Erinnerung. Und in beyden Umständen ist eine unrechte Handlung auf gleiche Weise unangenehm.

Die rechten Handlungen werden durch das moralische Gefühl in zweyerley Arten unterschieden, nemlich, was geschehn soll, und was geschehn oder nicht geschehen kann. Die unrechten Handlungen gestatten keinen Unterschied: sie sollen alle nicht geschehn. Wenn man sagt, daß eine Handlung geschehn soll, so bedeutet es,

gesondert; und die Eintheilung derselben scheint mehr vom Geschmacke und der Einbildung als von der Natur abzuhängen. Ich bin dem Plane nachgegangen, den die erstern Schriftsteller verfertiget haben; nämlich, den moralischen Sinn, als einen von andern verschiedenen Sinn, zu betrachten, weil es die leichteste und deutlichste Art ist, die Sache zu begreifen.

es, daß wir verbunden sind es zu verrichten; und wenn man sagt, daß eine Handlung nicht geschehn soll, so heißt es, daß wir zurückgezogen werden es zu thun. Obgleich die Nothwendigkeit, welche in dem verbunden seyn befindlich ist, nicht physicalisch, sondern moralisch ist; so werden wir doch gewahr, daß wir der Freyheit beraubet sind, und nothwendig gebunden sind, gegen einen jeden andern Bewegungsgrund, zu handeln oder die Handlung zu unterlassen. Die hier beschriebene Nothwendigkeit wird **Pflicht** genennt. Die moralische Nothwendigkeit, die wir haben, dem Unschuldigen kein Leid zu thun, ist ein schickliches Beyspiel: Das moralische Gefühl giebt zu erkennen, daß die Zurückhaltung unsere Pflicht ist, deren Uebertretung kein anderer Bewegungsgrund entschuldigen kann.

Die Pflicht eine Handlung zu verrichten oder zu unlassen, führet bey mancher Person ein **Recht** mit sich, die Vollziehung dieser Pflicht zu fodern; und daher bringt eine Pflicht oder Verbindlichkeit nothwendig auch ein übereinstimmendes Recht mit sich. Ein Versprechen von meiner Seite 100 L. zu bezahlen, ertheilet ein Recht die Vollziehung zu verlangen. Der Mensch, der ein Unrecht begehet, verletzet das **Recht** der beleidigten Person, welches sie berechtiget eine Vergütung des Unrechts zu verlangen.

Die Pflicht ist zwiefach; die Pflicht gegen andere, und die Pflicht gegen uns selbst. In Ansehung der erstern, wird das Thun, was wir thun sollen, gerecht genennt: und das Thun, was wir nicht thun sollen, und das Unterlassen dessen, was wir thun sollen, werden ungerecht genennt. In Ansehung unserer selbst wird das Thun, was wir thun sollen, anständig genennt: und das Thun, was wir nicht thun sollen, und das Unterlassen dessen, was wir thun sollen, heißen unanständig. Auf diese Weise ist das Recht, welches eine Eigenschaft gewisser

Handlungen anzeiget, eine allgemeine Art, wovon gerecht und anständig besondere Gattungen sind: Und unrecht, welches eine Eigenschaft anderer Handlungen anzeiget, ist ebenfalls eine allgemeine Art; wovon ungerecht und unanständig auch Gattungen sind.

Nun folgen zunächst die rechten Handlungen, welche unserm freyen Willen überlassen sind, daß sie geschehen oder nicht geschehen können. Sie sind, wie die erstern, recht, wenn sie geschehen; aber sie sind darinne unterschieden, daß sie nicht unrecht sind, wenn sie nicht geschehen. Eine gerechte Schuld um einer zunehmenden Familie willen zu erlassen, eine Streitsache lieber aufzugeben als mit einem Nachbar einen Proceß anzufangen, und großmüthig Gutes gegen Böses zu erwiedern, sind Beyspiele von dieser Gattung. Sie werden allgemein als rechte Handlungen gebilliget: aber da niemand ein Recht hat uns zur Vollziehung solcher Handlungen zu nöthigen, so ist die Unterlassung derselben nicht unrecht: Es wird niemand durch die Unterlassung beleidiget. Die Handlungen, welche unter diese Classe gehören, kann man aus Mangel einer schicklichern Benennung willkührlich nennen.

So viel kann wegen der rechten Handlungen und ihrer Eintheilungen genug seyn. Die unrechten Handlungen sind von zweyerley Art, **Verbrechen** und **Vergehungen**. Diejenigen Handlungen, welche vorsätzlich geschehen um Schaden zu thun, sind Verbrechen: Hingegen solche übereilte oder unbedachtsame Handlungen, die ohne Vorsatz Schaden thun, sind Vergehungen. Die erstern werden durch Strafe eingeschränkt, wovon wir in dem fünftem Abschnitt handeln; die letztern werden durch Ersetzung eingeschränkt, wovon wir in dem sechsten Abschnitte handeln werden.

Die Eintheilungen der freywilligen Handlungen sind noch nicht erschöpft. Es giebt einige, die man eigentlich zu reden weder Recht noch Unrecht nennen kann.

Die

Die Handlungen, welche blos zur Belustigung oder Zeitvertreib und ohne Vorsatz Gutes oder Böses zu thun, geschehen, sind von dieser Art; z. E. Hüpfen, Laufen, über einen Stock springen, oder einen Stein zu werfen um auf dem Wasser einige Bogen zu machen. Solche Handlungen werden weder gebilliget noch getadelt: man kann sie gleichgültige nennen.

Es ist keine Ursache an dem Daseyn des moralischen Gefühls mehr, als an dem Daseyn der Empfindung der Schönheit, des Sehens oder Hörens zu zweifeln. In der That ist die Wahrnehmung des Rechts oder Unrechts, als Eigenschaften der Handlungen, nicht weniger unterschieden und deutlich, als die Empfindung der Schönheit, der Farbe, oder einer jeden andern Eigenschaft: und da eine jede Vorstellung eine Handlung des Sinnes ist, so wird die Empfindung der Schönheit nicht mit größerer Gewißheit aus der Vorstellung der Schönheit, als das moralische Gefühl aus der Wahrnehmung des Rechts oder Unrechts erwiesen. Wir finden, daß dieses Gefühl nach verschiedenen Graden der Vollkommenheit unter einzelnen Menschen ausgetheilet ist; allein es ist vielleicht außer einem ganz dummen Menschen nie jemand vorhanden gewesen, der es nicht in einigem Grade besessen hätte; und im Fall ein Mensch desselben beraubt wäre, so würden einem solchen die Wörter **Recht** und **Unrecht** eben so unverständlich seyn, als der Ausdruck, Farbe, einem Blindgebohrnen seyn muß.

Ohne Zweifel wird man einräumen, daß ein Jeder mit einem Gefühle des Rechts und Unrechts begabet ist, welches mehr oder weniger deutlich seyn kann; allein dieses ist noch nicht so deutlich erwiesen, ob überhaupt unter den Menschen ein **allgemeines Gefühl** des Rechts und Unrechts vorhanden ist, wodurch eine Gleichförmigkeit der Meynungen in Absicht auf das Recht und Unrecht bewirket wird. Es ist nichts ungereimtes, wenn man annimmt, daß die Meynungen der Menschen vom Rechten

und Unrechten eben so verschieden sind als von der Schönheit und Häßlichkeit: und wir vermuthen, daß dieses nicht ganz ungegründet sey, aus der Entdeckung, daß die in verschiedenen Ländern, und sogar in einem Lande zu verschiedenen Zeiten, vom Rechte und Unrechte öffentlich angenommenen Meynungen ausnehmend verschieden sind; daß man es unter einigen Nationen für recht hielt, seine Kinder als Sklaven zu verkaufen, und sie in ihrer Kindheit den wilden Thieren zu überlassen; daß man es auf gleiche Weise für recht hielt, die Kinder wegen der Verbrechen ihrer Aeltern sogar am Leben zu strafen; daß die Ermordung eines Feindes mit kaltem Blute ehemals eine gemeine Gewohnheit war; daß die Menschenopfer, so gottlos und unanständig sie nach unsern Begriffen sind, vor Alters gemein waren; daß man es sogar in spätern Zeitern für verdienstlich gehalten hat, die geringsten Abweichungen von dem Religionsglauben der Mehresten mit den grausamsten Martern zu bestrafen; und daß unter den erleuchtetesten Nationen noch wichtige Streitigkeiten über die Regeln der Moral sind.

Allein diese Dinge sollen keineswegs die Wirklichkeit eines allgemeinen Gefühls in der Moral widerlegen: sie beweisen nur, daß die moralische Empfindung weder zu allen Zeiten noch in allen Ländern gleich vollkommen gewesen ist. Dieses Stück von der Moral ist für den zweyten Theil aufbehalten. Ich werde hier nur, um gegenwärtig einiges Genügen zu leisten, bemerken, daß der wilde Zustand die Kindheit des Menschen ist, in welcher die feinern Empfindungen gleichsam im Schlafe liegen, und die Nationen, ohne richtigen Geschmack an der Moral und den schönen Künsten, dem Ansehn der Gewohnheit, der Nachahmung und der Leidenschaft überlassen. Allein die Nationen gelangen, wie die einzelnen Menschen, nach und nach zu ihrer Reife, und bekommen einen verfeinerten Geschmack sowohl in der Moral als in den schönen

Künsten:

Künsten: wo wir sodann eine große Gleichförmigkeit der Meynungen von den Regeln des Rechts und Unrechts bemerken, und zwar mit sehr wenigen Ausnahmen, außer was von der Schwäche, oder der verdorbenen Erziehung herrühret. Man kann zwar in den erleuchtetesten Zeiten Leute antreffen, die besondere Begriffe von der Moral haben; und man kann auch eben dieses Eigene und Sonderbare bey vielen andern Dingen finden, welches aber eben so wenig einen Beweis wider ein allgemeines Gefühl, oder Anweisung des Rechts und Unrechts liefert, als ein Ungeheuer wider die Einrichtung unserer äußerlichen Gestalt, oder als eine Ausnahme wider die Wahrheit eines allgemeines Satzes etwas beweiset.

Es ist eine gewisse Sache, welche durch die unläugbare Erfahrung bestätigt wird, daß in den Menschen eine Gleichförmigkeit der Meynung von dem Rechte und Unrechte vorhanden ist; und ich berufe mich auf diese Gewißheit, und setze nur noch diese Warnung hinzu, daß man, wegen der eben angegebenen Ursache, die Untersuchung auf die erleuchteten Nationen einschränken müsse. Ich nehme mir unterdessen die Freyheit, einen Beweis von der Analogie zu geben, daß wenn eine große Gleichförmigkeit unter den verschiedenen Stämmen der Menschen im Sehen und Hören, im Vergnügen und Schmerzen, und in der Beurtheilung der Wahrheit und des Irthums vorhanden ist, auch eben diese Gleichförmigkeit in Ansehung des Rechten und Unrechten statt finden müsse. Es können zwar geringe Zweifel seyn, um eine Person von der andern genau zu unterscheiden, allein in den allgemeinen Gründen, welche unsere innerliche und äußerliche Natur ausmachen, ist noch immer eine wunderbare Gleichförmigkeit.

Diese Gleichförmigkeit der Gesinnung, welche man das allgemeine Gefühl der Menschen vom Rechte und Unrechte nennen kann, ist den geselligen Geschö-

pfen wesentlich. Wären die moralischen Gesinnungen der Menschen eben so verschieden als wie ihre Gesichter, so würden sie zur Gesellschaft überhaupt ganz ungeschickt seyn: Uneinigkeit und Streit würden unaufhörlich seyn, und die größere Gewalt würde die einzige Regel von dem Mein und Dein seyn.

Allein eine solche Gleichförmigkeit der Gesinnung ist doch nicht ganz und gar allgemein: Es giebt Menschen, wie schon oben erwähnt worden, die von dem allgemeinen Gefühl der Menschen in Ansehung verschiedener Stücke der Moral von einander unterschieden sind. Wie soll die Aufführung solcher Menschen beschaffen seyn? Sollen sie ihre Aufführung nach jener Regel, oder nach ihrer Privat-Ueberzeugung einrichten? Es wird hernach Gelegenheit seyn, zu bemerken, daß wir von andern so urtheilen, wie wir glauben, daß sie von sich selbst urtheilen; und daß die Privat-Ueberzeugung die Regel zu den Belohnungen und Strafen ist. Hingegen bey einer jeden Streitigkeit wegen des Eigenthums und Geld-Interesses, und überhaupt wegen eines jeden bürgerlichen Rechts und Verbindlichkeit, ist das allgemeine Gefühl der Menschen die Regel und nicht die Privat-Ueberzeugung, oder das Gewissen; welches ich auf folgende Weise darthun will.

Wir haben ein angebohrnes Gefühl von einer gemeinschaftlichen Natur, nicht allein bey unserer eigenen Gattung, sondern auch bey einer jeden andern Gattung von Thieren. Und die Erfahrung bestätigt es, daß die Sache mit unserer Empfindung davon übereinstimmt; denn es erscheinet eine merkwürdige Gleichförmigkeit in den Geschöpfen von einerley Art, und eine eben so merkwürdige Ungleichheit in den Geschöpfen von einer verschiedenen Art. Da man nun wahrnimmt, daß die gemeinschaftliche Natur ein Muster oder eine Regel für ein jedes einzelnes Geschöpf von der Art ist, so entsteht eine Verwunderung, wenn man ein einzelnes Geschöpf wahrnimmt,

welches

welches von der gemeinschaftlichen Natur der Gattung, in seinem innerlichen oder äußerlichen Baue abweicht: Ein Kind, welches mit einem Abscheue gegen die Muttermilch gebohren wird, ist eben so wunderbar, als wenn es ohne einen Mund, oder mit mehr als einem Munde gebohren wird.

Zweytens, das erwähnte angebohrne Gefühl lehret uns, daß die gemeinschaftliche Natur des Menschen insbesondere, sowohl unveränderlich als allgemein ist; daß sie künftig eben so, wie gegenwärtig und in vergangenen Zeiten, und ebendieselbe unter allen Nationen und in allen Winkeln der Erde seyn wird: Und wir irren uns darinne nicht, weil die Sache mit unserer Vorstellung übereinstimmt, ungeachtet geringe Unterschiede, die von der Cultur und andern zufälligen Umständen herrühren, vorhanden seyn können.

Drittens, wir werden gewahr, daß diese gemeinschaftliche Natur **recht** und **vollkommen** ist, und daß sie ein Muster oder Regel für ein jedes menschliches Wesen seyn soll. Eine jede merkwürdige Abweichung davon in dem Baue eines einzelnen Menschen, erscheinet unvollkommen, oder unregelmäßig; und erreget eine schmerzliche Bewegung; Eine ungestallte Geburt, welche bey den Philosophen Neubegierde erreget, erwecket zu gleicher Zeit bey einem jeden Zuschauer einen Abscheu.

Dieses Gefühl von der Vollkommenheit in der gemeinschaftlichen Natur des Menschen, begreift ein jedes Stück seiner Natur, und besonders das gemeinschaftliche Gefühl der Menschen von dem Rechte und Unrechte; und daher bemerken es alle, daß es vollkommen ist, und als die letzte unfehlbare Regel der Moral, sogar wider die Privat-Ueberzeugung bey allen Menschen, herrschet. Auf diese Weise verbindet uns ein Gesetz in unserer Natur, unsere Aufführung nach dieser Regel einzurichten. Sein Ansehn wird allgemein erkannt, indem bey einer

jeden

jeden Streitigkeit über das Mein und Dein nichts gewöhnlicher ist, als daß man sich auf dasselbe als auf die letzte und unfehlbare Regel berufet.

Da aber eben diese Regel durch Schwachheit oder Vorurtheil einem jeden einzelnen Menschen nicht so deutlich ist, so werden viele in eine irrige Meynung geführt, indem sie eine falsche Regel anstatt der natürlichen annehmen. Und daher kömmt ein Unterschied zwischen einem rechten und unrechten Gefühle in der Moral; ein Unterschied, den Jeder verstehet, der aber ganz und gar unverständig seyn würde, wenn es nicht zur Ueberzeugung von einer moralischen Regel diente.

Der Endzweck dieses Stücks in unserer Natur, ist sehr deutlich. Wäre keine Regel vom Recht und Unrecht zur Entscheidung unzähliger Streitigkeiten über das Interesse, so würden die Starken ihre Zuflucht zur Gewalt, und die Schwachen zur List nehmen, und die menschliche Gesellschaft würde unerträglich seyn. Die Gerichtshöfe könnten keine Hülfe verschaffen; denn ohne eine Regel der Moral, würden ihre Aussprüche willkührlich und von keinem Ansehn seyn. Es ist ein Glück für die Menschen, daß sie mit einer solchen Regel versehen sind. Es ist in der Gesellschaft nöthig, daß unsere Handlungen in Absicht auf das Recht und Unrecht gleichförmig sind; und es ist zur Gleichförmigkeit der Handlung nöthig, daß unsere Vorstellungen von dem Rechte und Unrechte ebenfalls gleichförmig sind. Und zur Hervorbringung einer solchen Gleichförmigkeit ist eine Regel der Moral unentbehrlich. Die Natur hat uns diese Regel gegeben, welche auch täglich von den Gerichtshöfen mit gutem Erfolge angewendet wird.

Die Betrachtung dessen, was bisher ist gesagt worden, kann zu einer großen Beruhigung dienen, indem man daraus sieht, daß die Moral auf dem festesten Grunde, nämlich auf der unmittelbaren oder anschauen-

den

den Vorstellung beruhet, welche nicht allein eine einzelne, sondern auch an sich vollständige Handlung des Verstandes ist, die von keinem vorhergehenden Satze abhänget. Der richtigste Schluß gewähret keine solche Ueberzeugung, indem eine jede Gattung von Schlüssen, wie man in dem vorhergehenden Versuche bemerket hat, nicht allein unmittelbar klare Wahrheiten oder Grundsätze, sondern auch überdieses noch verschiedene andere Sätze erfodert, um die Schlußfolgen daraus herzuleiten. Hingegen durch die anschauende Vorstellung allein erlangen wir ohne Schlüsse eine Kenntniß vom Rechte und Unrechte; von dem was wir thun können, von dem was wir thun sollen, und von dem was wir unterlassen sollen: und wenn man bedenket, daß wir auf diese Weise von den moralischen Gesetzen eine größere Gewißheit als von einem jeden andern Satze haben, den man durch Schlüsse entdeckt, so kann man den Menschen mit Recht für einen Liebling des Himmels halten, da er so vortrefflich gebildet ist, daß er dem Willen seines Schöpfers gemäß handeln kann. Das moralische Gefühl oder das Gewissen ist die Stimme Gottes in uns, die uns beständig an unsere Pflicht erinnert, und von uns keine andere Uebung der Kräfte als blos die Aufmerksamkeit verlangt. Der berühmte Locke wagte etwas, was er für eine kühne Muthmaßung hielt, nämlich, daß die moralischen Pflichten einer Demonstration fähig wären: wie angenehm würde ihm diese Entdeckung gewesen seyn, daß sie gar auf einer anschauenden Vorstellung beruhen, die noch überzeugender und von mehrerm Ansehn ist.

Durch einen Theil des moralischen Gefühls lernen wir, was wir thun, und nicht thun sollen; und durch einen andern Theil desselben lernen wir, was wir thun oder unterlassen können. Jedoch die Gesellschaft würde unvollkommen seyn, wenn das moralische Gefühl hier-

bey

bey stehen bliebe. Es ist kein besonderes Stück, welches mehr zur vollständigen Gesellschaft abzielet, als was in dem ersten Abschnitt erwähnt worden, nämlich, daß jedermann wegen seiner Aufführung gegen seine Nebengeschöpfe Rechenschaft geben muß; und er wird zu dieser Rechenschaft durch ein drittes Stück des moralischen Gefühls geschickt, welches ihm zeigt, daß dieses seine Pflicht ist. Und es wird hernach im dritten Versuche auch deutlich gezeigt werden, daß wir eben sowohl wegen unsers Betragens gegen unsern Schöpfer, als gegen unsere Nebengeschöpfe Rechenschaft geben müssen.

Ich setze noch zur Vollendung unserer Theorie hinzu, daß eine Handlung recht oder unrecht ist, ohne daß dieses von des Handelnden eigener Meynung abhängt. Auf diese Weise ist es eine rechte Handlung, wenn ein Mensch entweder aus Freundschaft oder aus Mitleiden einen Ketzer aus den Flammen errettet, und wenn er es auch aus einer Ueberzeugung, daß man die Ketzer verbrennen müsse, für unrecht hielte. Allein wir wenden eine ganz verschiedene Regel auf diejenigen an, welche handeln: ein Mensch wird gebilliget und für unschuldig gehalten, wenn er etwas thut, was er selbst für recht hält; und man tadelt ihn und hält ihn für schuldig, wenn er etwas thut, so er für unrecht ansieht. Auf diese Weise ist es eine unrechte Handlung, wenn man einen Atheisten um der Religion willen ermordet; und gleichwohl kann der Enthusiast, der dieses Unrecht begeht, unschuldig seyn; und derjenige ist schuldig, der wider sein Gewissen in der Fasten Fleisch ißt, obgleich die Handlung an sich nicht unrecht ist. Kurz, man wird gewahr, daß eine Handlung recht oder unrecht ist, ohne daß es von des Handelnden eigener Meynung abhängt; er wird aber nach seiner eigenen Meynung gebilliget oder getadelt, und für schuldig oder unschuldig gehalten.

Dritter Abschnitt.

Die Gesetze der Natur in Absicht auf unsere moralische Aufführung in der Gesellschaft.

Wir fahren nunmehr fort, nach einer festgesetzten Regel zur Einrichtung unsers moralischen Betragens in der Gesellschaft, die Gesetze zu untersuchen, welche daraus erwachsen. Wir müssen aber vorher noch erwägen, was für Gründe nebst dem moralischen Gefühl etwas beytragen, um den Menschen zur Gesellschaft geschickt zu machen.

Wenn wir die verschiednen Zweige der menschlichen Kenntniß betrachten, so kann es scheinen, als ob wir die menschliche Natur am besten verstehen müßten; weil ein jeder täglich Gelegenheit hat, sie in seinen eigenen Leidenschaften und Handlungen zu beobachten. Allein die menschliche Natur, eine sehr wichtige Materie, wird selten der Untersuchung der Philosophie überlassen. Die Schriftsteller von einer sanften Gemüthsart und warmen Einbildungskraft behaupten, daß der Mensch ein wohlwollendes Wesen sey, und daß ein jeder seine Aufführung zum Besten aller ohne Absicht auf sich selbst leiten müsse. Die Schriftsteller von einem kalten Temperamente und geizigen Gemüthsart glauben, daß er ein ganz eigennütziges Geschöpf sey; und zum Beweise davon werden unzählige Beyspiele von ihnen angeführet. Jedoch keines von diesen Systemen ist der Natur gemäß. Das eigennützige System wird durch die Erfahrung aller Zeiten widerlegt, als welche den deutlichsten Beweis liefert, daß die Menschen oft um anderer willen, ohne Absicht auf sich selbst, und bisweilen wider ihr eigen Interesse handeln. Und so viel Eigennutz auch in der Handlung herrschen kann, so ist er doch gewiß nicht in der Gesinnung und Zuneigung herrschend: Alle Menschen sind darinne einig, daß

sie

sie einen hohen Werth auf Großmuth, Wohlgewogenheit, und andere gesellige Tugenden setzen; indessen daß sogar die eigennützigsten mit dem Eigennutze anderer unzufrieden sind, und sich bemühen, ihn bey sich selbst zu verbergen. Der eifrigste Vertheidiger des eigennützigen Grundes wird es nicht wagen zu behaupten, daß er uns gegen unsere Nebengeschöpfe ganz und gar gleichgültig mache. Es geschieht ohne Rücksicht auf Eigennutz und eine jede andre Verbindung von Liebe und Haß, daß ein Glück, welches einem begegnet, allen angenehm, und ein Unglück, welches einem wiederfährt, allen unangenehm ist. Eben so widerspricht das System einer allgemeinen Wohlgewogenheit der Erfahrung, als welche uns lehret, daß die Menschen gemeiniglich geneigt sind, ihr eigen Interesse dem Vortheile anderer vorzuziehen, besonders wo keine genaue Verbindung ist: und wir finden nicht, daß ein solches Bestreben durch das moralische Gefühl verhindert wird. Der Mensch ist in der That ein zusammen gesetztes Wesen, welches aus solchen Gründen bestehet, wovon einige wohlthätig und andere eigennützig sind; und diese Gründe sind in seiner Natur so richtig vereiniget, daß sie ihn geschickt machen, eine anständige Rolle in der Gesellschaft zu spielen. Es würde in der That ein Zeitverlust seyn, wenn man beweisen wollte, daß er ohne einige Neigung gegen seine Nebengeschöpfe sich übel zur Gesellschaft schicken würde. Eben so wird man hernach im vierten Abschnitt deutlich sehen, daß eine allgemeine Wohlgewogenheit für die Gesellschaft schädlicher als ein völliger Eigennutz seyn würde.

Wir sind nunmehr zur Untersuchung der Gesetze, die aus den vorhergehenden Gründen entstehen, hinlänglich vorbereitet. Die verschiedenen Pflichten, die wir andern schuldig sind, sollen zuerst untersucht werden, und zwar in derjenigen Ordnung, wie sie ihren Einfluß verbreiten. Ich werde sie um der Deutlichkeit willen zuerst in einem allge-

allgemeinen Lichte vorstellen, und sodann zu besondern Stücken fortgehen. Unter unsern Pflichten gegen andere ist eine so weitläuftig, daß sie den ganzen unschuldigen Theil der Menschen zu ihrem Gegenstand hat. Es ist die Pflicht, welche uns verbietet, andern zu schaden: außer welcher kein Gesetz durch das moralische Gefühl deutlicher vorgeschrieben; noch die Uebertretung eines jeden andern Gesetzes mit dem Charakter des Unrechts tiefer eingepräget ist. Ein Mensch kann äußerlich an seinen Gütern, an seiner Person, an seinen Anverwandten, und an seiner Ehre beschädiget werden. Daher entstehen die Gesetze, du sollst nicht stehlen; du sollst andere nicht betrügen; du sollst nicht tödten noch verwunden; du sollst nicht verläumden. Ein Mensch kann innerlich beschädiget werden, durch eine Handlung, die ihm Unruhe des Gemüths verursacht, oder ihm falsche Begriffe von Menschen und Sachen beybringt. Daher befiehlt das Gewissen, daß wir die Menschen nicht verächtlich behandeln sollen; und überhaupt, daß wir alles unterlassen sollen, was ihre Ruhe des Gemüths unterbrechen, oder sie ungeschickt machen kann, gute Menschen und gute Bürger zu seyn.

Die erwähnten Pflichten sind Pflichten des Zwanges. Unsere thätigen Pflichten betreffen besondere Personen; z. E. unsere Anverwandten, unsere Freunde, unsere Wohlthäter, unsere Herren und unsere Knechte. Es ist unsere Pflicht, unsere Aeltern zu ehren und ihnen zu gehorchen; und unsern Kindern in der Welt alle innerliche und äußerliche Vortheile zu verschaffen: wir müssen gegen unsere Freunde treu, gegen unsere Wohlthäter dankbar, gegen unsere Herren gehorsam, und gegen unsere Knechte gütig seyn, und einem jeden von diesen in ihrer Noth beystehen. Die Verbindlichkeit, andern über diese Gränzen Gutes zu thun, muß von einer ausdrücklichen und festgesetzten Verbindung abhängen; in-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

dem eine allgemeine Wohlgewogenheit, wie man hernach sehen wird, keine Pflicht ist.

Dieser allgemeine Abriß wird uns zu den besondern Zügen vorbereiten. Die Pflicht des Zwanges kömmt zuerst in Betrachtung, welche uns verhindert, dem Unschuldigen zu schaden; und mit dieser Pflicht stimmt ein Recht bey den Unschuldigen überein, vor dem Schaden sicher zu seyn. Dieß ist das große Gesetz, welches zur Gesellschaft vorbereitet, weil ohne dasselbe die Gesellschaft niemals hätte seyn können. Hier ist das moralische Gefühl ganz unbiegsam; es befiehlt, daß wir uns lieber einer Noth, ja dem Tode selbst unterwerfen, als unsere eigene Sicherheit durch Gewaltthätigkeit gegen einen Unschuldigen verschaffen sollen. Und wir sind unter eben dem Zwange in Absicht auf das Eigenthum eines andern; indem der Raub und Diebstahl niemals unter einigem Vorwande verstattet werden. Es ist zwar wahr, daß ich in der äußersten Hungersnoth Speise nehmen kann, wo ich sie finde; und daß ich meines Nachbars Pferd frey nehmen kann, um mich vor einem Feinde, der mir den Tod droht, damit zu retten. Allein es ist auch seine Pflicht, als mein Nebengeschöpf mir in der Noth beyzustehen, und wenn keine Zeit zum Aufschube ist, so kann ich rechtmäßiger Weise brauchen, was er mir anbieten sollte, wenn er gegenwärtig wäre, und wovon ich vermuthen kann, daß er mir es anbieten würde. Aus eben dem Grunde kann ich auch, wenn mein Schiff unter die Ankertaue eines andern Schiffes getrieben wird, die Taue des andern abhauen, um mich wieder loszumachen. Allein es würde in einem jeden Falle von dieser Art unrecht seyn, wenn ich mich des Eigenthums meines Nächsten bediente, ohne ihm den Werth davon bezahlen zu wollen. Ist mein Nächster verbunden, mir in der Noth beyzustehen, so verbindet

mich

mich auch mein Gewissen, seinen Verlust wieder zu vergüten. *)

Das Verbot, andern innerlich zu schaden, ist vielleicht zur Errichtung der Gesellschaften nicht wesentlich, weil die Uebertretung dieses Gesetzes die gemeinen Leute nicht sehr beunruhiget: allein wo die Sitten und verfeinerten Gesinnungen herrschen, da ist das Gemüth weit schmerzhafterer Wunden, als der Körper fähig, und daher könnte ohne dieses Gesetz eine gesittete Gesellschaft von keiner langen Dauer seyn.

Durch den Ehebruch wird sowohl äußerlich als innerlich Schaden gethan. Ein jedes Geschlecht ist so beschaffen, daß es eine genaue Treue und Neigung in einem

*) Diese Lehre ist deutlich auf Gerechtigkeit gebauet, und doch sind in den römischen Rechten zwo Stellen, welche eine jede Vergütung in solchen Fällen absprechen. „Item Labeo scribit, si cum vi ventorum navis impulsa esset in funes anchorarum alterius, et nautae funes praecidissent; si nullo alio modo, nisi praecisis funibus, explicare se potuit, nullam actionem dandam.“ l. 29. §. 3. ad leg. Aquil. „Quod dicitur, damnum injuria datum Aquilia persequi, sic erit accipiendum, vt videatur damnum injuria datum, quod cum damno injuriam attulerit; nisi magna vi cogente fuerit factum: Vt Celsus scribit circa eum, qui incendii arcendi gratia vicinas aedes intercidit: et siue pervenit ignis, siue ante extinctus est, existimat legis Aquiliae actionem cessare.“ l. 49. §. 1. eod. — Diese Meynungen sind ohne Zweifel irrig. Und es ist nicht schwer zu sagen, was den Irrthum veranlaßt hat: die erwähnten Fälle werden angesehen, als ob sie zu dem lex aquilia gehörten; welches, da es auf die Ersetzung des Schadens eingeschränkt ist, es als eine Regel festsetzt, daß keine Klage wegen der Ersetzung statt finden kann; wo keine culpa vorhanden ist. Allein hätte Labeo und Celsus bemerkt, daß diese Fälle zu einer verschiedenen Classe, nämlich zur Pflicht der Vergütung gehören, wo einer den Verlust leidet, indem er einem andern Nutzen schaffet, so würden sie gewiß selbst kein Bedenken getragen haben, ein Recht den Verlust zu vergüten, ebenfalls zu behaupten.

Gatten erfodert; und die Uebertretung dieser Pflichten ist der größte ansehnliche Schaden, der ihnen wiederfahren kann: sie schadet ihnen auch innerlich, indem sie ihre Ruhe des Gemüths unterbricht. Man hat zwar dabey angeführt, daß kein Schaden erfolgen werde, wenn man den Ehebruch verschwiegen gehalten habe, und daß folglich auch daselbst kein Verbrechen seyn könne, wo keine Entdeckung sey. Allein diejenigen, welche auf diese Weise urtheilen, bedenken nicht, daß wenn man den geheimen Ehebruch für rechtmäßig hält, es in der That eben so viel ist, als wenn man einen jeden Grund der gegenseitigen Treue im Ehestande über den Haufen wirft. Es ist ganz unläugbar gewiß, sagt ein angesehner Schriftsteller, daß es keinem Menschen erlaubt ist, seine Treue zu brechen; und daß derjenige Mensch ungerecht und grausam ist, der seiner Frau die einzige Belohnung raubet, die sie für die Beobachtung der strengen Pflichten ihres Geschlechts haben kann. Allein eine untreue Frau ist noch strafbarer, indem sie alle Bände der Natur zerreißt; und wenn sie ihrem Manne Kinder verschafft, die nicht seine sind, so hintergeht sie beyde, und verbindet den Meineid mit der Untreue. *)

Die Wahrhaftigkeit wird gemeiniglich unter die thätigen Pflichten gerechnet; es geschieht aber irriger Weise: denn so bald der Mensch nicht verbunden ist zu reden, so ist er auch nicht verbunden die Wahrheit zu reden; es ist daher nur eine Zwangspflicht, die uns verbietet, andere zu hintergehen, wenn wir etwas bejahen, was nicht wahr ist. Unter den vielen übereinstimmenden Gründen in dem menschlichen Gemüthe, welche insgesammt die Gesellschaft angenehm machen sollen, sind zwey, nämlich der Grund der Wahrhaftigkeit, und ein Grund, der uns zum Vertrauen auf das menschliche Zeugniß

*) Emile, liv. 5.

Zeugniß leitet, ohne den letztern würde der erstere vergeblich seyn; und ohne den erstern würde uns der letztere der Betrügerey und Verrätherey blos stellen. Das moralische Gefühl saget uns daher, das wir ohne Absicht auf die Folgen genau bey der Wahrheit bleiben sollen.

Man muß hierbey nicht einwenden, daß wir verbunden sind, unsere Gedanken zu erklären, wenn man von uns die Wahrheit durch rechtmäßige Mittel verlangt. Man verläßt sich natürlicher weise auf die freywillig ausgesprochenen Worte, als solche, welche die Gesinnung des Redenden ausdrücken; und wenn seine Gesinnung von seinen Worten unterschieden ist, so saget er eine Lügen, und machet sich des Betrugs schuldig. Allein durch Marter erzwungne Worte sind keine Anzeigen von der Gesinnung eines Menschen; und er ist keines Betrugs schuldig, indem er alles was ihm beliebt ausspricht, so weit es auch von seinen Gedanken entfernt ist; läßt sich der Urheber einer unrechtmäßigen Gewaltthätigkeit hintergehen, so muß er sich selbst und nicht den Redenden tadeln.

Man darf es wohl kaum erwähnen, daß die Pflicht der Wahrhaftigkeit nicht die Fabel, noch eine jede Freyheit der Rede, die blos zur Belustigung bestimmt ist, ausschließet.

Die thätigen Pflichten sind insgesammt, wie schon oben erwähnt worden, auf besondere Personen gerichtet. Und die erste, die ich hier anführen will, ist diejenige, welche zwischen Aeltern und Kindern vorhanden ist. Das Verhältniß der Aeltern und Kinder als das stärkste, welches zwischen einzelnen Personen seyn kann, verbindet diese Personen ihre äußersten Kräfte in gegenseitigen Dienstleistungen zu zeigen. Die Wohlgewogenheit unter andern Blutsverwandten ist zwar auch eine Pflicht; allein sie ist nicht so unumgänglich nöthig, indem sie nach dem geringern Grade der Verwandtschaft abgemessen ist.

Die Dankbarkeit ist eine Pflicht, welche gegen die Person gerichtet ist, die gütig gegen uns gewesen. Allein obgleich die Dankbarkeit im eigentlichen Verstande eine Pflicht ist, so ist doch das Maaß der Vollziehung, und die Art derselben meistentheils unserer eigenen Wahl überlassen. Es ist auch kaum nöthig hinzuzusetzen, daß die erwähnten thätigen Pflichten, von allen als unumgänglich nöthig, und vielleicht mehr so als die Zwangspflichten erkannt werden; viele finden Entschuldigungen genug, um Schaden thun zu können; allein niemand höret mit Geduld eine Entschuldigung wegen einer Abweichung von Wahrheit, Freundschaft oder Dankbarkeit an.

Die Noth und das Elend soll die Wohlgewogenheit in eine Pflicht verwandeln. Jedoch die Noth allein ist ohne andere hinzukommende Umstände nicht hinlänglich: denn es ist nicht in der Macht eines menschlichen Wesens eine jede Person in der Noth zu erretten. Unsere nothleidenden Anverwandten und sogar unsre Nachbarn fodern diese Pflicht von uns, aber entfernte Noth ohne eine besondere Verbindung erwecket kaum unser mitleidendes Gefühl, und ist niemals ein Gegenstand der Pflicht. Viele andere Verbindungen, die für diesen kurzen Abriß zu zahlreich sind, erweitern die Pflicht, andere aus der Noth zu retten; und diese machen einen großen Zweig der Billigkeit aus. Ungeachtet nun in vielen Fällen die Wohlgewogenheit auf diese Weise in eine Pflicht gegen die Noth verwandelt wird, so folget doch nicht, daß die Pflicht allezeit dem Grade der Noth angemessen ist. Die Natur hat weislicher für die Unterstützung der Tugend gesorget. Eine tugendhafte Person in der Noth gebietet uns das Mitleiden; eine lasterhafte Person in der Noth hat bey uns weniger Einfluß; und sobald einer seine Noth durch das Laster sich zugezogen hat, so wird bey uns Unwillen und nicht Mitleiden erreget.

Ein großer Vortheil der Gesellschaft besteht darinne, daß viele mitwirken um ein nützliches Werk zu vollenden, wo eine einzelne Hand nicht zureichend seyn würde. Die Künste, Manufacturen und Handelsgeschäffte erfodern viele Hände; aber da man sich dieser Hände ohne eine vorläufige Verbindung nicht versichern kann, so ist deswegen die Vollziehung der Versprechungen und Bündnisse eine Hauptpflicht in der Gesellschaft. Bey ihren ursprüngligen Beschäfftigungen des Jagens und Fischens, haben die Menschen, welche so zerstreut leben, selten Gelegenheit, einander zu helfen und nützlich zu seyn; und da also in diesem Zustande die Bündnisse von geringem Nutzen sind, so werden sie auch wenig geachtet; allein die Landwirthschaft, welche die Mitwirkung vieler Hände erfodert, bringt die Menschen zu einer gegenseitigen Hülfe zusammen; und alsdenn sind die Verträge in großem Ansehen: die Künste und der Handel machen sie immer nothwendiger; und sie werden in einer gesitteten Gesellschaft sehr geachtet.

Jedoch die Verträge und Versprechungen sind nicht blos auf Handelsgeschäffte eingeschränkt; sie dienen auch dazu, daß sie die Wohlgewogenheit zu einer Pflicht machen; und sie erstrecken sich sogar so weit, daß sie die Lebendigen mit den Todten vereinigen: ein Mensch würde ungern sterben, wenn er glaubte, daß seine Freunde nicht an ihr Versprechen gebunden wären, seinen Willen nach seinem Tode zu erfüllen: und das moralische Gefühl macht zur Beruhigung der Gemüther in Absicht auf die Zukunft die Vollziehung solcher Versprechungen zu unsrer Pflicht. Auf diese Weise, wenn ich meinem Freunde verspreche, ihm nach seinem Tode ein Denkmaal zu errichten, so verbindet mich mein Gewissen dazu, obgleich kein lebendiger Mensch berechtiget ist, die Vollziehung von mir zu verlangen. Jedermann wird gewahr, daß dieses meine Pflicht ist; und ich muß erwarten, Vorwurf

und Tadel zu leiden, wenn ich meine Verbindung unterlasse.

Die Vollziehung eines vernünftigen Versprechens oder Bündnisses, welches mit gutem Bedacht gemacht worden, ist eine eben so unumgänglich nöthige Pflicht, als diejenigen Pflichten sind, welche unabhängig von unserer Einwilligung entstehen. Da aber der Mensch fehlen kann, und oft durch Unwissenheit oder Irrthum verführet wird, und dem Betruge unterworfen ist, so würde sein Zustand bedaurenswürdig seyn, wenn das moralische Gefühl ihn antriebe, eine jede unbesonnene oder unvernünftige Verbindung zu erfüllen. Hier giebt das moralische Gefühl der menschlichen Schwachheit nach: es errettet von Betrug, Unwissenheit und Irrthum; und verbindet einen Menschen zu keinen andern Versprechen, als welches mit der wohlgemeynten Absicht übereinstimmt.

Die andere Classe von Pflichten, nämlich diejenigen, die wir uns selbst schuldig sind, soll mit wenig Worten untersucht werden. Die Anständigkeit, ein Stück des moralischen Gefühls, regieret unsere Aufführung gegen uns selbst; so wie die Gerechtigkeit als ein anderes Stück des moralischen Gefühls, unsere Aufführung gegen andere vorschreibt. Die Anständigkeit sagt uns, daß wir nach der Würde unsrer Natur, und nach dem von der Vorsehung uns verliehenen Stande handeln sollen. Sie lehret uns insbesondere, daß Mäßigkeit, Klugheit, Bescheidenheit und Gleichförmigkeit der Aufführung, Pflichten gegen uns selbst sind. Diese Pflichten befördern die Privat-Glückseligkeit, indem sie die Gesundheit, Ruhe des Gemüths, und Achtung gegen uns selbst erhalten; welches unschätzbare Wohlthaten sind: und sie befördern auch nicht weniger die Glückseligkeit in der Gesellschaft, indem sie die Liebe und Hochachtung anderer gewinnen, und uns zur Zeit der Noth Hülfe und Unterstützung verschaffen.

Man

Man findet bey der Betrachtung der vorhergehenden Pflichten gegen andere, daß sie mehr oder weniger ausgedehnt sind; aber keine erstreckt sich so weit, daß sie das Beste der Menschen überhaupt zu ihrer Absicht hätte. Die weitläuftigste unter allen ist die Pflicht des Zwanges, welche uns verbindet, andern nicht zu schaden: aber auch diese Pflicht hat einen eingeschränkten Endzweck; indem ihre Absicht nur dahin gehet, andere vor dem Schaden zu beschützen, und nicht ihnen ein wirkliches Gute zu thun. Die thätigen Pflichten, das wirkliche Gute auszuüben, sind in noch engere Gränzen eingeschlossen, und erfodern ein gewisses Verhältniß, welches uns mit andern verbindet; dahin gehören die Pflichten der Eltern, Kinder, Freunde und Wohlthäter. Die geringern Verhältnisse sind nur bey besondern Umständen der Grund einer thätigen Pflicht: Die Nachbarschaft z. E. macht nicht allein die Wohlgewogenheit zu einer Pflicht, sondern im Fall ein Nachbar in Noth ist, so wird es unsre Pflicht ihn zu erretten, wenn es ohne Nachtheil gegen uns selbst geschehen kann. Die Pflicht aus der Noth zu helfen, gehet selten weiter; denn ob wir gleich allezeit mit unsern Anverwandten, und mit denen, die uns vor Augen sind, Mitleiden haben, so rühret uns doch die Noth entfernter und unbekannter Personen sehr wenig. Die Verträge werden nothwendig, so bald wir die Pflicht der Wohlgewogenheit in jedem besondern Falle über die erwähnten Gränzen erweitern wollen. Die Menschen sind zwar im Stande mehr Gutes zu thun, als von ihnen wie eine Pflicht erfodert wird; aber ein jedes dergleichen Gutes muß ein freywilliges Anerbieten seyn.

Und dieses führet uns zu willkührlichen Handlungen, nämlich zu denen, die geschehen oder unterbleiben können; welche das zweyte Hauptstück der moralischen Handlungen ausmachen. Das moralische Gefühl läßt uns bey diesen in unserer Freyheit: Eine wohlthätige Hand-

lung wird gebilliget, aber die Unterlassung derselben wird auch nicht getadelt. Dieses findet in einzelnen Handlungen völlig statt; aber bey der Betrachtung der ganzen Aufführung eines Menschen, scheint das moralische Gefühl sich ein wenig zu verändern. Da die Natur des Menschen zusammen gesetzt ist, nämlich, theils gesellig, theils eigennützig ist, so haben wir eine anschauende Vorstellung, daß unsere Aufführung unserer Natur gemäß seyn soll; und daß wir bey der Beförderung unsres eignen Interesse, auch den Nutzen andrer nicht vernachläßigen sollen. Daher wird der Mensch, der seine Zeit und Gedanken blos auf seine eigene kleine Sphäre einschränket, von allen wegen seiner unrechten Aufführung getadelt; und der Mensch selbst, wenn anders seine moralischen Begriffe nicht durch Eigennutz verdunkelt worden, muß es merken, daß sie tadelnswürdig ist. Hingegen ist es möglich, daß sich die freye Wohlgewogenheit über die gehörigen Gränzen erweitern kann. Die richtigste Abmessung bestehet darinnen, wenn die Wohlgewogenheit der Selbstliebe untergeordnet ist: aber wo die Wohlgewogenheit die Oberhand hat, da führet sie gemeiniglich zum Uebermaaß, indem sie einen Menschen antreibet einen großen Vortheil von seinen eigenen einem geringen Intresse andrer aufzuopfern; und dann sagt uns das moralische Gefühl, daß eine solche Aufführung unrecht ist.

Auf diese Weise werden die moralischen Handlungen in zwo Classen eingetheilt: Die erste betrift unsre Pflicht, und enthält Handlungen, die geschehen sollen; die andere betrifft willkührliche Handlungen, und enthält solche Handlungen, die recht sind, wenn sie geschehen, aber auch nicht unrecht, wenn sie unterbleiben. Die Wohlfahrt der Gesellschaft hängt mehr von der ersten als von der zweyten Classe ab: Die Gesellschaft wird zwar durch die letztere befördert; aber sie kann kaum bestehen, wofern nicht

die

die erstere zu unserer Pflicht gemacht wird. Daher rührt es, daß nur die Handlungen von der ersten Classe unumgänglich nöthig gemacht sind; und die Handlungen der andern Classe unserm freyen Willen überlassen werden. Und daher kömmt es auch, daß die verschiedenen Neigungen, die wir zu den Handlungen der erstern Art haben, durch den Namen der Tugenden von der erstern Classe unterschieden werden; und der Name der Tugenden von der zweyten Classe nur den Neigungen zukömmt, welche uns zu Handlungen von der andern Art antreiben. *)

Die vorhergehende Ausführung zeiget deutlich, daß die allgemeine Absicht der rechten Handlungen auf die Beförderung dieses Guten abzielet. Eine allgemeine Wohlgewogenheit wird zwar von den Menschen nicht verlangt; weil die Ausübung derselben über seine Kräfte ist. Allein es wird zur Beförderung des allgemeinen Guten alles von ihm verlangt, was er thun kann; welches aus der Betrachtung der vorhergehenden Pflichten erhellet. Das Verbot andern zu schaden, ist eine leichte Sache; und deswegen ist es auch allgemein gemacht. Unsere thätigen Pflichten sind sehr verschieden. Der Mensch ist nach seiner Fähigkeit und Vermögen sehr eingeschränkt: Er kann nur in einer langsamen Folge Gutes thun; und daher ist es weislich verordnet, daß eine Verbindlichkeit Gutes zu thun, nur auf seine Anverwandten, seine Freunde und seine Wohlthäter eingeschränkt ist. Sogar die Noth macht die Wohlgewogenheit nicht zu einer allgemeinen Pflicht; Alles was ein Mensch bereitwillig thun kann, bestehet darinnen, daß er denjenigen, die in der Nähe sind, beysteht; und daher

*) Die Tugend bedeutet diejenige Gemüthsverfassung, welche den moralischen Gründen Gehör giebt. Das Laster bedeutet diejenige Gemüthverfassung, welche die moralischen Gründe wenig oder gar nicht achtet.

her hören wir von entfernten Unglücksfällen nur mit weniger oder gar keiner Bekümmerniß.

Man muß außerdem das System der Moral nicht so deuten, als ob es unsre Pflicht, oder gar rechtmäßig wäre, dasjenige fortzusetzen, was wir im Ganzen für die Gesellschaft am zuträglichsten halten, und dabey das Böse mit dem Guten abwägen. Das moralische Gefühl erlaubt keine Verletzung des Rechts einer Person, so gering es auch ist, und was nur immer für ein Nutzen dadurch einem andern zuwachsen kann. Ein Mensch, z. E. in schlechten Umständen errettet sich und eine hoffnungsvolle Familie vom Verderben, indem er eine Schuld abläugnet, die er einem reichen Geitzigen schuldig ist. In diesem Falle überwiegt die gute Wirkung das Böse sehr weit, aber das moralische Gefühl erlaubet dem Schuldner nicht das Böse mit dem Guten abzuwägen; und es unterstützet keine ungerechte Handlung, was für einen Nutzen sie auch immer hervorbringen kann. Daher kömmt eine Regel, worinne alle Moralisten einig sind, daß wir nicht Böses thun müssen, damit Gutes daraus komme; wovon die Endursache weiter unten soll angegeben werden.

Vierter Abschnitt.

Die Gründe der Pflicht und der Wohlgewogenheit.

Wir kommen nunmehr nach einem kurzen Abrisse der moralischen Gesetze unserer Natur, zu einem sehr wichtigen Artikel, nämlich zur Untersuchung der Mittel, welche unser Schöpfer angewendet hat, um uns zum Gehorsam gegen diese Gesetze anzutreiben. Das moralische Gefühl ist ein unfehlbarer und sicherer Führer, allein der erfahrenste Wegweiser kann diejenigen doch nicht gewinnen,

nen, die keine Neigung haben, ihm zu folgen. Diese Betrachtung zeiget deutlich, daß wir zur Vollkommenheit des moralischen Systems mit einer gewissen Neigung, oder einem antreibenden Vermögen begabet seyn müssen, um uns zum Gehorsam gegen die von dem moralischen Gefühle vorgeschriebenen Gesetze zu bringen.

Der Urheber unserer Natur läßt keines von seinen Werken unvollkommen. Er hat daher auch, um uns gegen das moralische Gefühl, als unsern Führer gehorsam zu machen, die Gründe der Pflicht, der Wohlgewogenheit, der Belohnungen und Strafen, und der Vergütung in unsere Natur gepflanzet. Man kann vielleicht denken, daß die Belohnungen und Strafen, wovon wir hernach reden werden, schon an sich hinlänglich sind, uns die Gesetze der Natur ohne einen andern Grund einzuschärfen. Die menschlichen Gesetze werden zwar durch diese Mittel eingeschärft; weil ein irrdischer Gesetzgeber keine höhere Verordnung geben kann. Allein der himmlische Gesetzgeber, der eine unumschränkte Macht und Güte besitzt, hat seine Gesetze durch solche Mittel eingeschärft, welche sowohl wegen ihrer Gelindigkeit als auch wegen ihrer Wirksamkeit eben so merkwürdig sind. Er braucht keinen äußerlichen Zwang; sondern hat zur Neigung unsers Willens gegen die rechte Seite in der Brust eines jeden Menschen die Gründe der Pflicht und der Wohlgewogenheit gepflanzet, die uns kräftig ermuntern den Vorschriften des moralischen Gefühls zu gehorchen.

Da sowohl die Einschränkung als auch die thätigen Pflichten zur Gesellschaft nothwendig sind, so hat unser Schöpfer weislich verordnet, daß der Grund, der diese verschiedenen Pflichten einschärfet, der dringendste von allen ist, die zu unserer Natur gehören. Andere Gründe können reitzen, locken, oder schrecken; aber der Grund der Pflicht behauptet sein Ansehen, er befiehlt, und man muß ihm gehorchen.

Da ein wichtiger Endzweck der Gesellschaft dieser ist, daß wir beständig Gelegenheit haben sollen, uns wechselsweise zu helfen und beyzustehen, so hat die Natur zur Unterstützung dieses Endzwecks, den Grund der Wohlgewogenheit in uns gelegt, der uns ermuntert, gütig, wohlthätig und großmüthig zu seyn. Man muß hierbey auch nicht vergessen, daß der Urheber der Natur, der gegen unsere Bedürfnisse und unsere Wohlfahrt aufmerksam ist, uns mit einem reichen Antheile von diesem Grunde begabet hat Er schärfet die Wohlgewogenheit ein, nicht allein gegen diejenigen, mit welchen wir in Verbindung stehen, sondern auch gegen unsere Nachbarn, und sogar gegen diejenigen, mit welchen wir blos bekannt sind. Die Vorsehung ist besonders sorgfältig gegen die nothleidenden Gegenstände, welche eine unmittelbare Hülfe und Errettung erfodern. Zu dem allgemeinen Grunde der Wohlgewogenheit kömmt noch die Leidenschaft des Mitleidens hinzu, welche einem jeden fühlbaren Herzen unwiderstehlich ist. Es würde überflüßig seyn die Wohlgewogenheit noch ausgebreiteter zu machen, weil hier Gegenstände genug vorhanden sind, welche auch das weiteste Gemüth einnehmen können. Es würde für die Gesellschaft nicht allein überflüßig, sondern auch schädlich seyn: ich sage schädlich; denn das Unvermögen eine Befriedigung zu verschaffen, würde die Wohlgewogenheit beschwerlich machen, den Grund selbst schwächen, und uns zum Eigennutz geneigter machen, den wir allezeit befriedigen können. Ob nun gleich eine grössere Mannigfaltigkeit besonderer Gegenstände statt findet, so erweitert doch das Vermögen, welches wir besitzen um unzählige einzelne Personen in einem zusammengesetzten Gegenstand zu vereinigen, den Umfang der Wohlgewogenheit gar sehr, so daß durch dieses Vermögen unser Vaterland, unsere Regierung, und unsere Religion, Gegenstände des Patriotismus, und einer lebhaften Zu-

neigung

neigung werden. Die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft, welche diese Gruppe ausmachen, können vielleicht besonders betrachtet, für unsere Wohlgewogenheit zu klein oder zu entfernt seyn; aber wenn sie in einem großen Ganzen zusammen gefaße sind, so macht sie die Zusammenhäufung groß, und die Größe macht sie sichtbar, und die Zuneigung, welche ganz und ungetheilt erhalten wird, erstreckt sich eben so wohl auf einen zusammengesetzten, als auf einen einzelnen und sichtbaren Gegenstand; und zwar mit einer viel grössern Stärke, die ihrer höhern Würde und Wichtigkeit angemessen ist. Auf diese Weise sieht man, daß der Grund der Wohlgewogenheit nicht zu sparsam nnter den Menschen ausgetheilt ist. Sie ist zwar dem eignen Interesse untergeordnet, wie wir hernach deutlich zeigen werden; aber ihre Macht und ihr Umfang sind der eingeschränkten Fähigkeit des Menschen, und seinem Zustande in dieser Welt angemessen; so daß sie ihre Bestimmung besser erfüllen kann, als wenn sie dem eigenen Interesse und einem jeden andern Grunde überlegen wäre.

Fünfter Abschnitt.

Die Gesetze, welche die Belohnungen und Strafen betreffen.

Wir können bey der Betrachtung des moralischen Theils unserer Natur, wodurch wir auf eine unserer Fähigkeit angemessene Weise zur Gesellschaft geschickt werden, die Hand unseres Schöpfers nicht verkennen; indem so schön eingerichtete Mittel zu einen richtigen Endzweck niemals von ungefähr sich ereignen. Man muß aber dennoch bekennen, daß in vielen einzelnen Menschen der Grund der Pflicht keine hinlängliche Stärke noch Ansehen hat, eine jede Fluth der unruhigen Leiden-

schaft

schaft aufzuhalten: Wir werden durch die Wachsamkeit einiger Leidenschaften unversehens dahin gerissen; und wir werden durch die schlauen Einredungen anderer hintergangen; oder durch die stürmische Heftigkeit einer dritten Gattung überwältiget. Auf diese Weise wird das moralische Uebel eingeführt, und es geschieht viel Unrecht. Diese neue Scene zeiget uns, daß zur Vollkommenheit des moralischen Systems noch ein Hauptpunct fehlen muß. Wir haben bisher die Mittel zu unserer Führung auf dem Wege der Pflicht erkläret: weil aber bey der Abweichung von dem Wege viel Unrecht geschieht, so ist noch nichts gesagt worden, wie solches Unrecht kann hintertrieben, oder die Wiederholung desselben verhindert werden. Es sino daher zur Erfüllung dieser wichtigen Endzwecke in dem moralischen System noch solche Gesetze hinzu gekommen, welche die Belohnungen und Strafen und die Vergütung betreffen; wovon wir ihrer Ordnung nach handeln wollen.

Viele Thiere sind blos durch den Instinct zur Gesellschaft geschickt; wie z. E. die Biber, Schaafe, Affen, Bienen und Krähen. Allein die Menschen werden selten durch den Instinct geleitet: ihre Handlungen werden gemeiniglich durch Leidenschaften veranlasset, welche bald gesellig und eigennützig, bald auch gütig und mißgünstig sind. Wäre nun eine jede Leidenschaft zu ihrer Befriedigung auf gleiche Weise berechtiget, so würde der Mensch zur Gesellschaft ganz ungeschickt seyn: Er würde seyn, wie ein Schiff ohne Ruder, welches jedem Winde gehorchen muß, und sich ohne eine endliche Bestimmung ganz frey beweget. Die Kraft der Vernunft würde keinen Widerstand thun: Denn wofern kein Gefühl des Unrechts wäre, so würde es vernünftig seyn, eine jede Begierde, die uns selbst nichts schadet, zu befriedigen: und es würde abgeschmackt seyn, von Strafe zu reden; indem die Strafe ihrem Begriffe nach zugleich ein Unrecht

enthält,

enthält, welches sollte hintertrieben werden. Daher entstehet die Nothwendigkeit des moralischen Gefühls, um uns zur Gesellschaft geschickt zu machen: Es unterrichtet uns in unserer Pflicht, und bringt uns dahin, daß wir wegen unserer Aufführung Rechenschaft geben müssen, und macht uns zu Belohnungen und Strafen fähig. Das moralische Gefühl erreicht noch eine andere schätzbare Absicht: Es errichtet in den Menschen eine gewisse und unfehlbare Regel zur Anwendung und Abmeßung der Belohnungen und Strafen.

Es ist zur Vollständigkeit des Systems der Belohnungen und Strafen nöthig, daß man sowohl für eine Macht, als auch Bereitwilligkeit zu belohnen und zu strafen sorge. Der Urheber unserer Natur hat für das erstere reichlich gesorget, indem er einen jeden berechtiget zu belohnen und zu strafen. Und er hat auch für das letztere durch einen bekannten Grund in unserer Natur gesorget, der uns zur Ausübung dieser Macht antreibt. Wir belohnen daher durch Antrieb dieses Grundes, die Tugendhaften mit Beyfall und Hochachtung, und strafen die Lasterhaften mit Mißfallen und Verachtung. Dieser Grund ist so mächtig, daß wir sowohl bey der Belohnung als bey der Bestrafung eine große Zufriedenheit haben.

Was die Strafe insbesondere anbetrifft, so ist die Handlung, die zur Hervorbringung eines Schadens mit Vorsatz geschieht, lasterhaft, und verdient Strafe. Eine so unangenehme Handlung erwecket meinen Zorn, so gar da, wo ich auch keine Verbindung mit der beleidigten Person habe; und der erwähnte Grund treibt mich an, den Verbrecher mit Unwillen und Haß zu züchtigen. Eine Beleidigung, die mir selbst widerfähret, erwecket meinen Zorn in einem höhern Grade: ich bin mit einer so geringen Strafe, wie der Unwillen und Haß ist, nicht zu befriedigen; der Urheber davon muß von meiner Hand

einen eben so großen Schaden leiden, als er mir hat leiden lassen.

Sogar das geheimste Verbrechen entgeht der Strafe nicht. Der Missethäter wird mit Gewissensbissen gemartert: er selbst verlangt gestraft zu werden; und dieses Verlangen ist oft so heftig, daß er selbst sein eigener Henker wird. Man kann sich in der That keine wirksamere Einrichtung, um einen vom Laster abzuschrecken, vorstellen; indem die Gewißensangst selbst eine schmerzhafte Strafe ist. Die eigene Bestrafung gehet noch weiter: ein jeder Verbrecher, welcher merket, daß er soll gestraft werden, fürchtet sich vor der Strafe von andern; und diese Furcht, so sehr sie auch im Glücke erstickt wird, bricht doch endlich im Unglücke, oder bey niedergeschlagenen Gemüthe aus: sein Verbrechen ist ihm stets vor den Augen; *) und jedes zufällige Unglück wird in seiner

*) Johann Herzog von Bretagne, gemeiniglich der gute Herzog genannt, der wegen seiner Großmuth, Gnade und Frömmigkeit berühmt war, regierte drey und vierzig Jahre, und beschäftigte sich ganz mit der Wohlfahrt seiner Unterthanen. Ihm folgte sein ältester Sohn, Franciscus, ein schwacher und argwöhnischer Fürst, und folglich auch sehr geschickt, sich von andern regieren zu lassen. Arthur von Montauban, der sich in die Gemahlinn des Gilles, des Bruders dieses Herzogs verliebt hatte, überredete den Herzog, daß sein Bruder einen Anschlag gefaßt hätte, ihn vom Throne zu stoßen. Da Gilles hierauf ins Gefängniß gesetzt wurde, so baten die besten Freunde den Herzog, mit seinem unglücklichen Bruder Mitleiden zu haben, der zwar unbesonnen seyn könnte, aber gewiß unschädlich wäre; iedoch es war alles vergeblich. Gilles, welcher bey den drey Staaten der Provinz wegen des Hochverraths angeklagt war, wurde einmüthig losgesprochen, welches den Herzog nur noch mehr erbitterte. Arthur von Montauban gab seinem Herrn listiger Weise den Rath: Gift zu versuchen, und als dieses mißlung, so beschloßen sie sodann, den Gefangenen verhungern

seiner beunruhigten Einbildungskraft als eine Strafe ausgelegt. *)

Keine Uebertretung einer Pflicht gegen sich selbst entgeht der Strafe mehr als die Verletzung der Pflicht gegen andere. Die Strafen sind zwar nicht einerley, aber sie sind mehr dem Grade als der Art nach unterschieden. Die Ungerechtigkeit wird mit Gewißensangst, und die Unanständigkeit mit Schaam bestraft, welche nur ein geringerer Grad der Gewißensangst ist. Die Ungerechtigkeit erweckt bey dem Zuschauer Unwillen, und eben so geschieht es auch bey der Unanständigkeit: geringere Grobheiten bekommen eine gelindere Strafe, indem sie mit einem Grade von Verachtung, und gemeiniglich mit Verspottung erwiedert werden.

gern zu lassen. Der unglückliche Prinz schrie durch das Gitter eines Fensters nach Brodt; allein die vorbeygehenden durften ihm keines geben. Eine arme Frau allein hatte mehr als einmal das Herz, etwas Brodt in das Fenster zu stecken. Er trug es endlich einem Priester auf, dem er gebeichtet hatte, dem Herzoge zu sagen, „daß, weil er sehen müßte, wie man ihm in dieser Welt die Gerechtigkeit versagte, er an den Himmel appellirte, und den Herzog auffoderte in vierzig Tagen vor dem Richterstuhle Gottes zu erscheinen.“ Der Herzog und sein Favorit wunderten sich, daß der Prinz so lang ohne Nahrung lebte, und bedienten sich einiger Meuchelmörder, die ihm in seinem Bette ersticken mußten. Der Priester stellte sich nach dem erhaltenen Auftrage vor dem Herzog, und foderte ihn mit lauter Stimme im Namen des verstorbenen Lord Gilles auf, in vierzig Tagen vor Gott zu erscheinen. Schaam und Gewissensunruhe bestätigten die Vorhersagung. Der Herzog gerieth in ein plötzliches Schrecken; und das Bild seines Bruders, der auf seinen Befehl umgekommen war, verfolgte ihm Tag und Nacht. Er nahm täglich ab, ohne einige Zeichen einer ordentlichen Krankheit und starb in vierzig Tagen in einer fürchterlichen Todesangst.

*) S. 1. B. Mos. C. XLIII. 21

Bisher sind wir immer auf einem gebahnten Wege geführet worden; allein bey dem Versuche weiter zu gehen, werden wir in Irrwege verwickelt. Es kann geschehn, daß eine wohlgemeynte Handlung kein Gutes hervorbringt und eine übelgemeynte Handlung keinen Schaden anrichtet; es kann ein Mensch aus allzu großer Furcht dahin gebracht werden, daß er wider seinen Willen Schaden thut; und eine Person, welche die Regel des Rechts und Unrechts irriger Weise verwechselt, kann ganz unschuldig dahin geführt werden, daß sie Handlungen der Ungerechtigkeit begehet. Nach welcher Regel sind nun in solchen Fällen die Belohnungen und Strafen anzuwenden? Soll ein Mensch belohnt werden, wenn er kein Gutes thut, oder soll er gestraft werden, wenn er keinen Schaden thut: soll er gestraft werden, weil er wider seinen Willen Schaden thut, oder weil er Schaden thut, da er unschuldig zu handeln glaubt? Diese Fragen erwecken einen Zweifel, ob sich die Gegel des Rechts oder Unrechts auf Belohnungen und Strafen anwenden lasse.

Wir haben gesehen, daß es eine unveränderliche Regel des Rechts und Unrechts giebt, welche in keinem Grade von Privat Meynung oder Ueberzeugung abhängt. Nach dieser Regel werden alle Ansprüche auf Geld, und Eigenthum, oder mit einem Worte, eine jede Anfoderung, die sich auf Interesse gründet, beurtheilet, und davon ist die Ersetzung oder Vergütung nicht einmal ausgenommen, wie man hernach sehen wird. Allein in Absicht auf die moralischen Charactere der Menschen, und bey den Belohnungen und Strafen, ist nach dem gemeinen Gefühle der Menschen eine andere Regel festgesetzt, die weder strenge noch unveränderlich ist, nämlich die Meynung, welche die Menschen von ihren eigenen Handlungen haben. Es ist oben erwähnt worden, daß ein Mensch für unschuldig gehalten wird, wenn er dasjenige thut, was

er

er selbst für Recht hält, und als schuldig angesehen wird, wenn er dasjenige thut, was er selbst für Unrecht hält. Bey der Anwendung dieser Regel auf die Belohnungen und Strafen, belohnen wir diejenigen, welche zwar unrecht thun, aber dabey selbst überzeugt sind, daß sie unschuldig sind; und wir bestrafen diejenigen, weche zwar das Rechte ausüben, aber doch selbst glauben, daß sie schuldig sind. *) Einige sind zwar durch eine schlechte Erziehung oder aus Aberglauben, so verkehrt, daß sie unzählige abgeschmackte Meynungen annehmen, die der Regel des Rechts und Unrechts widersprechen, und doch sind solche Menschen keine Ausnahme von der allgemeinen Regel: wenn sie nach ihrem Gewissen handeln, so sind sie unschuldig und vor der Strafe sicher, und wenn die Handlung auch noch so unrecht wäre: und so bald sie wieder ihr Gewissen handeln, so sind sie schuldig und strafbar, die Handlung mag auch noch so recht seyn: es ist ganz wider eine jede moralische Vorstellung, daß eine schuldige Person kann belohnet, oder eine unschuldige Person kann bestrafet werden. Ferner, wenn ein Schaden wider Willen geschieht, als wo ein Mensch durch Furcht, oder Marter gezwungen wird, die Geheimnisse seiner Parthey zu entdecken; er kann sich darüber vielleicht betrüben, daß er wider seinen festen Vorsatz der Schwäche seiner Natur nachgegeben hat, aber er hat keine Gewissensvorwürfe, und deswegen ist er auch nicht strafbar. Und endlich sind wir auch so gesinnt, damit das persönliche Verdienst und Verbrechen auf keine Weise vom Zufalle abhängen möge, daß wir die Unschuld oder Schuld nicht in den Erfolg, sondern in die Absicht Recht oder

*) Tugendhaft und lasterhaft, unschuldig und schuldig bedeuten Eigenschaften, sowohl der Menschen als auch ihrer Handlungen. Billigung und Mißbilligung, Lob und Tadel bedeuten gewisse Bewegungen, oder Gesinnungen derer, welche die Menschen und ihre Handlungen sehen oder betrachten.

Unrecht zu thun setzen; und daher mag der Ausgang auch seyn, wie er will, so wird ein Mensch wegen einer wohlgemeynten Handlung gelobet und wegen einer übelgemeynten Handlung getadelt.

Wie aber, wenn ein Mensch, der ein gewisses Unrecht zur Absicht hat, zufälliger Weise ein Unrecht thut, welches er eigentlich nicht thun wollte; z. E. Wenn er ein Gehege von Kaninichen berauben will, und indem er nach den Kaninichen schießt, zufälligerweise ein Kind hinter einem Busche verwundet? In diesem Falle muß der Missethäter wegen des Vorsatzes zu stehlen bestraft werden; und er ist auch verbunden den Schaden, welchen er dem Kinde gethan hat, zu vergüten; aber er kann nicht wegen der zufälligen Wunde bestraft werden; weil unsre Natur die Strafe nach der Absicht und nicht nach dem Ausgange einrichtet. *)

Ein

*) Während der Kindheit der Nationen waren die Geldvergütungen wegen der Verbrechen ganz allgemein; und in dieser langen Zeit wurde auf die Absicht bey den Handlungen sehr wenig gerechnet. Dieses rührte von der Dunkelheit und Finsterniß der moralischen Vorstellungen unter den Barbarn her, welche mit einer Aehnlichkeit der Geldstrafe zur Vergütung verbunden waren. Wo ein Mensch vorsetzlich Schaden thut, oder versans in illicito ist, wie es die römischen Gesetze ausdrücken, da ist er mit Recht verbunden, allen Schaden, der erfolgt, und wenn er auch zufällig wäre, zu ersetzen, und von der Aehnlichkeit der Geldstrafe zu einer Vergütung, wurde kindischer Weise die Regel auf die Strafe ausgedehnt. Allein diese Regel, welche mit den moralischen Gründen so wenig übereinstimmt, konnte nicht lange bestehen, da die Geldvergütungen der körperlichen Strafe Platz machten; und daher ist unter gesitteten Nationen das Gesetz der Natur wieder hergestellt, welches die Strafe wegen eines Schadens, der nicht vorsätzlich geschehn

Ein Verbrechen wider eine Tugend von der ersten Classe ist mit schwerer und unfehlbarer Strafe begleitet: die man erfunden hat um die bürgerlichen Gesetze in Ansehn zu erhalten: Hingegen ist auch die unverletzte Beobachtung der Haupttugenden mit wenig Verdienst begleitet. Die Tugenden von der zweyten Classe sind den erstern gerade entgegen gesetzt: Die Vernachläßigung derselben ist mit keiner Strafe begleitet; aber die Ausübung derselben hat herrliche Belohnungen zu erwarten. Die Dienstleistungen einer unverdienten Gütigkeit, die Erwiederungen des Guten gegen Böses, und die großmüthigen Bemühungen und Leiden für unsere Freunde oder für unser Vaterland, sind mit dem Bewustseyn eines eigenen Verdienstes und mit allgemeinem Lobe und Bewunderung begleitet; die höchsten Belohnungen, deren die menschliche Natur fähig ist.

Aus dem, was bisher gesagt worden, fließt noch folgende Anmerkung: Der Schmerz bey der Uebertretung der Gerechtigkeit, Treue, oder einer jeden andern Pflicht ist viel größer als das Vergnügen bey ihrer Ausübung; aber der Schmerz bey der Unterlassung einer großmüthigen Handlung, oder einer andern Tugend von der zweyten Classe, ist wie nichts in Vergleichung des Vergnügens bey ihrer Ausübung. Unter den Lastern, die den Haupttugenden entgegen gesetzt sind, findet man die größte moralische Häßlichkeit; und unter den Tugenden von der zweyten Classe die größte moralische Schönheit.

schehn ist, verbietet. Die Engländer müssen hiervon ausgenommen werden, welche vorzüglich hartnäckig bey ihren ursprünglichen Gesetzen und Gewohnheiten bleiben, und sogar bey der Todesstrafe die oben erwähnte Regel beybehalten, die noch unter den Barbarn statt fand, da die Geldvergütungen gewöhnlich waren.

Sechster Abschnitt.

Die Gesetze, welche die Vergütung betreffen.

Der Grund der Vergütung ist ein Stück des moralischen Systems, um dadurch zween Endzwecke zu erreichen, nämlich das Unrecht abzuhalten, welches nicht strafbar ist, und den Verlust wieder zu vergüten, der durch ein jedes Unrecht erlitten wird. In Ansehung des erstern ist die Vergütung eine Art von Strafe; und in Ansehung des letztern ist sie eine Handlung der Gerechtigkeit. Man wird diese Absichten und diese Endzwecke besser perstehen, wenn man erst die Beschaffenheit und den Grund der Vergütung deutlich einsieht; wozu folgende Eintheilung der Handlungen nöthig ist. Erstlich, Handlungen, die wir verbunden sind zu verrichten. Zweytens, Handlungen, die wir zu folge eines Rechts oder einer Freyheit verrichten. Drittens, gleichgültige Handlungen, wie sie oben beschrieben worden. Die Handlungen von der ersten Art unterwerfen keinen Menschen einer Vergütung, was auch immer für ein Schaden darauf folget; weil es seine Pflicht ist sie zu verrichten, und es würde mit der Moralität nicht bestehen, daß ein Mensch einer Vergütung unterworfen würde, weil er seine Pflicht thut. Die Gesetze von der Vergütung, welche die Handlungen von der zweyten Classe angehen, sind noch verwickelter. Der gesellige Zustand, der sehr nützlich ist, indem er Gelegenheit zu gegenseitigen guten Dienstleistungen verschaffet, ist mit einigen Unbequemlichkeiteu begleitet; Z. E. wenn eine Person zufälligerweise sich in einer solchen Verfassung befindet, daß er nothwendig andern Schaden thun muß, wenn er ein Recht oder eine Freyheit ausübet. Im Fall nun daß das Vorhersehen des Schadens mich nicht zurück hält

mein

mein Recht auszuüben, so wird das Intresse des Andern dem Meinigen nachgesetzt: Hingegen wenn ein solches Vorhersehen mich abhält, mein Recht auszuüben, so wird mein Intresse dem Seinigen unterworfen. Was hat nun das moralische Gefühl in diesem Falle bestimmt? Das moralische Gefühl setzet zur Erhaltung einer Gleichheit unter Freygebohrnen und von Natur an Range gleichen Personen, eine Regel feste, die nicht weniger schön als heilsam ist; nämlich, daß die Ausübung eines Rechts mich nicht rechtfertiget, wenn ich geradezu Schaden thue; daß sie mich aber rechtfertigen wird, ob ich gleich vorher sehe, daß ein Schaden vielleicht daraus entstehen kann. Das erste Stück der Regel löst sich in einen oben schon festgesetzten Satz auf, nämlich, daß kein Interesse von den Meinigen, ja das Leben selbst nicht, mich berechtiget, einer unschuldigen Person zu schaden. Das andere Stück wird durch ein Hülfsmittel unterstützt: Denn wenn die bloße Möglichkeit andern zu schaden hinlänglich wäre einen Menschen von der Vollziehung seiner Rechte und Freyheiten abzuhalten, so würden die Menschen in ihren Handlungen zu sehr eingeschränkt seyn; oder sie würden vielmehr in den Stand einer völligen Unthätigkeit gerathen. In Ansehung des erstern Stücks bin ich ein Verbrecher, und sogar strafbar: In Ansehung des andern aber bin ich nicht einmal schuldig, noch verbunden, den Schaden, der daraus erfolgen kann, zu ersetzen.

In Ansehung der dritten Art, nämlich der gleichgültigen Handlungen sagt das moralische Gefühl, daß wir sorgfältig vermeiden sollen einigen Schaden zu thun. Da wir keinen Verlust leiden, wenn wir solche Handlungen unterlassen, die blos zum Zeitvertreibe geschehn, so wird eine solche Handlung strafbar oder fehlerhaft, wenn man den darauf folgenden Schaden vorhergesehen hat, oder hätte vorher sehen können;

und der Handelnde ist folglich auch einer Vergütung unterworfen. Da dieses ein Hauptpunct bey der Lehre von der Vergütung ist, so werde ich mich bemühen, ihn noch ausführlicher zu erklären. Ein Mensch kann ohne Vorsatz eines Schadens wohl vorhersehen, daß dasjenige, was er thun will, wahrscheinlicher oder möglicher Weise Schaden hervorbringen wird; und bisweilen folget ein Schaden auf dasjenige, was man weder thun wollte noch vorhergesehen hatte. Die Handlung in dem ersten Falle ist nicht strafbar; weil eine böse Absicht bey einem Verbrechen nothwendig erfodert wird: Sie ist aber doch eine Vergehung oder ein Fehler, und wenn ein Schaden darauf folgt, so tadelt sich der Handelnde selbst, und wird von andern getadelt, daß er etwas gethan hat, was er nicht hätte thun sollen. Auf diese Weise ist ein Mensch, der einen großen Stein unter einen Haufen von Leuten wirft, höchst schuldig; weil er vorhersehen muß, daß wahrscheinlicher Weise ein Schaden erfolgen wird, ob er gleich keine Absicht hat, eine Person zu verletzen. In dem letztern Falle ist die Handlung, ob man gleich den Schaden weder zur Absicht hatte, noch vorher sah, sehr übereilt oder unbehutsam, und folglich auch in einigem Grade schuldig oder fehlerhaft. Eben so, wenn ein Mensch bey Niederreissung eines alten Haußes zufälligerweise einen Vorbeygehenden verwundet, wenn er ihn nicht laut zuruft, daß er aus dem Wege gehen soll, ist diese Handlung gewissermaßen schuldig, weil man den Schaden hätte vorher sehen können. Allein ob gleich ein Schaden erfolgt, so ist eine Handlung doch nicht schuldig oder fehlerhaft, wenn man dabey alle vernünftige Behutsamkeit angewandt hat: das moralische Gefühl bezeuget, daß der Urheber unschuldig *) und ohne Tadel sey: Der Schaden

*) Unschuldig wird hier der Vergehung entgegen gesetzt; in einem weitläuftigern Bedeutung wird es dem Verbrechen

Schaden ist zufällig, und die Handlung kann unglücklich heissen, aber sie gehöret nicht unter die Benennung von Recht oder Unrecht. Ueberhaupt, wenn wir blos zur Belustigung handeln, so ziehet uns unsre Natur wegen des Schadens, der erfolgt, zur Rechenschaft, wenn man es entweder vorhergesehen hat, oder bey gehöriger Aufmerksamkeit hätte vorher sehen können. Allein unsre Rechte und Freyheiten würden uns wenig nutzen, wenn ihre Ausübung unter eben dieser Einschränkung wäre: es ist weislicher verordnet, daß die Wahrscheinlichkeit von einem Schaden, der auch vorhergesehen worden, einen Menschen nicht abhalten soll, seine Angelegenheiten fortzusetzen, die oft für ihn von Wichtigkeit seyn können. Er verfährt daher mit einem ruhigen Gewissen, und befürchtet nicht, daß er von Gott oder Menschen werde getadelt werden.

Was die übereilten oder unvorsichtigen Handlungen anbetrifft, wo man den Schaden hätte vorhersehen können, ob man ihn gleich nicht wirklich vorher gesehen hat, so ist es nicht genug, um dem Tadel zu entgehen, daß ein Mensch, der von Natur voreilig oder unaufmerksam ist, nach seinem Character handelt: Es wird sowohl von ihm selbst als auch von andern ein gewisser Grad von Behutsamkeit erfodert, der den meisten Menschen natürlich ist: Er wird gewahr, daß er hätte behutsamer handeln können und sollen; und sein Gewissen macht ihm wegen seiner Unaufmerksamkeit eben sowohl Vorwürfe, als ob er von Natur gemäßigter und bedachtsamer wäre. Auf diese Weise wird die den Menschen natürliche Behutsamkeit als eine Regel für einen jeden einzelnen Menschen angewendet; und wenn sie nicht nach dieser Regel handeln, so sind

chen entgegengesetzt. In Ansehung der Strafe ist eine Handlung unschuldig, wenn sie nicht ein Verbrechen ist; in Ansehung der Vergütung ist sie nicht unschuldig, wenn sie eine Vergehung ist.

sind sie schuldig und tadelnswürdig, ob sie gleich den Schaden nicht vorhergesehen haben.

Man kann dasjenige, was bisher über die schuldigen Handlungen gesagt worden, auf gleiche Weise auch auf die schuldigen Unterlassungen anwenden; indem durch diese letztern ebenfalls ein Schaden erfolgen kann, der den Leidenden zu einer Vergütung berechtiget. Wenn wir unsre Pflicht in der Absicht einen Schaden zu verursachen unterlassen, so ist die Unterlassung strafbar. Es ist dabey nur noch die einzige Frage, in wiefern die Unterlaßung ohne eine solche Absicht schuldig sey. Nimmt man an, daß man den Schaden wahrscheinlicher Weise vorher gesehen, ob gleich nicht vorsetzlicher Weise verursacht hat, so ist die Unterlassung höchst schuldig; und ob man gleich den Schaden weder vorsätzlich gethan, noch vorausgesehen hat, so ist doch die Unterlassung immer noch in einem geringern Grade schuldig, wenn dabey weniger Sorgfalt und Aufmerksamkeit gewesen sind, als zur Verrichtung der erfoderten Pflicht gehören. Nimmt man aber an, daß alle gehörige Sorgfalt angewendet worden, so ist die Unterlassung der äußersten Sorgfalt und Bemühungen nicht schuldig.

So bald als man festgesetzt hat, was für Handlungen und Unterlaßungen schuldig oder fehlerhaft sind, so wird die Lehre von der Vergütung ausnehmend leicht gemacht; denn man kann es als eine Regel ohne alle Ausnahme festsetzen, daß eine jede schuldige Handlung, und eine jede schuldige Unterlassung, uns in unsern Gewissen verbindet, den dadurch verursachten Schaden zu ersetzen. Das moralische Gefühl verbindet uns nicht weiter; Denn es beschweret den Menschen nicht mit einer Vergütung, der unschuldig und ohne Tadel ist: Der Schaden ist zufällig; und wir sind so beschaffen, daß wir wegen desjenigen, was von ungefähr geschieht, uns kein Gewissen machen. Allein hierbey wird erfodert, daß der Mensch in

aller

aller Absicht unschuldig sey: Denn so bald er sich vorsetzt Schaden zu thun, obgleich nicht denjenigen, den er wirklich gethan hat, so wird er sich in seinem Gewissen verbunden finden, den zufälligen Schaden, den er gethan hat, zu ersetzen; Z. E. Wenn er ungerechter Weise im Finstern einen schlagen will, und von ungefähr einen andern verwundet, den er daselbst nicht vermuthete. Daher ist es auch in allen bürgerlichen Gesetzen eine Regel, daß ein versans in illicito verbunden sey einen jeden darauf folgenden Schaden zu ersetzen. Man wird hernach deutlich sehen, daß diese besondern Dinge von dem Urheber unsrer Natur zum Besten der Gesellschaft weislich verordnet sind. Ueberhaupt werden die oben erwähnten Regeln von dem moralischen Gefühle eingeschärft; und wir werden durch den Grund der Vergütung angetrieben, ihnen zu gehorchen.

Wir sind nunmehr zu einer nähern Einsicht der beyden erwähnten Endzwecke der Vergütung, nämlich der Abhaltung des Unrechts, welches nicht strafbar ist, und der Vergütung des Verlusts, den man durch ein Unrecht von jeder Art erlitten hat, hinlänglich vorbereitet. Was das erstere anbetrifft, so sieht man deutlich, daß eine Strafe im eigentlichen Verstande wegen eines Unrechts, das nur schuldig ist, nicht erfolgen könne; und wenn die Natur zur Abhaltung eines solchen Unrechts nicht auf einige Mittel bedacht gewesen wäre, so würde die Gesellschaft kaum ein erfreulicher Zustand seyn. Die Ersetzung an Gelde ist das einzige Mittel, welches man wider schuldige Unterlassungen anwenden kann, und bey schuldigen Vergehungen ist die Nothwendigkeit einer Vergütung noch deutlicher; denn das Gewissen allein würde ohne eine Festsetzung der Vergütung, selten soviel vermögen, daß es uns abhielte, voreilig oder unbehutsam zu handeln, sogar da, wo die Möglichkeit des Schadens vorher-

gesehen

gesehen wird, und noch weit weniger da, wo sie nicht vorhergesehen wird.

Was den zweyten Endzweck der Vergütung anbetrifft, so sagt mir mein Gewissen, daß es meine Pflicht ist, sobald ein Mensch durch meine Schuld leidet, ich mag nun den Schaden vorhergesehen haben oder nicht, ihm seinen Verlust wieder zu ersetzen; und ich sehe unmittelbar ein, daß der Verlust zuletzt bey mir und nicht bey dem Leidenden, der keine Schuld gehabt hat, bleiben müsse.

In jedem Falle, wo der geschehene Schaden nach einer Ersetzung in Gelde kann geschätzt werden, kommen beyde Endzwecke der Vergütung zusammen. Die Summe wird von dem einem als eine Art der Strafe wegen seines Versehens angenommen und dem andern gegeben, um den Verlust, den er erlitten hat, wieder zu vergüten. Allein in unzähligen Fällen, wo der geschehene Schaden nicht kann mit Gelde geschätzt werden, ist die Vergütung ihrer Natur nach eine Art der Strafe. Die Verläumdung, verächtliche Behandlung, der persönliche Zwang, und die Stöhrung der Ruhe des Gemüths eines andern, sind Beleidigungen, die man nicht mit Gelde vergüten kann; Und die Vergütung an Gelde, welche wider einen solchen Beleidiger festgesetzt wird, kann nur eine Art der Strafe seyn, um ihn von der Wiederholung solcher Beleidigungen abzuschrecken: Die Summe wird zwar der beleidigten Person zuerkannt, aber nicht als hinreichend ihren Verlust zu ersetzen, welches das Geld nicht kann, sondern nur als Solatium für dasjenige, was sie gelitten hat.

Es ist bisher immer voraus gesetzt worden, daß der Mensch, der eine unrechte Handlung thun will, zugleich auch weis, daß er diesen Vorsatz hat. Allein ein Mensch kann sich eine unrechte Handlung vorsetzen, und irriger Weise glauben, daß sie recht sey, oder sich eine rechte Handlung vornehmen und irriger Weise glauben, daß

sie

sie unrecht sey; und nun entstehet die Frage, was soll die Folge solcher Irrthümer in Absicht auf die Vergütung seyn? Der letztere Fall ist deutlich: Die Person, welche zufälliger Weise durch eine rechte Handlung einen Verlust leidet, hat kein Recht zu einer Vergütung, weil sie keine gerechte Ursache zur Klage hat. Hingegen wenn die Handlung unrecht ist, so kann die Unschuld ihres Urhebers, die er einem Irrthume im Urtheilen zu danken hat, ihn nicht von der Vergütung befreyen. Sobald er seinen Irrthum gewahr wird, so fühlt er sich selbst in seinem Gewissen verbunden, den Schaden zu ersetzen, den er durch eine unrechte Handlung gethan hat: Und andere, welche gleich anfänglich seinen Irrthum einsahen, haben eben dieses Gefühl: und seine Hartnäckigkeit gegen die Ueberzeugung, oder seine Einfalt, nach welcher er seinen Irrthum nicht begreifen will, können die Sache nicht verändern: Und es hilft ihm nur so viel, daß ihn diese Mängel von der Strafe befreyen, ohne daß andern durch Versagung des Rechts zu einer Vergütung unrecht geschieht. Die Irrthümer eines Menschen sollten ihn nur allein, und nicht diejenigen, die nicht geirrt haben, treffen. Daher ist überhaupt allezeit die Vergütung eine Folge des Unrechts; und sie wird nicht durch eine irrige Meynung von einer unrechten Handlung als einer rechten, mehr wie von einer rechten Handlung als einer unrechten bewirket.

Allein diese Lehre leidet eine Ausnahme bey einem Menschen, der einen gewissen Auftrag übernommen hat, und also seiner Pflicht nach zu handeln verbunden ist. Ein Richter befindet sich z. E. in einer solchen Situation; es ist seine Pflicht, ein Urtheil in einem jeden Falle zu sprechen, der ihm vorkömmt; und wenn er nach seinem besten Wissen und Gewißen richtet, so hat er wegen der Folgen keine weitere Verantwortung. Ein Richter kann keiner Vergütung unterworfen seyn, wofern

man

man nicht darthun kann, daß sein Urtheil vorsätzlich unrecht sey. Ein Einnehmer der öffentlichen Einkünfte, ist in eben so einem Amte. Er ziehet z. E. nach Anleitung einer zweifelhaften Clausel in einer Verordnung, gewisse Güter, als der Krone zugefallene, ein, von welchen man hernach in dem gehörigen Gerichtshofe findet, daß sie nicht einzuziehen sind. Der Einnehmer sollte keiner Vergütung unterworfen seyn, wenn er nach seinem besten Wissen gehandelt hat. Man muß aber doch diese Regel mit einer Einschränkung annehmen: ein öffentlicher Beamter, der auf eine grobe Weise fehlet, ist nicht zu entschuldigen; denn er sollte es besser wissen.

Die Vergütung findet statt, ob gleich die unmittelbare Handlung nicht freywillig ist, wenn sie nur mit einer vorhergegangenen freywilligen Handlung verbunden gewesen ist. Z. E. „Wenn A ein unbändiges Pferd ins Feld reitet, um es zahm zu machen, und das Pferd sich von A losreisset, über B wegläuft, und ihn schwer verwundet, so hat B eine Klage wider A: denn obgleich der Schaden wider den Willen von A geschah, so muß er doch, weil es seine Schuld war, daß er ein wildes Pferd an einen von Leuten besuchten Ort brachte, wo leicht ein Schaden erfolgen konnte, für die Folgen gut seyn.“ Gajus scheint diese Regel noch weiter zu führen, und überhaupt davor zu halten, daß der Reiter, wenn ein Pferd sich wegen der Schwäche oder Ungeschicklichkeit des Reiters losreißt und Schaden thut, davor gut seyn müsse: *) Allein Gajus hatte ohne Zweifel einen so volkreichen Ort vor Augen, wo man den Schaden leicht voraussehen konnte. Auf solche Weise wird ein Mensch wegen des verursachten Schadens durch eine freywillige That verantwortlich, obgleich die unmittelbare Handlung, wodurch der Schaden verursacht wurde, nicht vorsätzlich geschah.

Siebender

*) l. 8. §. 1. ad leg. Aquil.

Siebenter Abschnitt.

Die Endursachen der vorhergehenden Gesetze der Natur.

Es sind bereits in den vorhergehenden Theilen dieses Versuchs verschiedene Endursachen gelegentlich erwähnt worden, welche man nicht bequem bis zu dem gegenwärtigen Abschnitte versparen konnte, indem sie zur Erklärung der Materie, wozu sie gehören, nöthig waren, wohin z. E. die Endursache einer festgesetzten moralischen Regel auf dem allgemeinen Gefühle der Menschen gehöret: Ich komme nunmehr zu dem, was entweder noch gar nicht, oder nur beyläufig erwähnt worden.

Die Endursache, die sich zuerst unserm Anblicke darstellet, betrifft den Menschen, wenn man ihn als ein verantwortungsfähiges Wesen betrachtet. Das Gefühl einer Rechenschaft ausgesetzt zu seyn, ist der wachsamste Schutz wider die stillen Anfälle des Lasters. Sobald mich eine Versuchung rühret, so fällt mir dabey sogleich ein, was wird die Welt dazu sagen? Ich bilde mir ein, meine Freunde zanken, und meine Feinde verkleinern mich — ich wage es nicht mich zu verstellen, — mein Muth sinkt — und die Versuchung verschwindet. Zweytens, Lob und Tadel, besonders von denen, die wir hochachten, sind starke Reizungen zur Tugend; müßten wir aber wegen unserer Aufführung nicht Rechenschaft geben, so würden Lob und Tadel selten wohl gerichtet werden; denn wie sollte man sonst die Absichten eines Menschen erfahren, wenn man ihn nicht zur Verantwortung zöge? Und Lob oder Tadel würden bey einer üblen Anwendung ihren Einfluß verlieren. Drittens, dieses Stück unserer Natur ist der Eckstein des peinlichen Gesetzes. Hält sich der Mensch nicht selbst verbunden, der ganzen Welt, und seinem Richter auf eine besondere Art Rechenschaft

zu geben, so würde er natürlicher Weise denken müssen, daß das gerechteste Urtheil wider ihn eine Unterdrückung und nicht Gerechtigkeit sey. Viertens, dieses Stück unserer Natur ist auch ein starkes Band der Gesellschaft. Wären wir nicht verantwortungsfähige Wesen, so würden diejenigen, welche das Blut oder Vaterland mit einander verbunden hat, eben so schüchtern und zurückhaltend seyn, als ob sie gegen einander bloße Fremde wären.

Die Endursache, welche zunächst folget, und an sich ganz simple und deutlich ist, wird nur deswegen erwähnt, damit es nicht scheinen möge, als ob man sie übersehen habe. Alle rechte Handlungen sind angenehm, und alle unrechte Handlungen unangenehm. Dieses ist eine weise Bestimmung der Vorsehung. Wir treffen so viele Versuchungen wider die Pflicht an, daß es nicht allezeit leicht ist auf dem rechten Pfade zu bleiben: würden wir nun wohl darauf bleiben, wenn die Pflicht unangenehm wäre? Und wären die Handlungen der bloßen Wohlgewogenheit unangenehm, so würden sie doch, so lobenswürdig sie auch wären, ungemein selten seyn.

Eine andere Endursache betrifft die Pflicht, wenn sie der bloßen Wohlgewogenheit entgegengesetzet ist. Alle moralische Gesetze sind auf eine unmittelbare Vorstellung gebauet; und sie sind so simple und deutlich, daß sie auch der Unwissendste begreifen kann. Wären sie in einigem Grade verwickelt oder dunkel, so würden sie von dem Eigennutze und Vorurtheile verderbt werden. Es könnte keine Ueberzeugung, die geringer wäre, als welche uns die unmittelbare Vorstellung liefert, bey den Menschen ein allgemeines Gefühl von den moralischen Pflichten hervorbringen. Die Vernunft selbst würde keine allgemeine Ueberzeugung bewirken; weil dieses Vermögen in so ungleiche Antheile ausgetheilt ist, daß alle Hoffnung einer Gleichförmigkeit entweder in der Ausübung oder Meynung vergeblich zu seyn scheinet. Außerdem lehret uns

die

die traurige Erfahrung, daß die Vernunft wenig Einfluß über den größten Theil der Menschen hat. Es ist wahr, die Vernunft, wenn ihr die Erfahrung zu Hülfe kömmt, unterstützet die Moralität, indem sie uns überzeugt, daß wir nicht glücklich seyn können, wenn wir die Pflicht gegen ein jedes anderes Interesse aufgeben. Allein die Ueberzeugung gielt selten viel gegen die gebieterischen Leidenschaften; zu deren Einschränkung der starke und befehlende Grund der Pflicht erfodert wird, der nach dem hellen Lichte der Anschauung geleitet wird.

Ein oben schon festgesetzter Satz scheinet eine Art von Geheimniß in dem moralischen System zu seyn, nämlich, daß zwar augenscheinlich alle moralische Pflichten zur Beförderung des allgemeinen Guten abzielen, aber demungeachtet die Wahl zwischen verschiedenen Guten, oder zwischen Guten und Bösen nicht statt finde; und daß wir genau verbunden sind gewisse besondere Handlungen ohne Absicht auf die Folgen zu verrichten oder zu unterlassen; oder mit andern Worten, daß wir nicht unrecht thun müssen, was für Gutes es auch hervorbringen könnte. Die Endursache, die ich entwickeln will, wird dieses Geheimniß aufklären, und die Schönheit des moralischen Systems in ein helles Licht setzen. Ich mache den Anfang mit der Anmerkung, daß, weil das allgemeine Wohl der Menschen, oder sogar der Gesellschaft, worinne wir leben, aus vielen und mannichfaltigen auf eine verwickelte Art mit einander verbundenen Umständen erwächst, es die Fähigkeit eines Menschen übersteigt, in jedem Falle zu beurtheilen, was für besondere Handlungen am meisten zu diesen Endzweck abzielen werden. Wollte man daher einen Menschen berechtigen, seine Pflicht auszuspüren, indem er unzählige gute und schlimme Umstände gegen einander hielte, so würde dieses der Partheylichkeit und Leidenschaft ein weites Feld eröfnen, und ihn oft unwissend dahin bewegen, daß er das überwiegende

Böse unter einem falschen Scheine eines gröſsern Gutes vorzöge. Auf die Weise würden die Meynungen der Menschen von dem Rechte und Unrechte eben so verschieden als ihre Gesichter seyn; welches aber, wie schon oben bemerket worden, die Gesellschaft gänzlich zerreißen würde. Es ist daher von der Vorhersehung so gar zum allgemeinen Wohl besser verordnet, daß wir nach Vermeidung verwickelter und dunkler Gegenstände von dem moralischen Gefühle geführt werden, gewisse leichte und simple Handlungen zu verrichten, welche uns durch eine anschauende Vorstellung ganz geläufig werden.

Ferner kann die Gattung des Bösen zur Hervorbringung eines gröſsern Gutes sich wohl für ein Wesen von allgemeiner Wohlgewogenheit schicken; aber sie ist der Natur eines Menschen zuwider, der aus eigennützigen und wohlwollenden Gründen zusammen gesetzet ist. Wir haben schon oben gesehen, daß das wahre moralische Gleichgewicht von einer Unterordnung der Selbstliebe unter der Pflicht, und der willkührlichen Wohlgewogenheit unter der Selbstliebe abhängt; und daher empfindet ein jeder selbst die Ungerechtigkeit, wenn er beschädiget ist um einen andern zu helfen. Wäre es eine Regel in der Gesellschaft, daß ein grösseres Gut von einem andern es zu einer Handlung der Gerechtigkeit machte, mich des Lebens, der Ehre, oder meines Eigenthums zu berauben, so würde ich der Gesellschaft der Menschen entsagen, und mich mit unschädlichern Geschöpfen verbinden.

Drittens, das wahre moralische System, welches oben erklärt worden, ist nicht allein der Natur des Menschen, und seiner eingeschränkten Fähigkeit besser angemessen, sondern trägt auch mehr zum allgemeinen Besten bey, welches ich jetzt zu beweisen fortfahre. Es würde ganz überflüßig seyn, zu beweisen, daß ein ganz eigennüziger Mensch sich übel zur Gesellschaft schicke; und wir haben schon gesehen, *) daß eine allgemeine Wohlgewogenheit,

*) Absch. 4.

genheit, wenn sie eine Pflicht wäre, zum allgemeinen Guten vielleicht weniger als ein völliger Eigennutz beytragen würde. Der Mensch ist in seiner Fähigkeit und Vermögen zu einer allgemeinen Wohlgewogenheit zu eingeschränkt. Sogar der größte Monarch hat nur ein Vermögen seine Güte in einem sehr engen Umfange auszuüben; und wenn dieses so ist, wie wenig würde sich eine solche Pflicht für Privatpersonen schicken, die sehr wenig Vermögen haben? Sie würde ihnen nur dazu dienen, daß sie sich über die Unfähigkeit in der Ausführung betrübten, und sich bemühten, sie ganz und gar zu ersticken, und sich sodann dem Eigennutze völlig überließen. Der Mensch ist zum Guten viel besser geschickt, durch eine solche Einrichtung, wobey die Wohlgewogenheit mit der Selbstliebe gehörig vermischt ist. Die Wohlgewogenheit, als eine Pflicht, tritt an die Stelle der Selbstliebe, eine Einrichtung, die zur Gesellschaft ganz unentbehrlich ist. Die Wohlgewogenheit, als eine Tugend und nicht als Pflicht, giebt der Selbstliebe Platz; weil alsdenn, da ein jeder Mensch mehr Vermögen, Kenntniß und Gelegenheit hat sein eigen Wohl als das Beste anderer zu befödern, dadurch eine grössere Menge Gutes hervorgebracht wird, als wenn die Wohlgewogenheit unser einziger Grund der Handlung wäre. Dieses findet statt, wenn man so gar annimmt, daß keinem Menschen unrecht geschehn ist; und würde noch vielmehr statt finden, wenn es uns erlaubt wäre, jemand zu beschädigen, um dadurch bey andern mehr Gutes hervorzubringen.

Die vorhergehenden Endursachen betreffen die Moralität überhaupt. Wir gehen nun zu besondern Stücken fort: und das erste und wichtigste ist das Gesetz des Zwanges. Der Mensch ist augenscheinlich zur Gesellschaft gebildet: und da keine Gesellschaft unter Geschöpfen seyn kann, die einander zu berauben suchen, so war es nöthig, wider die gegenseitigen Beleidigungen eine gehörige Verfügnng

zu treffen; welches auch in der That durch dieses Gesetz geschehn ist. Die Nothwendigkeit desselben in Ansehung der persönlichen Sicherheit ist augenscheinlich; und eben so wird auch die Nothwendigkeit desselben in Absicht auf das Eigenthum aus folgendem erhellen. Ein jeder Mensch hat von Natur einen Hang, die ihm und seiner Familie nützlichen Dinge zu sammlen und aufzuheben. Allein diese natürliche Neigung würde unbrauchbar gemacht werden, wenn der Mensch nicht in dem Besitz dessen, was er gesammlet, sicher gestellet würde, indem niemand etwas zu sammlen sich die Mühe geben wird, wenn er es nicht besitzen kann. Diese Sicherheit wird durch das moralische Gefühl verschaft, welches deutlich anzeigt, daß der erste Besitznehmer der Güter, welche die Natur zum Unterhalt des Menschen geliefert hat, in seinem Besitze sicher seyn soll, und daß solche Güter, als sein Eigenthum unverletzlich seyn sollen. Auf diese Weise haben die Menschen durch das Gesetz des Zwanges einen Schutz sowohl für ihre Güter als auch für ihre Personen; und sie sind nicht weniger in der Gesellschaft sicher, als ob sie von einander durch unübersteigliche Mauern abgesondert wären.

Verschiedene andere Pflichten sind zum Daseyn einer Gesellschaft eben so nothwendig als die Einschränkung. Das gegenseitige Vertrauen, ohne welches die Gesellschaft ein sehr elender Zustand seyn würde, gehöret mit zu dem Character des menschlichen Geschlechts; und damit stimmen die Pflichten der Wahrhaftigkeit und Treue überein. Die Endursache dieser übereinstimmenden Pflichten ist leicht einzusehen. Die letztern würden in der Gesellschaft ohne die erstern von keinem Nutzen seyn; und die erstern ohne die letztern würden schädlich seyn, indem sie die Menschen dem Betruge und der Hintergehung aussetzten.

In

In Ansehung der Wahrhaftigkeit besonders ist der Mensch so beschaffen, daß er die Kenntniß der meisten Dinge, die ihm nützen oder schaden, dem Unterricht zu danken hat; und könnte er sich nicht auf den Unterricht verlassen, so würde die Gesellschaft sehr wenig nützen. Ferner ist es weislich verordnet, daß wir durch das moralische Gefühl verbunden sind, allezeit die Wahrheit zu reden, so gar da, wo wir bey der Uebertretung dieser Pflicht kein Arges wahrnehmen, weil es genug ist, daß ein Schaden erfolgen kann. Ueber dieses thut die Falschheit allezeit Schaden: und ob sie uns gleich nicht allezeit äusserlich an unserer Ehre oder Gütern beschädiget, so beleidiget sie uns doch allezeit innerlich; indem die aufrichtige Mittheilung der Gesinnungen, Meynungen, Verlangen und Wünsche eine sehr große Wohlthat der Gesellschaft ist; und die Verstattung einer einzigen Falschheit in einer solchen Unterhaltung würde die schönsten Vergnügungen des Lebens vergiften.

Da der Mensch in einem Stande der Absonderung das schwächste von allen Geschöpfen, und hingegen das stärkste in der Gesellschafft durch gegenseitige Hülfe und Unterstützung ist, wozu die Bündnisse und Versprechungen sehr viel beytragen, so sind diese durch das moralische Gefühl verbindend gemacht.

Zunächst folget die Endursache von dem Gesetze der Anständigkeit, welches die Pflicht einschärfet, die wir uns selbst schuldig sind. Es ist bey jenen Gesetzen der Natur, welche die Gesellschaft angehen, nicht nöthig eine andere Pflicht gegen uns selbst zu erwähnen, als welche sich auf die Gesellschaft beziehet; von welcher Art sind die Klugheit, die Mäßigkeit, Arbeitsamkeit und Standhaftigkeit des Gemüths. Es ist in einer doppelten Absicht weislich verordnet, daß dergleichen Eigenschaften zu unserer Pflicht gemacht sind; erstlich weil sie uns in Stand setzen, eine geschickte Rolle in der Gesellschaft zu spielen,

und ferner, weil sie uns zu dem Wohlwollen anderer ein Recht verschaffen. Es ist ohne Zweifel das Interesse eines jeden Menschen, seine Aufführung nach der Würde seiner Natur, und nach dem von der Vorsehung ihm bestimmten Stande einzurichten; indem eine solche vernünftige Aufführung durch Erhaltung der Gesundheit, Verschaffung des Ueberflusses, Erlangung der Hochachtung anderer, und, welches die größte Wohlthat von allen ist, durch Erlangung einer wohlgegründeten Hochachtung seiner selbst, sehr viel zur Glückseligkeit beyträgt. Allein hier darf man sich nicht auf das Interesse alleine verlassen. Es ist dabey noch das mächtige Ansehen der Pflicht hinzugesetzt, damit unsere Aufführung in einer Sache von der größten Wichtigkeit für uns selbst und von einiger Wichtigkeit für die Gesellschaft, worinne wir leben, ordentlich und dauerhaft seyn möge. Diese Pflichten haben nicht allein die Absicht, einen Menschen an sich selbst glücklich zu machen, sondern sie dienen auch darzu, daß wir durch Verschaffung der Zuneigung und Hochachtung anderer, auf ihre Hülfe und Beystand in der Zeit der Noth Rechnung machen können.

Ich fahre fort zu den Endursachen der natürlichen Belohnungen und Strafen. Es ist schon oben festgesetzt worden, daß man die Streitigkeiten wegen des Eigenthums und anderer Materien des Interesses nach der Regel von Recht und Unrecht entscheiden müsse. Allein es würde ein Plan seyn, der unserm Schöpfer unanständig wäre, wenn die Belohnungen und Strafen ohne Absicht auf das Privatgewissen unter einerley Regel gebracht wären. Man sieht deutlich, daß die Belohnung eines Menschen, der sich keines Verdienstes bewußt ist, oder die Bestrafung eines, der sich keiner Schuld bewußt ist, keinen guten Endzweck befördern kann; und insbesondere weder zum Wachsthume noch zur Verbesserung der Sitten abzielen kann. Wie vielmehr ist der Plan

der

der Natur der Gottheit gemäß, welche keinen Menschen belohnt, der sich nicht bewußt ist, daß er eine Belohnung verdienet, und keinen Menschen strafet, der nicht weis, daß er Strafe verdienet? Nach diesem Plane, und nach diesem allein, erreichen die Belohnungen und Strafen eine jede gute Absicht. Eine sehr herrliche Endursache! Die Belohnungen und Strafen, welche die Tugenden von der ersten und zweyten Classe begleiten, sind zur Unterstützung des Unterschiedes zwischen ihnen sehr schön eingerichtet. Die Strafe muß auf die Uebertretung der Tugenden von der ersten Classe eingeschränkt werden, indem es die Absicht der Natur ist, daß die Tugenden von der zweyten Classe ganz frey seyn sollen. Hingegen werden die Tugenden von der zweyten Classe mehr belohnet werden als von der ersten Classe. Z. E. Die Großmuth machet eine größere Figur als die Gerechtigkeit; und der Edelmuth, Heldenmuth und wahre Tapferkeit, machen noch eine grössere Figur. Man sollte bey dem ersten Anblicke glauben, daß die Tugenden von der ersten Classe, weil sie wesentlicher sind, die erste Stelle von unserer Hochachtung verdienen, und reichlicher als von der zweyten Classe belohnet werden sollten; und doch erblickt man bey der Erhöhung der letztern über die erstern eine besondere Weisheit und Vorsicht. Die Strafe ist bestimmt, die Tugenden von der ersten Classe einzuschärfen; und wenn diese Tugenden auch mit hohen Belohnungen begleitet wären, so würden die Tugenden von der zweyten Classe zu einem geringern Range erniedriget, und dieser starken Bewunderung beraubet werden, welche ihre vornehmste Stütze ist: Das eigene Interesse würde überall über die Wohlgewogenheit herrschen, und diese unzähligen Gunstbezeugungen, die wir von einander in der Gesellschaft bekommen, und in dem Puncte des Interesses so nützlich sind, und immer mehrere Zuneigung und Freundschaft erzeugen, gänzlich vertreiben.

Wir kommen endlich bey der Betrachtung der Endursachen auf die Vergütung, als einen von den Gründen, den die Vorsehung zur Vergütung des begangenen Unrechts und zur Verhinderung der Wiederholung desselben bestimmt hat. Die Endursache dieses Grundes, wenn der Schaden aus einem Vorsatze herrühret, ist gleich einzusehen: Denn es ist zur Beschützung einzelner Personen in der Gesellschaft nicht genug, daß der Missethäter gestraft wird; es ist auch noch nöthig, daß der Schaden ersetzet wird.

Zweytens, wo die Handlung unrecht oder ungerecht ist, obgleich der Urheber derselben nicht glaubt, daß sie so sey, daselbst ist es weislich verordnet, daß eine Vergütung folgen soll; wie man auf folgende Weise sehen wird. Es würde in Betrachtung der Fehlbarkeit des Menschen zu hart seyn, wenn es erlaubt wäre von dem Irrthume eines Menschen in jedem Umstande einen Vortheil zu ziehen. Hingegen würde man auf der andern Seite zu viele Nachsicht gegen die Trägheit und Leichtsinnigkeit des Gemüths haben, wodurch die Verbesserung und das Wachsthum der vernünftigen Kräfte verhindert wird, wenn man es zu einen Gesetze unserer Natur machen wollte, daß man niemals aus dem Irrthume einen Vortheil ziehen könnte. Unsere Natur ist so glücklich eingerichtet, daß sie diese beyden Abwege vermeidet, indem sie zwischen Gewinnst und Verlust einen Unterschied machet. Es ist sich niemand eines Unrechts bewußt, wenn er sich ein begangenes Versehen eines andern zu nutze machet, um sich selbst vom Verluste zu retten; wenn einmal Verlust seyn muß, so saget das allgemeine Gefühl, daß er lieber bey der Person, die gefehlt hat, als bey einer andern, die nicht gefehlt hat, bleiben soll. Auf diese Weise hat ein jeder bey dem Mitansprüchen unter den Gläubigern an dem Vermögen eines banquerottirten Schuldners die Freyheit, sich ein jedes Versehen seines Mitgläu-

gläubigers zu nutze zu machen, um seine Bezahlung zu erlangen. Allein in lucro captando giebt uns das moralische Gefühl eine verschiedene Lehre, nämlich, daß niemand eines andern Versehn dazu brauchen soll, um dadurch einen Gewinnst zu erlangen. Z. E. Wenn ein Erbe, der in den Schränken seines Vorfahren einen rohen Diamanten findet, ihn irriger Weise für einen geringen Stein weggiebt; so ist der Käufer in seinem Gewissen verbunden, ihn wieder zu ersetzen, oder den wahren Werth davor zu bezahlen.

Drittens, die folgenden Betrachtungen zeigen eine Endursache, die nicht weniger schön, als die letzt erwähnte ist. Die Gesellschaft könnte nicht auf eine erträgliche Art bestehen, wenn man der Uebereilung und Nachlässigkeit, und einer jeden Handlung, die nicht eigentlich lasterhaft ist, vollen Lauf lassen wollte; Daher ist es eine Regel, die nicht weniger auf den Nutzen als auf die Gerechtigkeit gegründet ist, daß die Menschen in der Gesellschaft bey jeder Handlung, die möglicher Weise Schaden thun kann, ausnehmend behutsam seyn sollen. Hingegen ist es auch eine Regel, daß man die Thätigkeit ermuntern sollte, anstatt daß man durch die Furcht von den Folgen abgeschreckt wird, weil die Wohlfahrt, und das Glück der Menschen von der Handlung abhängt. Diese Regeln, welche einander entgegen zu seyn scheinen, haben natürliche Gränzen, welche verhindern, daß sie einander keinen Eingriff thun. Es ist ein gewisser Grad der Aufmerksamkeit und Behutsamkeit, den die Menschen gemeiniglich auf die Angelegenheiten nach Maaßgabe ihrer Wichtigkeit wenden: Wenn dieser Grad nicht hinreichend wäre, uns wieder einen Anspruch auf eine Vergütung zu vertheidigen, so würden einzelne Personen in der Handlung zu sehr eingeschränkt seyn; welches ein großes Hinderniß der Thätigkeit seyn würde: Wäre aber ein geringerer Grad hinreichend, so würde zu viel Raum

für

für eine übereilte oder nachläßige Aufführung seyn; welches ein Verderben der Gesellschaft seyn würde. Diese Gränzen, welche augenscheinlich zum Besten der Gesellschaft abzielen, werden durch das moralische Gefühl bestimmt; welches saget, wie bereits in dem Abschnitt, von der Vergütung, festgesetzt worden, daß der Mensch, der mit Vorsicht von der Wahrscheinlichkeit des Schadens handelt, oder übereilt und unbehutsam ohne eine solche Vorsicht handelt, für die Folgen stehen soll, daß aber der Mensch, der behutsam handelt und keinen Schaden vorhersieht oder vermuthet, nicht für die Folgen gut seyn soll.

In eben diesen Abschnitte ist auch behauptet worden, daß das moralische Gefühl von einem jeden Menschen nicht seinen eignen Grad der Wachsamkeit und Aufmerksamkeit, die sehr gering seyn können, sondern denjenigen Grad erfodert, der zu der allgemeinen Natur des menschlichen Geschlechts gehöret. Man wird die Endursache dieser Einrichtung deutlich einsehen, wenn man bedenket, daß, wofern die Vergütung von persönlichen Umständen abhängen sollte, es nöthig seyn würde, sich nach den Character der Menschen, nach ihrer Erziehung, ihrer Lebensart, und nach dem Umfange ihres Verstandes zu erkundigen; welches aber die Richter willkührlich, und solche Processe ganz unauflößlich machen würde. Sobald man aber die allgemeine Natur des menschlichen Geschlechts zu einer Regel annimmt, nach welcher jedermann in seinem Gewissen von seinen eignen Handlungen urtheilet, so werden die Processe wegen der Vergütung leicht und deutlich gemacht.

Achter Abschnitt.

Die Freyheit und Nothwendigkeit in Absicht auf die Moralität.

Da wir in den vorhergehenden Abschnitten, die Wirklichkeit eines moralischen Gefühls nebst seinen Empfindungen von Billigung und Mißbilligung, vom Lobe und Tadel behauptet haben; so wollen wir in dem gegenwärtigen Abschnitte zeigen, daß diese Empfindungen, mit den Gesetzen, welche die Handlungen des Menschen als eines vernünftigen Wesens regieren, vollkommen bestehen. Es ist zu dem Ende erstlich nöthig diese Gesetze zu erklären; indem man über dieselben, besonders unter den Gottesgelehrten der Arminianer und Calviniften sehr viel gestritten hat.

Die menschlichen Handlungen, wie in den ersten Abschnitt bereits angezeigt worden, sind von dreyerley Art: eine, wo wir nach den Instinct handeln, ohne eine andere Absicht auf die Folgen; eine, wo wir nach den Willen handeln, um eine gute Wirkung hervor zu bringen; und eine, wo wir wider Willen handeln. Bey den erstern handelt der Mensch blindlings ohne Ueberlegung oder Wahl; und die äußerliche Handlung erfolget nach dem Antriebe des Instincts nothwendig. Die Handlungen, welche mit einer gewissen Absicht geschehn, sind in einem sehr verschiedenen Zustande; bey diesen sind die Ueberlegung, Wahl und Wille befindlich: Das Vorhaben die Absicht zu erreichen gehet voran; sodann ist zunächst der Wille zu handeln um die Absicht zu erreichen; und endlich folget die äußerliche Handlung selbst. Es ist daher der Wille, der eine jede Handlung regieret, die als ein Mittel zu einem Endzweck geschieht; und es ist das Verlangen, diesen Endzweck zu erreichen, welches den Willen in Bewegung setzt; und das Verlan-

gen wird in dieser Betrachtung der Bewegungsgrund zur Handlung genennt. Auf diese Weise z. E. wenn ich höre, daß mein Freund in den Händen der Räuber ist, so brenne ich vor Verlangen ihn zu befreyen: Das Verlangen bewegt meinen Willen, meine Bedienten zu bewaffnen, und ihm zu Hülfe zu eilen. Die Handlungen, welche wider Willen geschehn, werden hernach darzu kommen.

Allein was ist es eigentlich, das ein Verlangen erreget? Die Antwort ist leicht: Es ist die Aussicht einen angenehmen Endzweck zu erreichen, oder einen unangenehmen zu vermeiden. Und wenn man wieder fragt, was einen Gegenstand angenehm oder unangenehm macht? so ist die Antwort eben so leicht, daß es unsere Natur so machet; und mehr können wir nicht sagen. Gewisse sichtbare Gegenstände, gewisse Töne und gewisse Gerüche sind angenehm: Andere Gegenstände dieser Sinne sind unangenehm. Allein hierbey müssen wir auch stehen bleiben; indem wir noch lange nicht so genau mit unserer eigenen Natur bekannt sind, daß wir die Endursache davon angeben könnten. Diese Anzeigen sind zu meinen gegenwärtigen Vorhaben hinreichend: Ist jemand begierig mehr zu wissen, so kann er die Theorie des Verlangens, und des Angenehmen und Unangenehmen in den Grundsätzen der Critik finden. *)

Was die Handlung des Instincts anbetrifft, so glaubt vermuthlich niemand, daß dabey mehr Freyheit als bey den Handlungen sey, die wider Willen geschehn: Ein Kind fasset die Warze der Brust an, und ein Vogel bauet sein Nest eben so nothwendig, als ein Stein auf den Boden fällt. Was die heimlichen Handlungen anbetrifft, als solche, die zu einen gewissen Endzweck geschehn, so ist die Nothwendigkeit eben dieselbe, ob sie gleich bey dem ersten

*) Cap. 2.

ersten Anblicke weniger sichtbar ist. Die äußerliche Handlung wird durch den Willen bestimmt: Der Wille wird durch das Verlangen bestimmt: und das Verlangen wird durch das Angenehme oder Unangenehme bestimmt. Hier ist eine Kette von Ursachen und Wirkungen, wovon nicht ein Glied willkührlich, oder unter dem Befehle des Handelnden ist: er kann nicht anders wollen als nach seinen Verlangen, und was in den wahrgenommenen Gegenständen angenehm oder unangenehm ist: Und diese Eigenschaften hängen nicht von seiner Neigung oder Einbildung ab; er hat kein Vermögen, eine schöne Frau häßlich zu machen, oder einen verfaulten Körper lieblich zu machen.

Viele gute Männer, welche eine Gefahr für die Moralität befürchten, wenn man unsre Handlungen für nothwendig hält, bemühen sich die Kette der oben erwähnten Ursachen und Wirkungen zu zerbrechen, und behaupten, „daß, was für einen Einfluß das Verlangen oder die Bewegungsgründe haben mögen, der Handelnde selbst die Ursache einer jeden Handlung sey; daß das Verlangen, rathen aber nicht befehlen könne; und daß daher ein Mensch immer noch frey sey wider das Verlangen und die stärksten Bewegungsgründe zu handeln.“ Ich kann mir zwar wohl vorstellen, daß ein Wesen seyn könne, welches in jedem Falle blindlings und willkührlich handelt, und dabey keinen Endzweck vor Augen hat: Allein es ist für mich schwer, mir ein denkendes und vernünftiges Wesen vorzustellen, welches Neigungen und Leidenschaften hat, welches einen verlangungswürdigen Endzweck vor Augen hat, und diesen Endzweck leicht erreichen kann; und doch nach allem diesen ohne einige Ursache, Grund, oder Antrieb davon fliehen, oder in Ruhe bleiben kann. Wenn ein solches wunderliches Wesen möglicher Weise vorhanden seyn kann, so weis ich gewiß, daß der Mensch kein solches Wesen ist. Es ist

vielleicht

vielleicht niemand, der nicht sagen könnte, warum er so und so handelte, was ihm dazu bewog, und was er für eine Absicht hatte. Es ist auch nicht eine einzige That festgesetzt, die uns bewegen kann zu glauben, daß jemals ein Mensch wider seinen eigenen Willen oder Verlangen handelte, der nicht durch eine äußerliche Gewalt gezwungen war. Hingegen beweiset eine beständige und allgemeine Erfahrung, daß die menschlichen Handlungen nach gewissen und unveränderlichen Gesetzen regieret werden; und daß ein Mensch sein selbst bewegendes Vermögen nicht anders als in dem Bestreben nach einen gewissen Verlangen oder Bewegungsgrund zeigen kann.

Hätte ein Bewegungsgrund allezeit einerley Einfluß, so würden die daher rührenden Handlungen nicht weniger nothwendig erscheinen, als die Handlung der Materie. Die verschiednen Grade des Einflusses, welche die Bewegungsgründe bey verschiednen Menschen zu einerley Zeit, und bey eben dem Menschen zu verschiednen Zeiten haben, verursachen einen Zweifel, indem sie eine Vorstellung von einem ungefähren Zufalle erregen. Jedoch einige Bewegungsgründe haben einen solchen Einfluß, die keinen Zweifel übrig lassen: Eine furchtsame Frauensperson hat ein physicalisches Vermögen sich selbst in den Rachen eines Löwen zu werfen, der nach Speise brüllet; allein sie wird durch das Schrecken eben so sehr als durch Stricke zurück gehalten: und sollte sie wirklich auf den Löwen zulaufen, würde nicht jedermann den Schluß machen, daß sie wahnsinnig wäre? Der Mensch behält auch im tiefsten Schlafe ein physicalisches Vermögen zu handeln, aber er kann es nicht zeigen. Ein Mensch behält bey der heftigsten Liebe ein physicalisches Vermögen die Hand seiner Geliebten auszuschlagen; aber er kann dieses Vermögen eben so wenig wider seine heftige Begierde zeigen, als ob er im tiefsten Schlafe wäre. Hat nun ein starker Bewegungsgrund einen nothwendigen Einfluß, so ist keine Ursache zu zweifeln, daß ein schwacher Bewegungs-

grund ebenfalls seinen Einfluß haben muß, der zwar in seiner Art, aber nicht dem Grade nach einerley ist. Einige Handlungen sind zwar ausnehmend unordentlich; allein man wird auch bey der wildesten Handlung allezeit einen gewissen Bewegungsgrund oder ein Verlangen entdecken, welches bey der handelnden Person einen Einfluß hatte. Kann man nicht natürlicher Weise von zween streitenden Bewegungsgründen erwarten, daß der stärkere die Oberhand behalten werde? Und ist hierbey noch einiger Zweifel, so muß er aus dem angenommenen Satze herrühren, daß man einem Bewegungsgrunde willkührlich widerstehen könne. Und wo sollen wir nun die Gränze zwischen einem schwachen und starken Bewegungsgrunde festsetzen? Kann man einem schwachen Bewegungsgrunde widerstehen, warum nicht auch einem, der ein wenig stärker ist, und warum nicht ebenfalls dem stärksten? Der Leser wird in den Grundsätzen der Critik *) viele Beyspiele von widrigen Bewegungsgründen finden, die wider einander von einigem Gewichte sind. Er mag diese mit der genauesten Aufmerksamkeit abwägen, so wird sein Schluß immer seyn, daß ein Mensch zwischen zween Bewegungsgründen, die einander beynahe gleich sind, keine willkührliche Wahl hat, sondern dem stärkern allezeit nachgeben muß. Das Gemüth ist zwar auf einige Zeit wankend und fühlt sich gewissermaßen ungebunden: Endlich aber wird es doch durch den stärkern Bewegungsgrund eben so wie eine Waage durch das grössere Gewicht nach vielem Wanken bestimmt.

So sind also die Gesetze beschaffen, welche unsere freywilligen Handlungen regieren. Ein Mensch ist völlig frey nach seinem eignen Willen zu handeln; eine größere Freyheit in der That als diejenige, die sich nicht begreifen

*) Cap. 2. Th. 4.

begreifen läßt. Ueber dieses ist der Mensch, weil er wegen seiner Aufführung seinem Schöpfer, seinen Nebengeschöpfen, und sich selbst Rechenschaft geben muß, nicht so gelassen worden, daß er willkührlich handeln könnte; indem er auf diese Weise ganz und gar keiner Rechenschaft fähig seyn würde: sein Wille wird durch das Verlangen geleitet; und das Verlangen wird durch dasjenige gelenket, was ihm gefällt oder mißfällt. Wo wir dem Willen eines andern unterworfen sind, würde es wohl unser Wunsch seyn, daß sein Wille unter keiner Regel seyn sollte? Und wo wir durch unsern eignen Willen geführet werden, würde es wohl vernünftig seyn zu wünschen, daß er unter keiner Regel wäre, sondern ohne Grund, ohne einigen Bewegunsgrund, und wider die allgemeine Empfindung sich zeigen sollte? Daher ist in Ansehung der menschlichen Aufführung von der Natur eine Kette von Gesetzen errichtet, wovon nicht ein einziges Glied willkührlich gelassen ist. Nach diesem weisen System ist der Mensch einer Verantwortung fähig gemacht: Nach demselben ist er ein geschickter Unterthan der göttlichen und menschlichen Regierung: Nach demselben sehen einsichtsvolle Personen die Aufführung andrer vorher: und nach demselben wird das Vorherwissen der Gottheit in Absicht auf die menschlichen Handlungen vollkommnen festgesetzt.

Die abgeschmackte Figur, welche die Menschen machen würden, wenn sie wider die Bewegungsgründe handeln könnten, sollte wohl hinreichend seyn, uns die Augen ohne einen fernern Beweis zu öffnen. Wie verächtlich ist nicht eine Parson, bey welcher einerley Bewegungsgrund zu einer Zeit einen großen Einfluß hat, und zu anderer Zeit sehr wenig vermag? Ein solcher Mensch ist ein schlechtes Mitglied der Gesellschaft, und man kann sich auf ihn als einen Freund oder Gesellschafter wenig verlassen. Aber wie sehr vernünftig ist ein solcher noch

in

in Vergleichung mit einem, der wider einen jeden Bewegungsgrund handeln kann? Der erstere kann eigensinnig oder wunderlich heissen: Der letztere aber ist ganz unausstehlich, und kann eben so wenig der Unterthan einer Regierung seyn als ein Stück Materie, die sich ihrer eignen Bewegung nicht bewust ist.

Man kann das Vermögen zu handeln mit der Kraft zu schlüßen vergleichen: Und die Vergleichung wird unsern Widerwillen gegen den nothwendigen Einfluß der Bewegungsgründe etwas mildern. Ein Mensch fehlt bisweilen im Schlüssen; aber er ist seiner Natur nach gebunden die Schlußfolgen nach dem, was ihm zu der Zeit wahr scheint, zu machen. Könnte er willkührlich eine verschiedene Schlußfolge machen, was für ein abgeschmackter Schlußmacher würde er nicht seyn! Und würde ein Mensch wohl weniger abgeschmackt seyn, wenn er ein Vermögen hätte, wider Bewegungsgründe, und wider dasjenige, was er für recht hält, zu handeln? Eine solche Art zu handeln kann mit keinem Begriffe bestehen, den wir uns von einem vernünftigen Wesen machen können. Wir nehmen auch niemals an, daß der Mensch ein solches Wesen ist: und wir schreiben allezeit eine jede Handlung einem Bewegungsgrunde zu, und lassen uns nicht einmal träumen, daß kein Bewegungsgrund gewesen sey.

Und nach allem diesen, wo würde auch der Nutzen eines solchen willkührlichen Vermögens seyn? Kann ein vernünftiger Mensch im Ernste wünschen, ein solches Vermögen zu haben? oder kann er im Ernste glauben, daß Gott den Menschen zu einem so wunderlichen Wesen machen würde? Es würde zwar eine schätzbare Gabe seyn, wenn der Mensch mit einem gewissen Grade der Selbstregierung begabt wäre, die zureichte einem jeden lasterhaften Bewegungsgrunde zu widerstehen, ohne ein Vermögen den tugendhaften Bewegungs-

gründen zu widerstehen; allein sie würde für den Menschen zu groß seyn, weil sie ihn zu einem Engel erheben würde. Hingegen eine solche Selbstregierung, nach welcher man beyden auf gleiche Weise widerstehen könnte, wie man gegenwärtig annimmt, würde uns ganz ungeschickt machen, sowohl von Gott als Menschen regieret zu werden: Es ist daher weit besser, daß wir als vernünftige Geschöpfe durch die Aussicht des Guten geführet werden, so irrig auch immer unsere Urtheile bisweilen zu seyn pflegen.

Jedoch wenn man bedenkt, daß der Mensch das einzige irrdische Wesen ist, welches so gebildet ist, daß es seinen Schöpfer erkennen und ihn verehren kann, ist es nicht vielleicht zu hart, daß der Mensch allein, da unterdessen alle andere Geschöpfe der göttlichen Regierung unterworfen sind, und ihre Bestimmung ganz unfehlbar erfüllen, ohne göttliche Regierung seyn und so gebildet seyn soll, daß weder sein Schöpfer noch er selbst vorher sehen können, was er im nächsten Augenbicke thun werde? Das Vermögen den stärksten Bewegungsgründen, sowohl der Regel als auch der Moralität zu widerstehen, würde ihn von der Gottheit ganz unabhängig machen.

Dieses Urtheil ist zu weitläuftig: kann es nicht auf einem Blicke übersehen werden? es wird allerdings einen tiefen Eindruck machen. Man kann sich verschiedene Systeme vorstellen, nach welchen der Mensch als ein denkendes und vernünftiges Wesen kann regiert werden. Das eine ist, daß tugendhafte Bewegungsgründe allezeit über alle andere herrschen sollten. Dieß würde dem Anscheine nach die vollkommenste Regierung seyn. Allein der Mensch ist nicht so eingerichtet; und man hat Ursache zu zweifeln, ob eine solche Vollkommenheit in seinem jetzigen Zustande mit den andern Umständen seiner Natur übereinstimmen würde. Ein ander System ist, daß bisweilen die tugendhaften, und bisweilen die lasterhaften

haften Bewegungsgründe herrschen; und daß wir allezeit durch den herrschenden Bewegungsgrund bestimmt werden. Dieß ist das wahre System der Natur; und daher rühret die große Mannichfaltigkeit des Characters und der Aufführung unter den Menschen. Ein drittes System ist, daß die Bewegungsgründe zwar einen Einfluß haben, daß aber ein Mensch allen Bewegungsgründen entgegegen handeln kann. Dieß ist das System, welches ich bestritten habe. Man bemerke nur, worinne es sich auflöset. Wie ist eine Handlung zu erklären, die wider alle Bewegungsgründe geschieht? Sie geräth aus der Gegend der allgemeinen Empfindung in das bloße Ungefähr. Wäre die Natur des Menschen so beschaffen, so könnte sich keiner auf den andern verlassen: ein Versprechen oder ein Eid würde ein Grund von Sande seyn: Die größte Vertraulichkeit zwischen meinem Freunde und mir könnte mir keine Sicherheit seyn, daß er mir nicht den ersten Dolch, der ihm in Weg kömmt, ins Herz stieße. Würde wohl jemand wünschen, nach einem solchem System gebauet zu seyn? Er würde wahrscheinlicher Weise wünschen nach dem ersterwähnten Systeme gebildet zu seyn; allein dieses ist ihm versagt, indem bisweilen die tugendhaften und bisweilen die lasterhaften Bewegungsgründe herrschen; und wir haben nach der Weisheit der Vorsehung, Ursache zu glauben, daß dieses Gesetz unter allen dem Menschen in seinen gegenwärtigen Zustande am besten angemeßen ist.

Wir kommen nunmehr zum Beschluß dieses Stücks der gegenwärtigen Materie. Es ist bey keinen von den Werken der Vorsehung, so weit als wir hineindringen können, eine tiefere Kunst und Weisheit befindlich, als in den Gesetzen der Handlung, die dem Menschen, als einem denkenden und vernünftigen Wesen ganz eigen sind. Wäre er ganz ungebunden gelassen, um wider die Bewegungsgründe zu handeln, so würde keine Klugheit,

Vorsicht, noch Zubereitung der Mittel zu einem Endzweck statt finden: andere könnten nicht vorhersehen, was ein Mensch in der nächsten Stunde thun werde, ja er selbst könnte es nicht einmal vorhersehen. Der Mensch würde keiner Belohnungen und Strafen fähig seyn: er würde sich weder zur göttlichen noch menschlichen Regierung schicken: und er würde ein Geschöpf seyn, welches gar keine Aehnlichkeit mit dem menschlichen Geschlechte hätte. Allein der Mensch ist nicht ungebunden gelassen; er hat zwar die Freyheit nach seinem eigenen Willen zu handeln; allein sein Wille wird durch das Verlangen, und dieses durch das Angenehme und Unangenehme regieret. Diese Verbindung enthält die Gleichförmigkeit der Aufführung, und schränkt die menschlichen Handlungen in die große Kette der Ursachen und Wirkungen ein. Nach diesem vortreflichen System sind Freyheit und Nothwendigkeit, die dem Scheine nach nicht mit einander bestehen, vollkommen harmonisch gemacht, so daß wir zur Gesellschaft und zur göttlichen und menschlichen Regierung geschickt sind.

Da wir nun diese Gesetze erklärt haben, welche die menschlichen Handlungen regieren, so gehen wir fort zu dem, was für den gegenwärtigen Abschnitt vornehmlich bestimmt war, nämlich zur Untersuchung, in wie fern die moralischen Gesinnungen, wovon in den vorhergehenden Abschnitten gehandelt worden, mit diesen Gesetzen bestehen. Man muß hierbey immer vor Augen haben, daß unsere moralischen Gesinnungen und Gefühle gänzlich auf der moralischen Empfindung beruhen, welche uns ein Recht und Unrecht in den Handlungen zu erkennen giebt. Von eben diesem Gefühle rühren auch die Gesinnungen des Beyfalls und Lobes her, wenn ein Mensch recht handelt, und der Mißbilligung und Tadels, wenn er unrecht thut. Wären wir ohne dieses moralische

Gefühl,

Gefühl, so würde Recht und Unrecht, Lob und Tadel eben so wenig als die Farben von einem Blindgebohrnen verstanden werden. *)

Der fürchterliche Beweis, denn man anführet, um zu zeigen, daß die moralischen Gesinnungen nicht mit dem vermeynten nothwendigen Einflusse der Bewegungsgründe bestehen, ist folgender; „Haben die Bewegungsgründe einen nothwendigen Einfluß in unsere Handlungen, so kann kein guter Grund seyn, einen Menschen wegen einer rechten Handlung zu loben, oder ihn wegen einer unrechten Handlung zu tadeln. Was für ein Grund kann entweder zum Lobe oder Tadel seyn, da es nicht in der Macht des Menschen war anders zu handeln. Ein Mensch begehet den Mord, weil er durch eine plötzliche Hitze der Rache angetrieben wird, warum sollte er gestraft werden, wenn er nothwendig handelte, und der Heftigkeit der Leidenschaft nicht widerstehen konnte?“ Hier nimmt man an, daß ein Vermögen des Verstandes zum Lobe und Tadel wesentlich ist. Allein bey der

*) Bey einer so verwickelten Sache, wie die gegenwärtige, sollte man sich sorgfältig hüten, alle Zweydeutigkeiten zu vermeiden. Der Ausdruck Lob, hat zwo verschiedene Bedeutungen; in einem Verstande ist er dem Tadel, und in einem andern Verstande der Mißbilligung entgegen gesetzt. In der ersten Bedeutung drücket er eine moralische Gesinnung aus: in der letztern aber drückt er nur die Billigung eines Gegenstandes aus, der mir gefällt. Ich lobe einen Menschen wegen seiner Aufrichtigkeit, und ich tadle einen andern, wegen seiner Falschheit. Diese beyden Dinge enthalten zugleich einen Willen nnd Vorsatz. Ich lobe einen Menschen wegen seines Scharfsinns, aber ich mißbillige es nur an ihm, daß er mürrisch ist. Ich lobe ein Frauenzimmer wegen der Schönheit, aber ich tadle keine wegen der Häßlichkeit, ich mißbillige sie nur. Keiner von diesen besondern Umständen enthält einen Willen oder Vorsatz.

Untersuchung wird man finden, daß dieser angenommene Satz weder in dem moralischen Gefühle, noch in der Vernunft, noch in der allgemeinen Empfindung der Menschen einigen Grund hat.

Was das erstere anbetrifft, so setzt das moralische Gefühl, wie wir oben bereits gesehen haben, die Unschuld und Schuld, und folglich auch Lob und Tadel völlig auf den Willen und Vorsatz. Die Verbindung zwischen dem Bewegungsgrunde und der Handlung erhöhet das Lob und den Tadel, anstatt beydes zu vermindern. Je größer der Einfluß ist, den ein tugendhafter Bewegungsgrund hat, desto größer ist auch die Tugend des Handelnden, und desto wärmer unser Lob. Hingegen, je größer der Einfluß ist, den ein lasterhafter Bewegungsgrund hat, desto größer ist das Laster des Handelnden, und desto heftiger tadeln wir ihn. Da dieses der Hauptpunct ist, so wünsche ich, daß man ihn in einem allgemeinen Lichte betrachte. Es ist der göttlichen und menschlichen Regierung wesentlich, daß der Einfluß der Bewegungsgründe nothwendig seyn muß. Und eben so wesentlich ist es, daß dieser nothwendige Einfluß nicht die Wirkung haben muß, die Schuld nach der Schätzung der Menschen zu vermindern. Zur Erfüllung beyder Endzwecke wird daher die Schuld durch das moralische Gefühl gänzlich in den Willen und Vorsatz gesetzet: und diesem zu folge tadelt sich ein Mensch selbst, daß er willig und vorsätzlich Schaden gethan hat, ohne dabey zu erwägen, ob er nothwendig gehandelt hat oder nicht. Und seine Gesinnuugen werden von allen angenommen: sie fällen eben dieses Urtheil der Verwerfung, welches er selbst von sich fället. Ein Mensch auf der Tortur giebt dem Schmerze nach, und entdeckt mit heftigem Widerwillen die Geheimnisse seiner Parthey: ein anderer thut eben dieses, der einer reizenden Bestechung nachgiebt. Der letztere wird nur, als eines Verbrechens

schuldig

schuldig getadelt; und doch wirkte vielleicht die Bestechung auf den letztern eben so stark, als die Tortur auf den erstern. Allein der eine wurde wider seinen Willen gezwungen, die Geheimnisse seiner Parthey zu entdecken; und daher ist er unschuldig: der andere handelte willig, um eine große Summe Geldes zu erlangen; und daher ist er schuldig.

Was die Vernunft anbetrifft, so bemerke ich, daß der Beweis, den ich bestreite, sich auf einen falschen Richterstuhl beruft: Das moralische Gefühl ist in dieser Streitigkeit der einzige Richter, und nicht die Vernunft. Ausserdem befürchte ich auch kein Urtheil wider mich, wenn auch die Vernunft der Richter wäre. Denn würde nicht die Vernunft den Ausspruch thun, daß ein Mensch, je weniger er wegen seiner Pflicht wanket, oder mit andern Worten, je weniger Einfluß die lasterhaften Bewegungsgründe haben, desto lobenswürdiger sey; und desto mehr zu tadeln sey, je wenigern Einfluß die tugendhaften Bewegungsgründe haben.

Eben so wenig führet uns die allgemeine Empfindung zu einem Unterschiede zwischen der Vernunft und dem moralischen Gefühle. Ein Mensch begehet einen Mord, indem er durch eine plötzliche Hitze der Rache überwältiget wird, welcher er nicht widerstehen konnte; allein wird man nicht gleich bey dem ersten Anblicke auf die Betrachtung geführet, daß der Mensch nicht wünschte zu widerstehen? und daß er vielmehr den Mord würde begangen haben, ob er gleich unter keiner Nothwendigkeit gewesen wäre? Eine Person, die nur einen ordentlichen Verstand hat, wird sagen, was liegt daran, ob der Missethäter widerstehen konnte oder nicht, da er den Mord mit Wissen und Willen begieng? Ein Mensch giebt heimlich aus Rache Gift. Zweifelt wohl jemand an seiner Schuld, da er es niemals bereuete; ob es gleich nach der Ertheilung des Gifts nicht weiter in seiner Macht

war, ihn zurück zu nehmen? Ein Mensch kann schuldig und tadelnswürdig seyn, so gar da, wo ein äußerlicher Antrieb ist, dem er nicht widerstehen kann. Ich renne mit dem Degen in der Hand, um einen Feind anzugreifen: ich gleite mit meinem Fuße aus, und falle gerade auf ihn, daß durch diesen Zufall der Degen in seinen Leib gestoßen wird. Die äußerliche That war nicht die Wirkung des Willens, sondern des Zufalls; aber ich hatte doch den Vorsatz ihn zu tödten, und ich bin schuldig. Alle Menschen erkennen, daß die Gottheit nothwendig gut ist. Entzieht dieser Umstand wohl etwas von seinem Lobe nach der allgemeinen Vorstellnng; oder verdient er nicht vielmehr deswegen von uns das höchste Lob?

Man sagt gemeiniglich, daß keine Tugend seyn kann wo kein Kampf ist. Die Tugend wird zwar am besten aus einen Kampfe erkannt: ein Mensch, der niemals eine Versuchung angetroffen hat, kann sich auf seine Tugend wenig verlassen. Allein diese Anmerkung im genauern Verstande genommen, ist ohne Zweifel irrig. Ein Mensch, der gereitzt wird, das ihm Anvertraute zu verrathen, wanket und ist ungewiß; allein nach vielen Zweifeln, schlägt er endlich die Bestechung aus. Ein andrer trägt keinen Augenblick Bedenken, sondern verwirft sogleich die Bestechung mit Abscheu. Die Pflicht ist hartnäckig, und will ihn nicht einmal überlegen lassen. Ist in dem Letztern keine Tugend? Ohne Zweifel mehr als in dem Erstern.

Ueberhaupt sieht man, daß Lob und Tadel am Ende auf der Gesinnung oder Einrichtuug des Gemüths beruhen. Und es ist nicht leicht, daß ein Vermögen, wider Bewegungsgründe zu handeln, auf einige Weise diese moralischen Gesinnungen verändern könnte. Wenn ein Mensch ein Verbrechen begeht, so nehme man an, daß er dem herrschenden Bewegungsgrunde habe widerstehen können. Warum widerstand er nun nicht, anstatt sich

in

in Schande und Elend zu bringen? Die Antwort muß seyn, weil man keine andere geben kann, daß seine Gemüthsverfassung lasterhaft, und er ein abscheuliches Geschöpf ist. Ferner ist es ziemlich schwer zu begreifen, wie ein Mensch einem herrschenden Bewegungsgrunde widerstehen kann, wenn er nichts in seinem Gemüthe hat, das ihn antreiben sollte, demselben zu widerstehen. Jedoch dieses mag seyn wie es will, ich will unterdessen folgendes annehmen. Ein Mensch wird durch Geiz versuchet, eine Bestechung anzunehmen: widersteht er nach dem Grunde der Pflicht, so wird er von einem herrschenden Bewegungsgrunde geleitet: widersteht er aber, ohne die geringste Ursach oder Bewegungsgrund zum Widerstand zu haben, so kann ich in einem solchen Widerstande kein Verdienst entdecken, es scheint sich in ein Ungefähr oder Zufall aufzulösen, ob er widersteht oder nicht. Wo kann das Verdienst seyn, bey dem Widerstande eines lasterhaften Bewegungsgrundes, wenn der Widerstand durch ein bloßes Ungefähr erfolgt? Und wo ist die Schande, einem tugendhaften Bewegungsgrunde zu widerstehen, wenn es eben diesem Ungefähr zuzuschreiben ist? Sollte ein Mensch der durch keinen guten oder bösen Grund angetrieben wird, und keinen Endzweck oder Absicht vor Augen hat, seinen Nachbar tödten, so sehe ich nicht, daß er mehr Verantwortung haben könnte, als wenn er im Schlafe gehandelt hätte, oder ganz toll wäre.

Die menschlichen Strafen bestehen vollkommen mit dem nothwendigen Einflusse der Bewegungsgründe, ohne daß man ein Vermögen denselben zu widerstehen annimmt. Und wenn man auch dabey anführet, daß ein Mensch wegen Begehung eines Verbrechens nicht sollte gestraft werden, da er nicht widerstehen konnte, so ist die Antwort, weil er das Verbrechen vorsätzlich und mit offenen Augen begieng, so ist er nach seiner eigenen Meynung,

und

und nach dem Urtheile aller Menschen schuldig; und er leidet die Strafe mit Recht, um ihn oder andere von ähnlichen Verbrechen ins künftige abzuhalten. Die Furcht vor der Strafe ist in der Waagschale ein Gewicht auf Seiten der Tugend, um den lasterhaften Bewegungsgründen das Gegengewicht zu halten.

Die Endursache dieses Stückes unserer Natur ist vortreflich. Hätte der nothwendige Einfluß der Bewegungsgründe die Wirkung, das Verdienst einer tugendhaften Handlung, oder die Schande eines Verbrechens zu vermindern, so würde die Moralität gänzlich aufgehoben werden. Die tugendhafteste Handlung würde unter allen am wenigsten lobenswürdig seyn, und die lasterhafteste Handlung würde am wenigsten zu tadeln seyn. Das Uebel würde hierbey auch noch nicht stehen bleiben: Wir würden anstatt die unordentlichen Leidenschaften in Zaum zu halten, vielmehr ermuntert werden, ihnen als einer vortreflichen Entschuldigung Unrecht zu thun nachzuhängen. Auf diese Weise findet man, daß die moralischen Gesinnungen der Billigung und Mißbilligung, des Lobes und Tadels vollkommen mit dem oben erwähnten Gesetzen bestehen, welche die menschlichen Handlungen regieren, ohne daß wir nöthig haben, unsere Zuflucht zu einem Vermögen zu nehmen, wider Bewegungsgründe zu handeln.

Der einzige scheinbare Einwurf, den ich noch wider die vorhergehende Theorie angetroffen habe, ist die Gewissensangst, die ein Mensch empfindet, wenn er plötzlich ein Verbrechen begeht, und es eben so plötzlich wieder bereuet. Während einer so bittern Gewissensangst über die Ermordung meines liebsten Bedienten, in der heftigsten Leidenschaft, und ohne eine gerechte Reizung klage ich mich selbst an, daß ich meiner Leidenschaft Platz gegeben habe; und ich erkenne es, daß ich sie hätte in Zaum halten können und sollen. Hier finden wir,

daß

daß die Gewissensangst auf einem Systeme beruhet, welches dem oben festgesetzten gerade entgegen ist; ein System, welches keine nothwendige Verbindung zwischen einer Handlung und dem Bewegungsgrunde, der sie hervorbrachte, erkennet; sondern vielmehr annimmt, daß es in der Macht eines Menschen stehet seiner Leidenschaft zu widerstehen, und daß er derselben widerstehen sollte. Was soll man hierzu sagen? Kann ein Mensch nothwendig handeln, wenn er sich des Gegentheils bewust ist, und weis, daß er wider die Bewegungsgründe handeln kann? Dieser Einwurf ist dem Ansehn nach stark, und würde in der That unüberwindlich seyn, wenn wir nicht zu allem Glücke durch eine in den Grundsätzen der Critik *) festgesetzte Lehre, wegen des innerlichen Einflusses der Leidenschaft auf unsere Meynungen und Gesinnungen, davon befreyet wären. Man wird bey der Untersuchung finden, daß man den gegenwärtigen Fall, zu den vielen dort angegebenen Beyspielen von unordentlichen Leidenschaften noch hinzusetzen kann. Ich fasse z. E. in einer verdrießlichen Laune einen Unwillen bey einem leichtsinnigen Worte oder Geberde meines Freundes, und lege es so aus, als ob er an meiner Wahrhaftigkeit zweifelte. Ich gerathe sogleich in Hitze: er versichert vergeblich, daß er dabey keine solche Absicht gehabt, aber die Ungedult erlaubet mir schon nicht mehr darauf zu hören. Ich sage ihm, daß er den Degen ziehen soll, welches er mit vielem Widerwillen thut; und ehe er noch gehörig vorbereitet ist, so versetze ich ihm eine tödliche Wunde. Eine bittere Gewissensangst, folgt sogleich auf meine Wuth. „Was habe ich gethan? Warum habe ich mich nicht enthalten? Ich war nicht wahnsinnig, und dennoch habe ich meinen unschuldigen Freund ermordet. Hier ist die Hand, welche diese schreckliche That

*) Cap. 2. Th. 5.

That begangen hat, warum richtete ich sie nicht vielmehr wider mein eigen Herz?“ Hier verschwindet aller Eindruck der Nothwendigkeit: mein Gemüth saget mir, daß ich völlig frey war, und daß ich meine Leidenschaft hätte unterdrücken sollen. Ich will noch einen entgegengesetzten Fall annehmen. Ein viehischer Mensch begegnet mir sehr unanständig, und gehet gar so weit, daß er mich schlägt. Meine Leidenschaft steiget so hoch, daß ich mich unmöglich halten kann: ja ich kann kaum so lange warten, bis er den Degen gezogen hat; und in diesem Augenblicke durchbor ich ihm das Herz. Es thut mir leid, daß ich mich mit einem Schelme eingelassen habe, aber ich empfinde hierüber keine Reue noch Gewissensangst. In diesem Falle sind meine Gesinnungen sehr verschieden von dem, was sie in dem andern Falle waren. Ich lasse mir es nicht einmal träumen, daß ich dem Antriebe der Leidenschaft hätte widerstehen können; sondern meine Gedanken und Worte sind vielmehr immer, „daß Fleisch und Blut eine solche Beschimpfung nicht leiden könnten; und daß man mich würde für einen feigen Menschen gehalten haben, wenn ich nicht gethan hätte, was ich wirklich that.„ In der That beyde Handlungen waren gleich nothwendig. Woher rühret es nun, daß Meynungen und Gesinnungen einander so entgegen sind? Der unordentliche Einfluß der Leidenschaft auf unsere Meynungen und Gesinnungen wird die Frage auflösen. Alle heftige Leidenschaften sind zu ihrer Befriedigung geneigt. Ein Mensch, der eine tiefe Gewissensangst hat, verabscheuet sich selbst, und hasset sich in seinen eigenen Augen; und es befriedigt die Leidenschaft, wenn er dem Gedanken nachhängt, daß seine Vergehung unmöglich kann entschuldigt werden. In dem ersten Falle nöthiget mich die Gewissensangst zu einer Ueberzeugung, daß ich meine Leidenschaft hätte einschränken können, und auch einschränken sollen. Ich will also

keiner

keiner Entschuldigung Raum geben; weil ich mich in der Gewissensangst unmöglich kann entschuldigen lassen. Im andern Falle, wo keine Reue ist, findet keine Verstellung statt; und die Dinge erscheinen in ihrem wahren Lichte. Ich setze nur noch zur Erläuterung dieses Urtheils hinzu, daß die Leidenschaft mein Urtheil sowohl von den Handlungen anderer, als von meinen eigenen verdrehet. Es sind in dem oben angeführten Capitel schon viele Beyspiele angegeben, zu denen man noch folgende hinzusetzen kann. Mein Bedienter, der auf ein Rebhuhn zielet, erschießt von ungefähr einen treflichen Spürhund, der ungesehen über den Weg läufft. Ich gerathe hierüber in Zorn, schmäle auf seine Uebereilung, erkläre ihn für schuldig und will keine Entschuldigung anhören. Sobald als meine Hitze vorüber ist, so merke ich, daß es bloß zufällig war, und daß der Mensch ganz unschuldig ist. Die Wärterinn erstickt mein einziges Kind, den lang erwarteten Erben eines großen Vermögens. Ich kann mich kaum halten, daß ich sie nicht umbringe. „Das gottlose Weibsbild hat mein Kind ermordet, und verdient in Stücken zerrissen zu werden.“ Sobald aber meine Hitze nachläßt, so sehe ich die Sache in einem ganz verschiedenen Lichte. Die arme Frau ist untröstlich, und kann kaum glauben, daß sie unschuldig ist; sie machet sich selbst wegen des Mangels der Sorgfalt und Bekümmerniß die bittersten Vorwürfe. Allein bey ruhiger Ueberlegung merken wir beyde, daß niemand im tiefen Schlafe sich selbst regieren kann; und daß wir wegen einer Handlung, deren wir uns nicht bewußt sind, keine Verantwortung haben können. Auf diese Weise finden wir überhaupt, daß ein jeder Eindruck, den wir von unserm Vermögen wider die Bewegungsgründe zu handeln haben mögen, von der Leidenschaft und nicht von dem gesunden Urtheile herrühret.

Der

Der Leser wird bemerken, daß dieser Abschnitt aus den Versuchen über die Moral und natürliche Religion hergenommen ist. Das Hauptwerk ist einerley: und die Veränderung bestehet nur in dem, was darauf gebaut worden; und die Materie ist hier abgekürzt um sie zu dem gegenwärtigen Vorhaben geschickt zu machen. Ein Theil dieses Auszugs wurde schon in der zweyten Ausgabe von den Grundsätzen der Billigkeit bekannt gemacht. Da aber die Gesetzbücher eben nicht gangbar sind, so wird man hoffentlich die Bekanntmachung des Ganzen in einem Versuche nicht für undienlich halten-

Anhang.

Ueber das Ungefähr und die Zufälligkeit.

Ich halte es für einen unmittelbaren Satz, daß die Gottheit die erste Ursache aller Dinge ist; daß Gott den großen Plan der Regierung mit der vollkommensten Weisheit machte, den er durch Gesetze ausführet, die den verschiedenen Naturen der belebten und unbelebten Wesen angemessen sind; daß diese Gesetze eine ordentliche Kette von Ursachen und Wirkungen, so wohl in der moralischen als auch körperlichen Welt hervorbringen, und keine andern Begebenheiten, als solche, die in dem ursprünglichen Plane enthalten sind, zulassen. Daher folgt deutlich, daß das Ungefähr aus dieser Welt ausgeschlossen ist, daß nichts durch einen Zufall geschehn kann, und daß keine Begebenheit willkührlich oder zufällig ist. Dies ist die Lehre des angeführten Versuchs, die meiner Meynung nach, auch wohl gegründet ist. Allein ich kann demjenigen, was folget, nicht beypflichten, nämlich, „daß wir einen Eindruck von dem Ungefähr und der Zufälligkeit haben, der folglich sehr betrügerisch seyn muß.“

muß. „Ich möchte nicht gern einigen Betrug in der Natur des Menschen zulassen, wo es nicht unwidersprechlich bewiesen ist; und nun sehe ich deutlich, daß der Eindruck, den wir von dem Ungefähr, und von der Zufälligkeit haben, nicht betrügerisch ist, sondern mit dem festgesetzten Plane vollkommen bestehen kann.

Ich werde die Erklärung von dem Ungefähr und der Zufälligkeit in dem erwehnten Versuche, in des Verfassers eignen Worten als einen schicklichen Text hersetzen, worüber man urtheilen kann. „Es ist nach unserer ordentlichen Denkungsart gewiß, daß uns alle Begebenheiten nicht als nothwendig erscheinen. Viele Begebenheiten scheinen in unsrer Macht zu seyn sie hervor zu bringen oder zu verhindern; und wir machen daher gern einen Unterschied zwischen Begebenheiten, die nothwendig sind, das ist, die seyn müssen; und zwischen Begebenheiten, die zufällig sind, das ist, die seyn können, oder nicht seyn können. Dieser Unterschied, ist von der Wahrheit ganz entblöst: Denn alle Dinge, die in der körperlichen oder moralischen Welt vorfallen, sind gleich nothwendig, und auf gleiche Weise der Erfolg festgesetzter Gesetze. Jedoch was für Ueberzeugung ein Philosoph auch davon haben mag, so nimmt doch der Unterschied zwischen nothwendigen und zufälligen Dingen, seine gewöhnliche Denkungsart eben so sehr ein, als sie bey den ungelehrtesten statt findet. Wir handeln allgemein nach diesem Unterschiede: Ja, er ist in der That die Ursache aller Arbeit, Sorgfalt und Fleißes der Menschen. Ich erläutere diese Lehre durch ein Beyspiel. Die beständige Erfahrung hat uns gelehret, daß der Tod eine nothwendige Begebenheit ist. Der menschliche Körper ist nicht so gebauet, daß er nach seinem gegenwärtigen Zustande beständig dauern kann; und niemand erwartet etwas mehreres, als ein blos zeitliches Daseyn auf dieser Erde. Allein die besondere Zeit des Todes scheinet eine

zufällige Begebenheit zu seyn. So gewiß es auch immer ist, daß die Zeit und Art des Todes von einem jeden einzeln Menschen durch eine Reihe vorhergehender Ursachen bestimmt wird, und eben so festgesetzt ist, als die Stunde des Aufgangs oder Untergangs der Sonne; so wird doch niemand durch diese Lehre gerühret. Wir lassen uns, bey der Sorgfalt das Leben zu verlängern, durch die vermeynte Zufälligkeit der Zeit des Todes leiten, die wir bis auf ein gewisses Ziel von Jahren ansehen, als ob sie großen Theils von uns selbst, durch eine Behutsamkeit wider Zufälle, und durch den gehörigen Gebrauch der Speise, und Uebungen abhienge. Diese Mittel werden mit eben dem Fleiße gebraucht, als ob in der That keine nothwendige Reihe von Ursachen wäre, wodurch das Lebensziel bestimmt würde. Kurz, wer nur immer auf seine eignen practischen Ideen, und auf die Bedeutung der folgenden Worte, die in allen Sprachen vorkommen, von Dingen, die möglich, zufällig sind, nnd in unsrer Macht stehen hervorzubringen oder zu verhindern, Achtung giebt, der wird deutlich sehen, daß sie gewisse Vorstellungen oder Begriffe liefern, die mit der festgesetzten Lehre von einer allgemeinen Nothwendigkeit streiten. "

Ich werde aber zeigen, daß hier kein Widerspruch ist, und ich mache den Anfang mit der Erklärung des **Ungefährs** und der **Zufälligkeit**. Das erstere wird von Begebenheiten gebraucht, die sich schon ereignet haben; das letztere gehet auf zukünftige Begebenheiten. Wenn wir sagen, ein Ding habe sich von **Ungefähr** zu getragen, so meynen wir nicht, daß das **Ungefähr** die Ursache gewesen sey; denn es hat niemand jemals geglaubt, daß das **Ungefähr** etwas sey, welches handeln, und durch Handlung Begebenheiten hervorbringen, könne: Wir meynen nur, daß wir die Ursache nicht wissen, und daß es, so viel wir sehen, habe geschehn, oder nicht geschehn

schehn, oder auf verschiedene Weise erfolgen können. Indem ich auf einen Vogel ziele, so erschieße ich von ungefähr einen treflichen Spürhund: Die Meynung ist nicht, daß das Ungefähr den Hund getödtet habe, sondern daß bey mir der Tod des Hundes zufällig gewesen sey. Was die Zufälligkeit anbetrifft, so sagt man, daß zukünftige Begebenheiten, die veränderlich sind, und deren Ursache unbekannt ist, zufällig sind. Z. E. Die Veränderung des Wetters, ob es morgen frieren oder thauen werde, ob es schön oder garstig seyn werde. Mit einem Worte das Ungefähr und die Zufälligkeit, wenn sie auf Begebenheiten angewandt werden, bedeuten nicht, daß solche Begebenheiten ohne einige Ursache erfolgen, sondern nur, daß wir die Ursache nicht wissen.

Es scheint mir ganz deutlich zu seyn, daß in der menschlichen Natur keine Empfindung von der Zufälligkeit sey; oder mit andern Worten eine Empfindung, daß etwas ohne Ursache geschehe; eine solche Empfindung würde sehr betrügerisch seyn. Es ist zwar wahr, daß unsere Empfindung von einer Ursache bey gewissen Begebenheiten nur noch dunkel und undeutlich ist. Die Begebenheiten, die sich ordentlich ereignen, als Sommer und Winter, der Aufgang und Untergang der Sonne, geben uns einen deutlichen Eindruck von einer Ursache. Der Eindruck ist nicht so deutlich bey weniger regelmäßigen Begebenheiten, dergleichen die Veränderungen des Wetters sind; und er ist höchst undeutlich bey solchen Begebenheiten, die sich selten ereignen, und ohne eine bekannte Ursache geschehn. Allein bey keiner Begebenheit überhaupt verschwindet unsre Empfindung von einer Ursache, und verstattet eine wirkliche Empfindung von der Zufälligkeit, das ist, eine Empfindung von Dingen die ohne eine Ursache erfolgen.

Diese Erklärung des Ungefährs und der Zufälligkeit liefert keine Vorstellung oder Begrif, der mit der Lehre einer allgemeinen Nothwendigkeit streitet; indem meine Unwissenheit einer Ursache, so gar nach meiner eignen Vorstellung, eine Ursache überhaupt nicht ausschließt. Ich nehme das in dem Texte erwehnte Beyspiel, nämlich die Ungewißheit der Zeit des Todes, wieder an. Da ich weis, daß mein Leben einigermaßen von mir selbst abhängt, so brauche ich alle Mittel es durch gehörige Speise, Uebung und Sorgfalt zur Verhinderung der Zufälle zu erhalten. Es ist hierbey auch kein Betrug. Ich werde zu dem Gebrauch dieser Mittel durch das Verlangen, welches ich habe zu leben, angetrieben: Diese Mittel sind auch wirksam, um ein gegenwärtiges Daseyn bis zu dem bestimmten Ziele fortzuführen; und sie sind, in dieser Betrachtung, eben so viele Glieder von der großen Kette der Ursachen und Wirkungen. Eine brennende Kohle, welche auf den Boden fällt, erweckt mich aus einem tiefen Schlafe. Ich fahre auf, um das Feuer zu löschen. Der Bewegungsgrund ist unwiderstehlich: Und ich habe keine Ursache zu widerstehen, wenn es auch in meiner Macht wäre; denn ich betrachte das Auslöschen des Feuers durch meine Hand als ein Mittel, welches die Vorsehung erwählt hat, mein Leben bis zu seinem bestimmten Ziele zu verlängern.

Wäre eine Kette von Ursachen und Wirkungen ganz unabhängig von mir errichtet, und wäre mein Leben auf keine Weise in meiner Macht, so würde es für mich ganz vergeblich seyn zu handeln; und die Ungereimtheit, wissentlich vergeblich zu handeln, würde ein herrschender Bewegungsgrund seyn in Ruhe zu bleiben. Wenn man dieses annehmen wollte, so könnte die ignaua ratio des Chrysippus statt finden, cui si pareamus, nihil omnino agamus in vita. Allein ich handle nothwendig, wenn ich durch Bewegungsgründe angetrieben

werde,

werde, und ich habe keine Ursache es zu unterlassen, wenn ich bedenke, daß meine Handlungen, indem sie ihre vorhabenden Wirkungen hervorbringen, etwas zur Fortsetzung der allgemeinen Kette beytragen.

Zweyter Theil.

Das Wachsthum der Moral.

Nach der Entwickelung der Gründe von der Moral ist der nächste Schritt, ihren stufenweisen Fortgang von ihrer Kindheit an unter den Wilden bis zu ihrer völligen Reife unter den gesitteten Nationen aufzusuchen. Die Geschichte der Meynungen, welche den Grund der Moral betreffen, gehört nicht zu meinem Plane; und ich freue mich, daß ich einen Artikel weglassen kann, der bereits von geschicktern Händen in aller Vollkommenheit ausgeführet ist. *)

Ein Thier bringt ein jedes von seinen äußerlichen Gliedern mit auf die Welt; und vollendet sein Wachsthum nicht durch Hervorbringung eines neuen Gliedes, sondern durch Hinzusetzung der Materie zu den schon ursprünglich gebildeten Gliedern. Eben dieses findet auch bey den innerlichen Gliedern statt; die Sinne z. E. die Instincte, die Vermögen und Kräfte, die Grundsätze und Neigungen, sind mit jedem einzelnen Thiere gleichzeitig, und entwickeln sich, einige früher und einige später. Die äußerlichen Sinne, welche zur Selbsterhaltung nöthig sind, gelangen bald zu ihrer Reife. Einige innerliche Empfindungen, z. E. von der Ordnung, Wohlstand und Würde, welche während der Kindheit von keinem Gebrauche sind, pflegen nicht allein in ihrem Wachsthume zur Reife sehr langsam zu seyn, sondern

*) Dr. Cudworth und Dr. Smith.

erfodern auch viele Bearbeitung. Unter den Wilden sind sie kaum merklich.

Das moralische Gefühl ist in seinem Wachsthume von den letzterwähnten unterschieden; es wird oft sogar in der Kindheit schon entdecket: Es ist demungeachtet in seinem Wachsthume langsam, und gelangt selten ohne Bearbeitung und Erfahrung zur Vollkommenheit.

Das moralische Gefühl wird nicht allein mit den andern erwähnten innerlichen Empfindungen nach und nach reif, sondern es erlangt auch von ihnen Stärke und Ansehn. Ein Wilder trägt kein Bedenken einen Feind mit kaltem Blute zu tödten; blutige Scenen sind bey ihm sehr gewöhnlich, und sein moralisches Gefühl ist stark genug, um ihn zu einer Gewissensangst und Reue zu bringen. Die Handlung erscheinet einer Person von einem feineren Gefühle, in einem sehr verschiedenen Lichte, und daher hat das moralische Gefühl mehr Ansehn bey denen, die eine feine Erziehung gehabt haben, als bey den Wilden.

Es ist angenehm, das Wachsthum der Moral bey den Mitgliedern einer gesitteten Nation aufzusuchen. Die Gegenstände der äußerlichen Empfindungen machen die ersten Eindrücke; und von diesen rühret ein ganzer Vorrath von einfachen Begriffen her. Die Neigung, welche die Begriffe begleitet, wird zuerst auf besondere Gegenstände gerichtet, dergleichen z. E. mein Bruder, meine Frau und mein Freund sind. Das Gemüth, welches sich immer mehr öfnet, fasset sodann auch zusammengesetzte Gegenstände, als, mein Vaterland, meine Religion, und die Regierung, unter welcher ich lebe; und diese werden auch Gegenstände meiner Zuneigung. Unsere Verbindungen vermehren sich, und das moralische Gefühl, welches immer stärker wird, wie sich das Gemüth erweitert, ordnet unsere Pflichten gegen eine jede derselben. Die Gegenstände des Hasses vermehren

sich

sich eben so sehr als die Gegenstände der Zuneigung, und geben den ungeselligen Leidenschaften vollen Lauf, welche die fürchterlichsten Gegner sind, die nur die Moralität finden kann. Allein die Natur hat auch hierbey für ein Mittel gesorget: Derjenige, welcher der Bosheit oder Rache nachhängt, leidet gemeiniglich am meisten bey dieser Nachsicht: Die Menschen werden durch die Erfahrung weise, und finden endlich mehr Ruhe und Zufriedenheit in der Unterhaltung einer liebreichen Zuneigung. Die stürmischen Leidenschaften werden unterdrückt, oder unter eine scharfe Zucht gebracht: und die Wohlgewogenheit sieget über den Eigennutz. Wir denken immer mehr auf die Vergnügungen der Gesellschaft; wir lernen unsere Meynungen unterwürfig zu machen; wir bestreben uns andern den Vorzug zu geben; und nehmen gern alles an, was den gesellschaftlichen Umgang angenehm machet: Wir vermeiden sorgfältig die Ursachen der Uneinigkeit; und indem wir geringe Beleidigungen übersehen, so sind wir sogar bey groben Beleidigungen mit einer mäßigen Vergütung zufrieden.

Eine Nation gelangt aus ihrem ursprünglichen wilden Zustande eben so zu ihrer Reife, wie es bey den oben beschriebenen einzelnen Menschen geschieht, und das Wachsthum der Moralität ist bey beyden einerley. Der wilde Zustand ist die Kindheit einer Nation, worinne das moralische Gefühl noch schwach ist, und der Gewohnheit, Nachahmung und Leidenschaft nachgiebt. Allein eine Nation wird, wie ein Mitglied einer gesitteten Gesellschaft, nach und nach reif, und erlangt einen Geschmack an den schönen Künsten, und eine Empfindung in den Materien des Rechts und Unrechts. Der Haß und die Rache, diese großen Hindernisse der moralischen Pflicht, wüteten so lange, als die Freyheit das Unrecht zu rächen, noch einzelnen Menschen zukam, ganz unumschränkt. Allein der Haß und die Rache wichen nach und nach den

Vergnügungen der Gesellschaft, und dem zunehmenden Ansehn des moralischen Gefühls; und die gütigen Neigungen fiengen an über die ungeselligen Leidenschaften zu herrschen. In diesem erfreulichen Zeitpuncte hören wir nicht mehr von der Grausamkeit als einen naticnal Character; sondern der Abscheu, den wir gegen einen Feind haben, wird sogar im Kriege mit Mäßigung ausgeübt. Die stürmischen Leidenschaften leben auch nicht wieder auf; denn sobald eine Nation anfängt an ihrer mittägigen Höhe abzunehmen, so sind die herrschenden Leidenschaften nicht von der heftigen Art, sondern eigennützig, furchtsam und betrüglich.

Jedoch die Moralität ist noch bis auf den heutigen Tag zu keiner solchen Reife gelangt, daß sie bey den Nationen mit eben so vieler Festigkeit und Stärke als bey einzelnen Menschen wirkte. Soll man dieses als eine Unvollkommenheit unserer Natur bedauren? Ich glaube es nicht: Hätten wir eben die Reue über die Beleidigung einer Nation als über die Beleidigung eines einzelnen Menschen, und wäre die Ungerechtigkeit in beyden gleich tadelnswürdig, so würde der Krieg aufhören, und ein goldnes Zeitalter erfolgen; und dann könnte kein größeres Unglück dem menschlichen Geschlechte wiederfahren.*)

In den Fortgange von der Reife zu einem abnehmenden Zustande ist eine Nation von einem einzelnen Menschen sehr weit unterschieden. Das hohe Alter macht dem letztern ein Ende; es sind viele Ursachen, welche die erstern schwächen; allein das Alter ist keine davon, wenn man es nicht in einem verblümten Verstande nehmen will. Der Reichthum, der Eigennutz und der Luxus sind die Krankheiten, welche die glücklichen Nationen schwächen: Diese Krankheiten, welche einander folgen, verderben das Herz, erniedrigen das moralische

*) S. B. 2. Vers. 1.

lische Gefühl, und errichten in der Seele eine Anarchie: Die Menschen scheuen keine Unkosten, um sich das Vergnügen zu erkaufen; und sie scheuen kein Laster, um diese Unkosten anzuschaffen.

So sind die Grundlinien der Moralität bey ihrem Wachsthum, von ihrer Geburt, bis zu ihrem Begräbnisse beschaffen; und diese Grundlinien will ich mit besondern Beyspielen auszufüllen suchen. Sieht man zurück auf den Anfang der bürgerlichen Gesellschaft, da man außer den natürlichen Bedürfnissen noch keine andern kannte, und da solche Bedürfnisse hinlänglich ersetzt wurden; so finden wir einzelne Personen von einerley Stamm, die unschuldig und vertraulich mit einander leben: sie hatten keine unordentlichen Begierden; noch sonst einen andern Grund zum Streite. In diesem Zustande vereinigten die moralischen Gründe ihren Einfluß mit der national Zuneigung, um die einzelnen Mitglieder vor dem Schaden sicher zu stellen. Die Wilden, welche einen Ueberfluß an Speise haben, und in ihrer Wohnung und Kleidung sehr simpel sind, überschreiten daher selten die Regel der Moralität in ihrem eigenen Stamme. Diodor aus Sicilien, der seine Geschichte kurz nach dem Feldzuge des Cäsars in Britannien verfertigte, saget, daß die Einwohner in geringen Hütten mit Rohr oder Ruthen bedeckt wohnten. Daß sie sehr aufrichtig und redlich wären, und sich mit geringer und häuslicher Kost begnügten; und die Ausschweifung und Schwelgerey der reichen Leute nicht kenneten. In Friesland, Holland, und in andern an der See gelegenen Provinzen der Niederlande waren die Schlösser und Schlüssel so lange unbekannt, bis die Einwohner durch den Handel reich wurden; sie begnügten sich mit den nothwendigsten Dingen, die jedermann im Ueberfluß hatte. Die Lappländer haben keinen Begriff vom Diebstahle. Wenn sie eine Reise nach Norwegen thun, welches in den Sommermonaten

geschieht, so lassen sie ihre Hütten offen, und fürchten sich nicht, daß man ihnen unterdessen etwas entwenden werde. Ehemals waren sie in ihrem einzigen Handel des Vertauschens der Felle wilder Thiere, gegen Toback, Brandtewein und schlechtes Tuch ganz aufrichtig. Da sie aber von Fremden betrogen werden, so fangen sie an listiger zu werden. Kranz, der die Einwohner von Island beschreibt, ehe sie durch den Handel mit Fremden verdorben worden, saget, daß sie mit ihrem Vieh unter einem Dache lebten; daß alles unter ihnen gemein sey, außer die Weiber und Kinder; und daß sie in ihren Sitten ganz simple wären, und keine andere Begierde hätten als welche die Natur verlangt. Unter der Regierung Edwins Königs von Northumberland hätte ein Kind, wie die Geschichtsschreiber sagen, mit einer Börse voll Gold ohne Gefahr der Beraubung reisen können: allein in unsern Tagen der Schwelgerey ist der Mangel so unerträglich, daß sogar die Furcht des Todes uns nicht abschrecken kann. Alle Reisende sagen einmüthig, daß die einheimischen Canadier vollkommen uneigennützig sind, und den Betrug und das Lügen verabscheuen. Die Californier lieben das Eisen und die scharfen Instrumente, und doch sind sie so ehrlich, daß Zimmermannswerkzeuge, die man des Nachts offen gelassen hatte, ganz sicher waren. Die Wilden in Nordamerika hatten keine Schlösser für ihre Güter: sie haben wahrscheinlicher Weise von den Europäern gelernt, behutsamer zu seyn. Procopius *) bezeuget, daß die Slaven, wie die Hunnen, unschuldige und von aller Bosheit entfernte Leute wären: Plan Carpin, der päbstliche Abgesandte an den Tartar Chan im Jahr 1246. saget, daß die Tartarn dem Stehlen nicht ergeben sind, und daß sie ihre Güter ohne Schloß ganz offen stehen lassen. Nicolaus von Damascus

*) Hist. Goth. l. 3.

mascus berichtet eben dieses von den Celten. Die ursprünglichen Einwohner der Insel Borneo, welche durch die Mahomedaner mitten ins Land von der Seeküste weg getrieben worden, sind ehrlich, arbeitsam, und gütig gegen einander: sie haben einigen Begriff vom Eigenthum, aber nicht so, daß sie geitzig würden. Die Heiden sind in Siberien noch sehr zahlreich; und ob sie gleich in Religionssachen sehr unwissend sind, so sind sie doch gute sittliche Leute. Man höret selten unter ihnen etwas von Meineyde, Diebstahl, Betrug oder Trunkenheit; ausser bey denen, die unter den russischen Christen leben, mit deren Lastern sie angesteckt sind. Strahlenberg *) bezeuget, daß sie ehrlich sind. Da er viele von ihnen auf einer langen Schiffahrt brauchte, so schlief er zwar in einem Boote mit Leuten, deren Namen er nicht kannte, und deren Sprache er nicht verstund, aber er verlohr dennoch nicht ein Stück von seiner Baggage. Da er vierzehn Tage unter den Ostiaken an dem Flusse Oby bleiben mußte, so lag seine Baggage zwar in einer Hütte, worinne eine große Familie wohnte, aber es wurde ihm nichts entwendet. Der folgende Zufall, den er auch erwähnt, ist merkwürdig. Ein Russe von Tobolsky blieb auf einer langen Reise eine Nacht über in der Hütte eines Ostiaken, und am folgenden Tage vermißte er unter Wegs seine Börse mit 100. Rubeln. Der Sohn seines Wirths, der in einiger Entfernung von der Hüte jagte, fand zwar die Börse, aber er ließ sie daselbst; auf Befehl seines Vaters bedeckte er sie mit Zweigen, um sie sicher zu stellen, im Fall sich der Eigenthümer finden sollte. Nach drey Monaten kam der Russe zurück, und blieb bey eben dem Ostiaken; und als er von ungefähr den Verlust seiner Börse erwähnte, so rief der Ostiak, der sich anfänglich seines Gesichts nicht erinnern konnte, vor Freuden aus, „bist du

*) Beschreibung von Siberien ꝛc.

du der Mann, der die Börse verlohren hat? Mein Sohn soll mit dir gehen und dir zeigen, wo sie liegt, damit du sie mit deiner eignen Hand wieder aufnehmen kannst.“ Die Hottentotten haben nicht den geringsten Begriff von Diebstahl: und ob sie gleich den Toback und Brandtewein ganz unmäßig lieben, so werden sie doch von den Holländern zur Bewachung ihrer vollen Magazine gebraucht. Hier ist ein Beyspiel von Redlichkeit, die so gar unter den Wilden in der ersten Zeit des gesellschaftlichen Lebens über alle Versuchung ist. Einige einzelne Menschen sind mehr als andere mit tugendhaften Grundsätzen begabet: Kann man also nicht glauben, daß die Natur in diesem Stücke gegen die Hottentotten weit gütiger als gegen viele andere Stämme gewesen ist? Die Spanier, welche sich an der Seeküste von Chili niedergelassen haben, treiben einen Handel mit den benachbarten Wilden, mit Zäumen, Spornen, Messern und andern Eisen Waaren; und sie bekommen dagegen Ochsen, Pferde, und sogar Kinder zu Sclaven. Ein Spanier führet seine Waaren dahin; und sobald er die Erlaubniß erhalten hat, sie zu verkaufen, so geht er herum, und übergiebt seine Waaren ohne die geringste Zurückhaltung einem jeden, der mit ihm handelt. Wenn nun alles verkauft ist, so kündigt er seine Abreise an; und jeder Käufer eilet mit seinen Gütern zu ihm; und man hat nie gehört, daß ein Indianer seine Verbindung nicht gehalten hätte. Sie geben ihm eine Bedeckung, um ihn nebst allen Sclaven, Pferden und Rindvieh, die er gekauft hat, sicher aus ihrem Gebiete zu bringen. Die Wilden in Brasilien halten ihr Versprechen und Bündnisse, die sie mit den Portugiesen machen. Bey einigen Gelegenheiten kann man sie vielleicht eines Irrthums und unrechten Urtheils, aber niemals einer Ungerechtigkeit oder Falschheit beschuldigen.

So lange die Erde noch nicht stark bevölkert war, so beförderte der Ueberfluß an Speise, der durch Jagen

und

und Fischen angeschafft wurde, die Bevölkerung; da aber die Bevölkerung den Vorrath der thierisen Speise vermindert, so muß sich eine wilde Nation, die an der Anzahl zunimmt immer weiter ausbreiten, um mehrers Wildpret zu bekommen. Auf diese Weise nähern sich die Stämme, die anfänglich weit von einander getrennt waren, nach und nach so sehr, bis sie endlich Nachbarn werden. Hierauf entsteht eine neue Scene in Absicht auf die Moralität. Es vermehren sich die Streitigkeiten unter den Nachbarn, wegen ihrer Jagdfelder, wegen ihres Wildprets, und wegen persönlicher Beleidigung; und ein jeder Streit bricht wegen des Hasses, den die Menschen von Natur gegen Fremde haben, in Flammen aus. Der Zorn, Haß und die Rache finden jetzt einen Ausgang, da sie vorher ohne einen Gegenstand verborgen lagen: Die ungeselligen Leidenschaften werden ohne Einschränkung herrschend, weil die Maralität unter den Wilden wider sie nichts ausrichten kann; und die Grausamkeit nimmt endlich unter dem menschlichen Geschlechte überhand. Die alte Geschichte ist daher voll von entsetzlichen Grausamkeiten. Dieses bezeugen die Einfälle der nordlichen Barbarn in das römische Reich; und die Einfälle des Gengitzkan und Tamerlans in die fruchtbaren Länder von Asien, wo sie alles mit Feuer und Schwerdt zu Grunde richteten, und weder Männer, Weiber noch Kinder schonten.

Die bösartigen Leidenschaften, welche täglich, wider Personen von einem verschiedenen Stamme ausgeübt wurden, erlangten durch die Uebung soviel Stärke, daß sie sogar wider die Personen von eben dem Stamme ausbrachen, und das von einzelnen Menschen lange genossene Vorrecht, das angethane Unrecht zu rächen, gab solchen Leidenschaften eine unwiderstehliche Stärke. Die Geschichte des alten Griechenlands zeiget dem Leser nichts als unrechtmäßige Besitznehmungen, Meuchelmord und andere schreckliche Verbrechen. Die Namen vieler berühmten

rühmten Bösewichter werden immer noch aufbehalten; z. E. Atreus, Eteocles, Alcmäon, Phädra, Clytemnestra. Die Geschichte des Pelops und seiner Abkömmlinge ist eine Reihe von schrecklichen Verbrechen; während dieser Zeit waren Vatermord und Blutschande ganz gewöhnliche Zufälle. Euripides stellet die Medea vor, wie sie Rache wider ihren Gemahl Jason gelobet, und einen Anschlag ihn zu vergiften machet. Der Chorus bezeugte seinen Beyfall über diese abscheuliche Verschwörung, und rechtfertiget eine jede Frau, die bey dergleichen Umständen eben so handelt.

Die häufigen Einfälle der nordlichen Barbarn in daß römische Reich, verbreiteten Verwüstung und Verderben durch das Ganze. Die Römer, welche aus den gesittetesten Leuten in Wilde ausarteten, nahmen nach und nach die grausamen und blutigen Sitten ihrer Ueberwinder an, und die Ueberwinder und Ueberwundenen waren insgesammt an Unwissenheit und Unmenschlichkeit den ärgsten Barbarn gleich. Chlodoveus, der König der Franken, ermordete, auch sogar nach seiner Bekehrung zum Christenthum, ohne alle Reue seinen nächsten Anverwandten. Die Kinder des Clodomirs wurden im Jahr 530. von ihren Vettern ermordet. Im dreyzehnten Jahrhunderte erlangte Ezzelino von Aromano die Oberherrschaft von Padua, indem er 12,000. von seinen Mitbürgern umbringen ließ. Galeas Sforza, Herzog von Meiland wurde im Jahr 1476. in der Cathedralkirche zu Meiland ermordet, da die Mörder vorher um Muth zur Ausführung dieser That gebetet hatten. Es ist ein noch stärkerer Beweis, wie geringe die Moralität in jenen Tagen war, da der Pabst selbst Sixtus IV. es versuchte, die zween Brüder Laurentius und Julian von Medicis zu ermorden; und hierzu die Aufhebung der Monstranz als eine schickliche Zeit wählte, da die Leute in ihrer Andacht begriffen waren. Ja eben dieser Pabst

that

that die Florentiner mit unerhörter Unverschämtheit in Bann, weil sie an den vermeynten Meuchelmördern Gerechtigkeit ausübten. Die heiligsten Eyde wurden vergeblich als eine Sicherheit wider das abscheuliche Verbrechen gebraucht. Childebert der II. König der Franken lockte den Magnowald durch einen feyerlichen Eyd, daß ihm kein Leid geschehn sollte, an seinen Hof, und doch trug er kein Bedenken ihn während der Frölichkeit der Mahlzeit zu ermorden. Allein diese Beyspiele, so schrecklich sie auch sind, bedeuten noch nichts, wenn man sie mit der Niedermeßlung am heiligen Bartholomäus Tage vergleicht, wo 4000. unmenschlicher Weise ermordet worden. Sogar noch im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte wurde der Meuchelmord noch nicht in jedem Falle für strafbar gehalten. Man wendete sich sehr oft an die allgemeinen Concilien der christlichen Geistlichkeit, um ihn in jedem Falle für strafbar zu erklären; allein es war vergeblich. Ferdinand, König von Arragonien und Navarra, erhielt nach vielen Mordthaten und treulosen Handlungen den Beynamen des Großen: So wenig Ansehn hatte das moralische Gefühl in diesen finstern Zeiten.

Jedoch es ist kaum nöthig besondere Beyspiele von der herrschenden Macht der bösen Leidenschaften in solchen Zeiten anzuführen. Eine Meynung, die ehemals allgemein war, daß der Unschuldige mit Recht in einerley Strafe mit dem Schuldigen könne gezogeu werden, ist ein unläugbarer Beweis, daß die Moralität ehemals noch sehr wenig Einfluß hatte, wenn sich die Rache widersetzte. Es ist kein moralischer Grundsatz deutlicher, als daß man die Strafe nur den Schuldigen mit Recht anthun könne; und doch wurde in Griechenland die Verwicklung des Unschuldigen mit den Schuldigen in einerley Strafe, sogar durch ein ausdrückliches Gesetz für rechtmäßig erklärt. Nach einem athenienfischen Gesetze wurde ein

Mensch,

Mensch, der einen Kirchenraub begieng, oder sein Vaterland verrieth, nebst allen seinen Kindern verbannet. *) Und wenn ein Tyrann getödtet wurde, so mußten seine Kinder eben dieses Schicksal erfahren. **) Die Strafe des Hochverraths erstreckte sich in Macedonien auch auf die Anverwandten des Verbrechers. ***) Hanno ein Bürger von Chartago, faßte einen Anschlag sein Vaterland durch Vergiftung des ganzen Senats bey einem Gastmahle in die Sclaverey zu versetzen. Er wurde zu Tode gemartert; und seine Kinder nebst allen seinen Anverwandten wurden ohne Barmherzigkeit hingerichtet, ob sie gleich an seiner Schuld keinen Theil hatten. Unter den Japanesern, einem vorzüglich wilden Volke, ist es gewöhnlich die Kinder und Anverwandten in die Strafe der Hauptverbrechen zu verwickeln. Sogar Cicero, der vornehmste gelehrte Mann in der erleuchteten Zeit der römischen Republik, und ein berühmter Moralist, billiget diese Gewohnheit. ****) Jedermann weis, daß in Britannien, der Mord nicht allein wider den Missethäter und seine Anverwandten, sondern auch wider seinen ganzen Stamm vergolten worden, eine Gewohnheit, die so gemein war, daß sie durch einen besondern Namen der tödlichen Fehde unterschieden wurde. In den Tagen des Königs Edmund, wurde in England ein Gesetz gegeben, worinne die tödliche Fehde, ausser zwischen den Anverwandten der ermordeten Person und dem Mörder selbst, verboten war.

Ich ergreiffe die gegenwärtige Gelegenheit den Juden Ehre zu erweisen, indem ich bemercke, daß sie das erste Volk

*) *Meursius* de legibus atticis lib. 2. cap. 2.

**) Eod. lib. 2. Cap. 15.

***) Q. *Curtius* lib. 6. Cap. 11.

****) Ep. 12. ad Brutum.

Volk waren, welches, so viel wir wissen, richtige Begriffe von der Moralität in diesem Stücke hatte. Das folgende Gesetz heißt ausdrücklich: „Die Väter sollen nicht für die Kinder, noch die Kinder für die Väter sterben: sondern ein jeglicher soll für seine Sünde sterben.“ *) Amazia der König von Juda folgte diesem Gesetze genau, da er den Tod seines Vaters rächete: „Da er des Königreichs mächtig ward: schlug er seine Knechte, die seinen Vater den König geschlagen hatten. Aber die Kinder der Todtschläger tödtete er nicht; wie es geschrieben stehet im Gesetzbuche Mose. **) „Es ist eine schöne Stelle im Hesekiel, ***) die hieher gehöret: „Was treibet ihr unter euch im Lande Israel dies Sprichwort, und sprechet: Die Väter haben Härlinge gegessen, aber den Kindern sind die Zähne davon stumpf geworden? So wahr ich lebe, spricht der Herr: Solch Sprichwort soll nicht mehr unter euch seyn in Israel: Die Seele, welche sündiget, soll sterben. Der Sohn soll nicht tragen die Missethat des Vaters, und der Vater soll nicht tragen die Missethat des Sohnes, sondern des Gerechten Gerechtigkeit soll über ihn seyn, und des Ungerechten Ungerechtigkeit soll über ihn seyn.“ Jedoch unter den Juden sind ebenfalls wie unter andern Nationen, unzählige Beyspiele, daß man die unschuldigen Kinder und Anverwandten in einerley Strafe mit den schuldigen gezogen hat. Die Rache hat eine solche Gewalt, daß sie das Gewissen und die ausdrücklichsten Gesetze unterdrücket. Der König David wurde wegen der Undankbarkeit des Nabals so sehr zum Zorne gereitzt, daß er gelobte, nicht einen von allen, die dem Nabal angehörten, übrig zu lassen,

*) 5. B. Mos. C. XXIV. 16.
**) 2. B. Kön. C. XIV.
***) Cap. XVIII.

lassen, auch nicht einen, der an die Wand pißet. *) Und er wurde von seinem grausamen Vorhaben durch keine Gewissensbisse, sondern durch die schöne Frau des Nabals, die ihn befriedigte, abgehalten. Allein ein solcher Widerspruch zwischen dem Grundsatze und der Ausübung ist den Juden nicht eigen. Wir finden Beyspiele davon in den Gesetzen des römischen Reichs. Der wahre Grund der Strafe wird in einem Edikte, der Kaiser Arcadius und Honorius **) angegeben. Diese Kaiser selbst reden bey dem Hochverrathe, der sie näher als andre Verbrechen angieng, eine sehr verschiedene Sprache. Denn nachdem sie bemerket haben, daß der Wille und Vorsatz allein ohne eine offenbare That ein Hochverrath sey, und diesem zufolge den Verbrecher der Lebensstrafe und dem Verluste aller seiner Güter unterwerfen, so fahren sie in folgenden Worten fort. „Seine Kinder aber, denen wir aus besonderer Kaiserlicher Gnade das Leben schenken, ob sie gleich auch nach strenger Gerechtigkeit die väterliche Strafe leiden sollten, weil man bey ihnen das väterliche, das ist, erbliche Verbrechen befürchten muß, sollen von aller mütterlichen oder großväterlichen und anderer nahen Anverwandten Erbschaft und Erbfolge völlig ausgeschlossen seyn: Sie sollen von der Verlassenschaft eines Fremden vermöge eines Testaments nichts bekommen: sie sollen beständig arm und dürftig bleiben; die väterliche Schande soll sie allzeit begleiten; sie sollen zu keinen Ehrenstellen gelangen, und endlich soll ihr Zustand so beschaffen seyn, daß ihnen das Leben wegen einer beständigen

*) 1. Sam. Cap. XXV.

**) l. 22. Cod. de Poenis. Sancimus, ibi esse poenam, vbi et noxa est. Propinquos, notos, familiares, procul a calumnia submovemus, quos reos sceleris societas non facit. Nec enim adfinitas vel amicitia nefarium crimen admittunt. Peccata igitur suos teneant auctores: nec vlterius progrediatur metus quam reperiatur delictum.

ständigen Armuth, eine Strafe und der Tod ein Trost seyn möge. " *)

Die menschliche Natur ist nicht so verkehrt, daß sie ohne Schleyer oder Verstellung eine Person strafe, die man für unschuldig erkannt hat. Eine unordentliche Verfassung der Einbildungskraft, welche die Eigenschaften der Hauptsache auf ihre Nebenumstände ausdehnet, bahnet den Weg zu dieser ungerechten Gewohnheit. Diese Neigung, welche durch den Widerwillen gegen einen großen Verbrecher gestärket wird, führet das Gemüth sogleich auf den Schluß, daß alle seine Bekannten an seiner Schuld Theil haben. Hingegen zu einer erleuchteten Zeit, hält die Deutlichkeit der moralischen Grundsätze die Einbildungkraft zurück, daß sie den Unschuldigen nicht mit dem Schuldigen verwirret. Jedoch es bleiben immer noch Spuren von dieser Neigung übrig, ob sie gleich nicht bis auf den Mord geführet wird. Das Urtheil wider den Ravaillac, der Heinrich den IV. von Frankreich ermordete, verordnet, „daß sein Haus bis auf den Grund geschleift, und kein ander Gebäude auf dieser Stelle errichtet werden soll." Hieß dieses nicht in der Einbildung ein Haus wegen des Verbrechens seines Besitzers strafen?

Der Todtschlag und Meuchelmord sind nicht allein an sich verderblich, sondern auch wo möglich in ihren Folgen noch verderblicher. Die Gewohnheit auf eine ungerechte Art und oft muthwilliger Weise Blut zu vergießen, verhärtet das Gewissen, und bahnet den Weg zu einem jeden Verbrechen. Diese Bemerkung wird bey den alten Griechen bestätiget: ihr grausamer und blutgieriger Character machte, daß sie die strengen Regeln der Gerechtigkeit wenig achteten. Man hielt es für recht, sich unter den Menschen eben sowohl als unter den wil-

*) l. 5. Cod. ad leg. Iul. majest.

wilden Thieren auf die Macht zu verlassen. Man glaubte, es wäre der Wille der Götter, daß eine höhere Gewalt ein rechtmäßiger Anspruch zur Herrschaft seyn sollte; denn was für ein Recht können Schwache zu dem haben, was sie nicht vertheidigen können?" Sollte dieser Grundsatz statt finden, so würde ein schwacher Mensch weder zur Freyheit noch zum Leben Recht haben. Diese gottlose Lehre wurde von den Athenienſern angenommen, und von ihren Gesandten in einer Berathschlagung mit den Meliern, welche Thucydides *) berichtet, öffentlich behauptet. Viele Personen handeln so, als ob Gewalt und Recht einerley wäre; und es ist nur ein freyes Bekenntniß einer solchen Lehre eben nicht gewöhnlich. In den Eumeniden, einer Tragödie des Aeschylus, wird Orestes in den Areopagus vor Gericht gefodert, weil er seine Mutter getödtet hatte. Minerva, als Präsident dieses Gerichtshofs fasset einen Schluß für den Orestes: und aus was für einem Grunde? „Weil ich selbst keine Mutter habe, so rühret mich die Ermordung einer Mutter nicht." *) In der Tragödie Electra, wurde dem Orestes, der das Delphische Orakel wegen der Mittel die Ermordung seines Vaters zu rächen, um Rath fragte, von dem Apol-

lo

*) B. 5.

7*) Athen war nach seiner vom Solon festgesetzten Regierung keiner ordentlichen oder dauerhaften Gesetze fähig. In einem jeden bürgerlichen und criminal Falle, war zuletzt das ganze Volk Richter. Und was für eine Art von Richter kann ein unwissender Haufen seyn, der keinen andern Führer, als Leidenschaft und Vorurtheil hat? Es ist vergeblich gute Gesetze zu machen, wenn solche Richter die Ausleger sind. Anacharsis, der Scythe, welcher bey der Versammlung des Volks zugegen war, sagte. „Es wäre seltsam, daß kluge Männer in Athen die Sachen vertheidigten, und Narren sie entschieden."

so aufgelegt, keine Gewalt, sondern List und Betrug zu brauchen. Dieser Anweisung zufolge, befiehlt Orestes seinem Hofmeister die Nachricht von seinem Tode in Argos auszubreiten, und eben dieselbe mit einem feyerlichen Eyde zu bestätigen. Bey dem Homer trägt sogar der große Jupiter kein Bedenken dem Agamemnon, dem Anführer der Griechen einen lügenhaften Traum eingeben zu lassen. Die Verstellung wird auch von der Göttinn Minerva empfohlen. *) Ulysses bezeuget seinen Abscheu, wenn man sich bey der Wahrheit einiger Freyheit bediene. **) Und dennoch pflegt niemand mehr als er erdichtete Erzählungen vorzubringen. ***) Im XXII. Buche der Iliade begeht Minerva einen groben Betrug und Verrätherey an dem Hector. Da er vor dem Achilles fliehet, so erscheinet sie ihm in der Gestalt seines Bruders Deiphobus, ermahnt ihn sich gegen den Achilles zu wenden, und verspricht ihm beyzustehen. Diesen zu folge kehret Hector in das Gefecht zurück, und wirft seine Lanze; welche von dem Schilde des Achilles zurück fährt; weil ihn Vulcan undurchdringlich gemacht hatte. Hector verlangt von seinem Bruder eine andere Lanze; aber vergeblich, weil Deiphobus wirklich nicht da war. Die Griechen müssen zur Zeit Homers in ihren Sitten noch sehr roh gewesen seyn, da sie an einer solchen Geschichte einen Geschmack finden konnten. Eine Nation fängt nicht eher an in den Sitten zuzunehmen, als bis das Schreiben gewöhnlich wird; und bey der Belagerung von Troja war das Schreiben unter den Griechen noch nicht bekannt. Ja die Sitten dieses Volks waren lange Zeit hernach, da das Schreiben schon gemein war, noch nicht sehr gereiniget. Als Plautus schrieb, so war das rö-

*) Odyß. B. 13.
**) Odyß. B. 14.
***) Odyß. B. 14. und 15.

mische System der Moral ebenfalls noch ausnehmend unrein. In seiner Comödie Menächmi, suchet ein Herr vom Stande, der zufälliger Weise ein Frauenzimmerkleid nebst einer goldnen Schnalle in seine Hände bekommen hatte, anstatt es der Eigenthümerin wieder zu geben, vielmehr beydes ganz ungescheuet zu verkaufen. Gegenwärtig würde man gewiß eine solche Scene nicht leiden, es müßte denn unter Taschendieben seyn. So wohl die Griechen als auch Carthaginienser wurden von den Römern für sehr listig und verschlagen gehalten. Die Römer blieben immer noch ein sehr ehrliches und in ihren Sitten unschuldiges Volk, da die erwähnten Nationem schon einen großen Fortgang in den Künsten des Lebens gemacht hatten; und es ist eine traurige Wahrheit, daß die Moralität eben so abnimmt wie eine Nation verfeinert wird. Allein obgleich die Römer in den Künsten des Lebens später als die Carthaginienser waren, so übertrafen sie dieselben doch bald in jeder Art der schändlichen Aufführung. Diese Veränderung der Sitten hatten sie ihren schnellen Eroberungen zu danken. Man kann die blutgierige Gemüthsart der Griechen und Römer auch aus einer andern Gewohnheit, nämlich aus dem Wegsetzen ihrer Kinder abnehmen, welches so lange fortdauerte, bis die Menschlichkeit gewissermaßen herrschend wurde. Eben diese Gewohnheit dauert noch bis auf den heutigen Tag in China, und die große Bevölkerung des Landes wirft einen Schleyer über diese Grausamkeit. Allein ich vermuthe doch nach der Leutseligkeit der Chineser, daß man diese Gewohnheit selten finden werde. Die Juden, ein finstres und mürrisches Volk, welche dem Blutvergiessen sehr ergeben waren, hatten auch einen sehr großen Mangel an guten moralischen Grundsätzen. Man nehme nur folgende Beyspiele von einer unzähligen Menge, die in den Büchern des alten Testaments aufgezeichnet sind. Jael die Frau des Hebers

bers nahm den Sisera, den General der Cananiter, in ihren Schutz, und versprach ihm alle Sicherheit. Allein sie tödtete ihn verrätherischer Weise im Schlafe; und wurde von Debora der Prophetin wegen dieser verdienstlichen Handlung noch gelobet. *) Diese schreckliche That würden sie wahrscheinlicher Weise in einen sehr verschiednen Lichte betrachtet haben, wenn sie wider Barac den General der Israeliten wäre ausgeübt worden. Als David vor dem Saul flohe, so nahm er seine Zuflucht zu dem Achis dem Könige von Gath; und ob er gleich von diesem Könige beschützet wurde, so bekriegte er doch die Bundsgenoßen des Königs, und sagte, daß es wider seine Landsleute von Juda wäre. „David aber ließ weder Mann noch Weib lebendig gen Gath kommen. Und Achis glaubte dem David und sagte: Er hat sich stinkend gemacht vor seinem Volk Israel, darum soll er immer mein Knecht seyn. **) Dieses war eine Verwicklung von Undankbarkeit, Lügen und Verrätherey. Ziba verschaffte sich durch Geschenke für den König David, und durch Verläumdung seines Herrn Mephiboseths das ganze Erbtheil seines Herrn; obgleich Mephiboseth seinen Bart nicht gereiniget, und seine Kleider nicht gewaschen hatte, von dem Tage an, da der König weggegangen war, bis an den Tag da er in Friede wieder kam.“ Da er nun gen Jerusalem kam, dem König zu begegnen, sprach der König zu ihm: Warum bist du nicht mit mir gezogen Mephiboseth? Und er antwortete: mein Herr König, mein Knecht hat mich betrogen; denn dein Knecht gedachte: Ich will einen Esel satteln und darauf reiten, und zum Könige ziehen; denn dein Knecht ist lahm. Darzu hat er deinen Knecht angegeben vor meinem Herrn Könige: Aber mein Herr König ist wie ein Engel Gottes;

*) B. Richt. C. IV. 5.

**) 1. Sam. C. XXVII. 11.

thue was dir wohlgefällt. Denn meines Vaters Haus ist nichts gewesen, als Leute des Todes vor meinem Herrn Könige: Und doch hast du deinen Knecht gesetzt unter diejenigen, welche an deinem Tische essen: Was habe ich weiter für ein Recht zu schreyen an den König?“ David konnte seine Uebereilung auf keine andere Weise wieder vergüten, als daß er den Mephiboseth sein Erbtheil wiedergab, und den Ziba hart bestrafte. Allein man höre den Ausspruch: „Der König sprach zu ihm: Was redest du noch weiter von deiner Sache? ich habe gesagt: Du und Ziba theilet den Acker mit einander.“ *) Eben dieser König, der dem Simei, weil er ihm geflucht hatte, Pardon ertheilet und geschworen hatte, daß er nicht sterben sollte, befahl doch noch auf seinen Sterbebette, seinem Sohne Salomon den Simei zu tödten: „Laß ihn daher nicht unschuldig seyn; sondern bringe seine grauen Haare mit Blut hinunter in das Grab.“ **) Ich wünsche nicht, daß man mich unrecht verstehen möge, als ob ich den David insbesondere tadeln wollte. Da der beste König, den die Juden jemals gehabt, in der Moralität so fehlerhaft gewesen ist, was muß man von der Nation überhaupt denken? Als David den Zorn des Sauls zu vermeiden suchte, so wurde er mit den Nabal bekannt, der eine große Menge Vieh hatte. „Er verbot seinen Nachfolgern, sagt Josephus, ***) weder aus Geitz, noch Hunger, oder unter irgend einem Vorwande, ein einziges Haar davon anzurühren; und predigte immer über den Text allen Menschen Gerechtigkeit zu erweisen, nach dem Willen Gottes, der keinen Gefallen hat an einem Menschen, welcher die Güter seines Nächsten entwendet oder mit Gewalt entzieht.“ Unser

Ver-

*) 2 Sam. C. XIX. 24.

**) 1 Kön. II. 9.

***) Antiquit. lib. VI.

Verfasser fähret fort uns zu benachrichtigen, daß Nabal sich geweigert habe dem David Lebensmittel zu geben, und die Boten mit einer spöttischen Antwort zurückgeschickt habe, worauf David in großer Wuth ein Gelübde gethan, daß er den Nabal mit seinem Hause und Familie verderben wolle. Unser Verfasser bemerkt, daß Davids Zorn wider den Nabal nicht sowohl wegen seiner Undankbarkeit als wegen der übermüthigen Beschimpfung dessen, der ihn niemals beleidiget, entstanden sey. Und worinne bestund denn diese Beschimpfung? Sie bestund darinne, sagt unser Verfasser, daß Nabal fragte, wer denn der besagte David wäre, und als man ihn erzählte, daß er einer von den Söhnen Jesse wäre, so sagte Nabal, „ja, ja, eure weggelauffnen Knechte halten sich gewiß für tapfere Leute.“ Eine seltsame Ausschweifung in den Sitten! Ich meyne aber nicht den David, der in Zorn war, sondern den Josephus, der ganz ruhig in seinem Zimmer so schreiben konnte. Er rühmet überall den David wegen seiner Gerechtigkeit und Frömmigkeit, und verfertigt für ihn die oben erwähnte warme Vermahnung: und doch hält er ihn nicht für schuldig, da er gelobet alle Regeln der Gerechtigkeit und Leutseligkeit nach einer so geringen Reizung, als eine spöttische Antwort ist, zu übertreten.

Die Europäischen Nationen, die ursprünglich so wild und blutdürstig waren, wie die Griechen und Juden, hatten eben diese finstern und unrichtigen Begriffe vom Rechte und Unrechte. Es ist kaum nöthig Exempel davon anzuführen, da der schlechte Zustand der Moral in den finstern Zeiten des Christenthums allen bekannt ist. Zur Zeit Ludwigs XI. in Frankreich wurden die Versprechungen und Verbindungen gar nicht eher geachtet, als bis man sie mit einem feyerlichen Eide geheiliget hatte, und auch diese Eide wurden nicht lange geachtet, sie verlohren ihre Stärke, und man verließ sich nicht mehr darauf, als auf bloße Versprechungen. Alle

Treue unter den Menschen schien ein Ende zu haben. Sogar diejenigen, welche am gewissenhaftesten zu seyn schienen, ergriffen doch gern eine jede Ausflucht, um ihre übertretene Verbindung zu entschuldigen. Und es ist noch ein stärkerer Beweis des Selbstbetrugs, daß man dergleichen Ausflüchte oft vor der Hand veranstaltete, um sie zu einer Entschuldigung zu brauchen. Es war vor einigen Jahrhunderten gewöhnlich, daß man in geheim Gegenversicherungen gab, welche man für hinlänglich hielt, die Menschen in ihrem Gewissen von der Haltung eines feyerlichen Versprechens zu befreyen. Carl, der nachmalige deutsche Kaiser, gab während seiner Minderjährigkeit Vollmacht seinen Beytritt zu einem Friedenstractat zwischen seinem Großvater Maximilian und dem König von Frankreich zu bezeugen: aber zu eben der Zeit protestirte er in geheim vor einem Notarius und Zeugen, „daß es ungeachtet seines öffentlichen Beytritts zu dem besagten Tractat nicht seine Meynung sey, sich an jeden Artikel desselben zu binden; und insonderheit, daß die Clausul, nach welcher die Oberherrschaft über gewisse Gebiete in den Niederlanden dem Könige von Frankreich vorbehalten wäre, nicht bindend seyn sollte.“ Ist es möglich, daß Carl so blind seyn und nicht sehen sollte, daß eine solche Gewohnheit, wenn sie von einiger Wirkung wäre, alle Treue unter den Menschen aufheben müßte? War dieses wohl besser, als was Robert, der König von Frankreich im zehnten Jahrhundert that, um seine Unterthanen von der Schuld des Meineyds zu befreyen? Sie schwuren auf eine Reliquien Schachtel, aus welcher man die Reliquien heimlich genommen hatte. Corea ein portugiesischer General, machte einen Tractat mit dem Könige von Pegu; und es wurde festgesetzt, daß eine jede Parthey den Tractat zu halten schwören und seine Hand auf das heilige Buch ihrer Religion legen sollte. Corea schwur auf eine Sammlung von Gesängen,

gen, und nach diesem niederträchtigen Kunstgriffe glaubte er nicht gebunden zu seyn. Die Einwohner von Britannien waren ehemals so ausschweifend, daß ein Mensch in seinem eignen Hauße ohne einen Kettenhund, der ihn vor der Gewalt beschützte, nicht sicher war. Diese grossen Hunde waren sogar denen erlaubt, die in des Königes Wäldern wohnten; und man hat in England zur Verhinderung des Schadens an Hirschen und Rehen einen eignen Gerichtshof zur Expeditation dieser großen Hunde, das ist, zur Abschneidung der Krallen an ihren Vorderfüssen, damit sie nicht laufen konnten. *) Der Proceß und die Verurtheilung Carl des I. in einem vorgeblichen Gerichtshofe, war zwar sehr verwegen und unrechtmäßig, aber es zeigte doch eine Bemühung zur Regelmäßigkeit und Ordnung. In den vorhergehenden Zeiten würde man den König durch Meuchelmord oder Gift aus dem Wege geräumet haben. Ein jeder Fürst in Europa hatte einen Bedienten, dessen Amt darinnen bestund, daß er seinen Herrn wider den Gift sicher stellen mußte. Die Königinn Elisabeth in England, ernennte eine Dame zu diesem Amte; und die Form bestund darinne, daß ein jeder von den Bedienten einen Mund voll von der Schüssel, die er herein brachte, zu essen bekam. Das Vergiften muß zu jenen Zeiten sehr häufig gewesen seyn, daß man so gar eine solche Einrichtung deßwegen treffen mußte. Der schlechte Zustand der Moral in jenem Zeitpunct erhellet auch daraus deutlich, daß man bey einem angesehenen Manne, der plötzlich oder an einer ungewöhnlichen Krankheit starb, gemeiniglich eine Vergiftung vermuthete. Leute, die sich ihrer eignen lasterhaften Gemüthsart bewußt sind, pflegen gern andere in Verdacht zu haben. Der Dauphin, der Sohn Franciscus des Ersten in Frankreich, ein Prinz von 18. Jahren,

*) Carta de Foresta Cap. 6.

Jahren, der sich im Spielen erhitzt hatte, that einen Trunk von eiskaltem Wasser, und starb in 5. Tagen am Seitenstechen. Dieser Tod war zwar sehr plötzlich, aber auch sehr natürlich. Dem ungeachtet war der Verdacht einer Vergiftung allgemein; und Montecuculi, der den Prinzen begleitet hatte, wurde förmlich zum Tode verdammt, und deßwegen hingerichtet; und zwar aus keiner beßern Ursache, als weil er zu allen Zeiten einen freyen Zutritt bey dem Prinzen hatte.

Es scheinet bey dem schlechten Zustande der Moral, wo die ungeselligen Leidenschaften herrschen, die man bey den angeführten Scenen wahrnimmt, beynahe ein Wunder nöthig zu seyn, um das menschliche Geschlecht aus einer solchen Verwirrung wieder herauszuziehen. Allein die Vorsehung, wie schon oben *) bemerket worden, weis auch aus der Verwirrung eine Ordnung heraus zu bringen. Die unerträgliche Noth eines Zustandes, wo ein Versprechen, oder wohl gar ein Eid, ein seichter Grund ist, und wo alle wider einander sind, macht endlich den Leuten begreiflich, daß sie entweder der Gesellschaft ganz und gar entsagen, oder sich durch Unterdrückung ihrer ungeselligen Leidenschaften darzu geschickt machen müßten. Da die Menschen aus der Erfahrung gewahr wurden, daß die Befriedigung der geselligen Zuneigung die Grausamkeit und Rache weit übertrifft, so bemühten sie sich eine Regierung über sich selbst zu erlangen, und ihre stürmischen Leidenschaften einzuschränken. Man erkannte die Nothwendigkeit eine jede moralische Pflicht zu erfüllen: Die Menschen gaben dem Gewissen als der Stimme Gottes in ihren Herzen Gehör; und man unterwarf sich aufrichtig dem moralischen Gefühl als dem letzten Richter in allen Sachen des Rechts und Unrechts. Die heilsamen Gesetze und eine dauerhafte Regierung trugen vieles bey, diese

*) 2. Vers. 1.

diese herrliche Veränderung vollkommen zu machen: Die Privatüberzeugung alleine würde wenigstens in vielen Jahrhunderten dieses nicht gewirkt haben.

Aus dieser Veränderung ist das sogenannte **Völkerrecht** entstanden, worunter man gewisse Einrichtungen verstehet, die man nach dem moralischen Gefühl in seiner Reife gemacht hat. Die Gesetze unserer Natur werden eben so wie unsere Natur selbst nach und nach verfeinert. Es ist daher einer verbesserten Natur zuwider einen Feind mit kaltem Blute zu tödten, ob es gleich noch während der herrschenden Unmenschlichkeit gewöhnlich ist. Man hält es für schändlich, vergiftete Waffen zu brauchen, ob sich gleich das moralische Gefühl ein wenig widersetzte, so lange noch der Haß und die Rache die herrschenden Leidenschaften waren. Der Haß gegen Fremde verändert seinen Gegenstand, und wird von einzeln Personen gegen eine Nation, die unser Feind ist, gerichtet: Ich habe eine Feindschaft gegen Frankreich; aber keinen Mißfallen an einem Franzosen, indem ich weis, daß es die Pflicht der Unterthanen ist ihrem Könige und Vaterlande zu dienen. *) Wir machen bey der Verwaltung der Gerechtigkeit keinen Unterschied zwischen Einheimischen und Fremden: Und wenn man ja noch eine Partheylichkeit beobachtet, so geschieht es zum Besten des hülflosen Fremden.

Allein die Grausamkeit ist nicht die einzige Gegnerinn der Moralität; es ist noch eine andere, die zwar weniger gewalt-

*) Bey einer von unsern übel veranstalteten Landungen in Frankreich, während des letztern Krieges, sah man ein merkwürdiges Beyspiel der Menschenliebe, indem man eine Fabrik von Segeln und Tauen, die dem Könige gehörte, deswegen nicht verbrannte, weil man selbst ein anstossendes Gebäude von eben der Art, welches einem Privatfabrikanten gehörte, würde zu Grunde gerichtet haben.

gewaltthätig aber viel listiger und untergrabender ist, nemlich die Begierde zu sammlen. Ehe das Geld eingeführet wurde, war diese Begierde ausnehmend schwach. In dem ersten Stande der bürgerlichen Gesellschaft sind die Menschen mit den bloßen Bedürfnissen zufrieden; und da sie diese im Ueberflusse haben, so denken sie nicht daran, sich wider den Mangel zu verwahren. Allein das Geld ist eine Gattung des Eigenthums, welche so allgemein im Gebrauche und so dauerhaft am Werthe ist, daß es die Begierde zu sammlen, leicht erreget. Die Liebe zum Gelde erwecket den Fleiß; und die vielen schönen Producte des Fleißes, als prächtige Häuser, schöne Gärten, und reiche Kleider, reitzen die Begierde bis aufs äusserste. Im dreyzehnten Jahrhunderte wurde das moralische Gefühl durch die Raubbegierde und den Geiz so verdunkelt, daß man den Strassenraub und das falsch gemünzte Geld in Deutschland für Vorrechte großer Herren hielt. Eben so findet man auch in dem Eingange von mehr als einem Gesetze Heinrichs VII. daß der Meineyd in der Stadt London besonders unter den geschwornen Richtern sehr gewöhnlich war. In dem Todtentanze, der unter des besagten Königs Regierung nebst Zusätzen, die den englischen Sitten angemessen sind, aus dem Französischen übersetzt war, wird ein Richter eingeführt, der um der Bestechungen willen oft ein falsches Urtheil gesprochen hatte. Und der Oberrichter war oft im Verdacht einer Theilnehmung an diesem Verbrechen, weil immer Personen von schlechtem Character, wieder als geschworne Richter kamen. Carew in seiner Nachricht von Cornwall, saget, daß es in der Rechnung eines Sachwalters ein gewöhnlicher Artikel gewesen sey pro amicitia vicecomitis etwas anzusetzen. Man klagte ehemals sehr über den Meineyd der geschwornen Richter in der Stadt London. Stow erzählt, daß im Jahr 1468. viele Richter dieser Stadt gestraft, und

Papiere

Papiere auf ihre Köpfe gesetzt worden, worauf ihre Vergehung angezeigt gewesen, daß sie sich von den Partheyen des Processes bestechen lassen. Er klagt über diese Bestechung, als über eine unter der Regierung der Elisabeth, da er seine Nachricht von London schrieb, sehr gewöhnliche Sache. Fuller erwähnt es als ein Sprichwort, „daß die Londoner Richter halb henken, und halb lossprechen.“ Grafton sagt in seiner Chronik, daß, als der Canzler des Bischoffs von London, wegen eines Mords verklagt worden, der Bischoff einen Brief an den Cardinal Wolsey geschrieben, und ihn um seine Vermittelung gebeten habe, daß man die Untersuchung nicht weiter fortsetzen möchte, „weil die Londoner Richter so bestochen wären, daß sie den Abel wegen einer Ermordung Cains als schuldig erkennen würden.“ In jenem Zeitpuncte, waren die Sitten der Engländer in allen Stücken ausnehmend ausschweiffend. Wir ersehen aus den Annalen des Strypes, daß man in der Grafschaft Sommerset alleine vierzig Personen in einem Jahre wegen Rauberey, Diebstahl und anderer Verbrechen hingerichtet, fünf und dreißig an der Hand gebrandmarkt, sieben und dreißig gestäupet, ein hundert und drey und achzig losgesprochen habe, ob sie gleich die gottlosesten und verwegensten Leute gewesen; und doch wäre der fünfte Theil, der in jener Grafschaft begangenen Verbrechen entweder mit List der Missethäter, oder aus Trägheit der Obrigkeit, oder aus thörichter Gelindigkeit des Volks, nicht vor Gericht gebracht worden; daß andere Grafschaften in keinem bessern, und viele in einem schlimmern Zustande wären; und daß gemeiniglich drey oder vier hundert starke Herumlaufer in jeder Grafschaft wären, die vom Raube und Diebstahl lebten. Harrison rechnet, daß man unter der Regierung Heinrichs VIII. zwey und siebenzig tausend Diebe und Schelme gehenkt habe,

habe, und daß man zur Zeit Elisabeths jährlich nur gegen drey oder vier hundert wegen Rauberey und Diebstahl gehenkt habe. Gegenwärtig werden wegen dieser Verbrechen nicht vierzig in einem Jahre gehenkt. Eben dieser Schriftsteller berichtet, daß man unter der Regierung Elisabeths auch zehntausend Zigeuner in England gerechnet habe. Im Jahr 1601. wurden im Parlament wegen der Raubbegierde der Friedensrichter Klagen geführt; und ein Mitglied sagte, daß diese Obrigkeit ein Thier wäre, welches gegen ein halbduzend Hühner wohl ein Duzend Strafgesetze erlassen würde. Die Leute zu Whida in Guinea sind ebenfalls zu stehlen sehr geneigt. Bosman hörte vom Könige, daß seine Unterthanen noch nicht gleich wären den Einwohnern zu Ardrah, die bey dem geringsten Verdachte einen Europäer vergifteten. Dieses, sagte er, dürft ihr hier nicht befürchten; aber nehmet nur eure Güter in Acht; indem meine Leute zum Stehlen so geschickt sind, daß sie euch bestehlen werden, wenn ihr darauf sehet." Die Caribäer, welche keine andere als die natürlichen Bedürfnisse kennen, wundern sich über den Fleiß der Europäer, den Reichthum zu sammlen. Man höre nur, wie einer von ihnen darüber mit einem Franzosen in folgenden Worten redet: „Wie elend bist du, daß du deine Person den verdrießlichen und gefährlichen Reisen aussetzest, und dich durch die Bekümmerniß wegen der Zukunft unterdrücken läßt! Eine unordentliche Begierde nach Reichthum ist dein Verderben: und doch marterst du dich eben so sehr, die Güter, die du erworben hast, zu erhalten, als noch mehr zu erlangen. Die Furcht vor der Beraubung oder Schiffbruch läßt dir keinen ruhigen Augenblick geniessen. Auf diese Weise wirst du in deiner Jugend alt, dein Haar wird grau, deine Stirne runzlich, tausend Krankheiten plagen deinen Körper und tausend Unglücksfälle

umge-

umgeben dein Herz, und du fährest mit schmerzlicher Eilfertigkeit ins Grab. Warum bist du nicht mit dem zufrieden, was dein eigen Land hervorbringt? Warum verachtest du nicht das Ueberflüßige, wie wir es verachten?“

Jedoch der Gott der Natur hat uns zur Verhinderung der geitzigen Begierde, welche das Verderben der bürgerlichen Gesellschaft ist, zween wirksame Gründe, nämlich das moralische Gefühl und die Empfindung des Eigenthums gegeben. Die geitzige Begierde zu sammlen, wird zwar durch die schönen Producte in dem Wachsthume der Kunst immer mehr und mehr gereitzet; aber auf der andern Seite haben die erwähnten Empfindungen, wenn sie zur Reife gelangen, einen befehlenden Einfluß über die Handlungen der Menschen; und sie sind in einer guten Regierung, wenn sie unterhalten werden, ein hinlängliches Gegengewicht wider die Begierde Schätze zu sammlen. Die alten Egyptier genossen viele Jahrhunderte die Wohlthat einer guten Regierung, und die moralischen Gründe wurden unter ihnen zu einem größern Grade der Verfeinerung, als jetzt in unsern Gerichtshöfen, gebracht. Es war die Pflicht eines jeden, denjenigen, die ungerechter Weise angegriffen wurden, zu Hülfe zu eilen; und hiervon waren nicht einmal Durchreisende ausgenommen. Eine Verordnung unter ihnen, daß niemand wegen einer Schuld konnte ins Gefängniß gesetzt werden, war ihren Gesetzen und Sitten vollkommen angemessen; dieses hätte auch unter keinem andern, als einem redlichen und arbeitsamen Volke statt finden können. In dem alten Rom, ob es gleich wegen Mäßigkeit und Strenge der Sitten merkwürdig war, konnte ein Schuldner eingezogen, und sogar als ein Sclav zur Bezahlung der Schuld verkauft werden; allein die Patricier waren die Gläubiger, und die armen

Plebeier wurden in erbärmlicher Unterwürfigkeit gehalten. *) Die Mäßigung der Einwohner zu Hamburg,

*) Ein banquerottirter Kauffmann in England, der drey Viertheil von seiner Schuld bezahlt, und ein Zeugniß wegen seines guten Verhaltens bekömmt, wird von allen seinen Schulden, die er vor seinem Banquerot gemacht hat, losgesprochen. Eine solche Verordnung war vielleicht zu der Mäßigkeit und Sparsamkeit der damaligen Zeit, da sie gegeben wurde, nicht unschicklich. Allein der Luxus und der äusserliche Staat sind jetzt unsere herrschenden Leidenschaften geworden; und wir suchen zur Befriedigung unserer Ausschweifungen auf alle Weise Geld zu erlangen. Der Handel besonders ist in eine Art von Spiel ausgeartet; und die Menschen wagen alles in der Hoffnung eines glücklichen Zufalls, um sich über ihre Nachbarn zu erheben. Und wenn sie nur ihr eigen Vermögen aufs Spiel setzten, so wäre der Fall noch nicht so beklagenswürdig. Allein sie wagen alles, was sie auf Credit bekommen können; und auf diese Weise bringen sie manche unschuldige Familie an den Bettelstab, und sie selbst kennen das schlimmste davon, welches darinne besteht, daß sie sich durch ein Zeugniß von ihren Schulden reinigen. Die Sitten unserer Leute sind in der That so schlecht, daß sie die strengsten Gesetze wider den Banquerot erfodern. Wenn ein Mensch eine Summe borget, so wird auch in den Tractat gesetzt, daß alle seine gegenwärtigen und zukünftigen Effecten dem Gläubiger offen stehen sollen; daher ist es offenbar der Gerechtigkeit zuwider, daß ein Gläubiger seinen Schuldner ohne erlangte völlige Bezahlung loslassen soll. Viele Schuldner verdienen zwar eine Nachsicht; aber man sollte dieses der Menschenliebe der Gläubiger überlassen, und sie nicht durch ein Gesetz von ihnen erzwingen. Der Schuldner kann auch ganz sicher der Leutseligkeit seiner Gläubiger überlassen werden; denn wofern er seine Sache mit der genauesten Redlichkeit, und mit einiger Klugheit geführt hat, so wird kaum ein hartnäckiger Mensch seyn, der sich den gütigen und löblichen Absichten seiner Mitgläubiger widersetzen sollte. Ja wenn er noch

einiger

burg, und ihr Patriotismus, der durch eine freye Regierung lebhaft erhalten wird, bewahren die Moralität unter ihnen völlig vor Flecken oder Verderben. Ich gebe ein berühmtes Beyspiel davon. Ein jeder Kauffmann legt an statt einer Taxe auf seinen Handel oder Vermögen, so viel in geheim in die öffentliche Casse, als er glaubt, daß er dazu beytragen muß: die ganze Summe ist selten unter der Erwartung; und unter dem großen Haufen von Menschen, hat man nicht einen in Verdacht, daß er weniger als seinen Antheil beytrage. Allein der Luxus ist in dieser Stadt noch nicht eingerissen. Ein nicht günstiges Clima, und ein ziemlich unfruchtbarer Boden brachte die Schweitzer zur Mäßigkeit und Tugend. Der Patriotismus blieb ihre herrschende Leidenschaft: sie sind zum Dienste ihres Vaterlandes bereit; und sind gegen einander ehrlich und treu; ein Proceß ist unter ihnen ein Wunder, und eine Thür wird selten als zur Abhaltung der Kälte verschlossen.

Die schädlichen Wirkungen der Begierde zu sammlen in einzelnen Personen bedeuten wenig, wenn man sie

 mit

einige Achtung gegen einen Character hat, so waget er es nicht einmal sich zu widersetzen; man würde ihn für ein Ungeheuer halten, und jedermann würde ihn verabscheuen. Ja es würde die heilsamsten Wirkungen hervorbringen, wenn man einen banqurottirten Kauffmann auf diese Weise der Gnade seiner Gläubiger überließe. Es würde die Menschen ermuntern, in ihrem Handel gerecht zu seyn, und dem Spiele, welches dem Credit so nachtheilig ist, ein Ende machen; weil eine schlechte Aufführung, besonders in diesem Stücke, alle Gläubiger wider einen Schuldner aufbringen, und ihm keine Hoffnung zu einiger Nachsicht übrig lassen würde. Diesem zufolge wurde auch in dem letztern Bankerotmandate für Schottland die Clausel wegen eines Zeugnisses weislich ausgelassen, als eine Sache, die den verderbten Sitten der gegenwärtigen Zeiten gar nicht angemessen ist.

mit ihrem giftigen Einflusse auf das Publicum in jedem Staate vergleichet, der sich durch Eroberung oder Handel bereichert hat; welches ich bereits mehr als einmal erwähnt habe. Uebermäßige Reichthümer, die ungleich ausgetheilt sind, vermehren die künstlichen Bedürfnisse über alle Gränzen, sie rotten den Patriotismus aus; sie nähren die Schwelgerey, Wollust und den Eigennutz, die gemeiniglich auf Unkosten der Gerechtigkeit und Ehre befriediget werden. Die Athenienser wurden bald durch den Reichthum verdorben, und demselben alles unterwürfig gemacht. „Es ist kein Orakel, sagt der Chorus in dem Agamemnon des Aeschylus, welcher nicht mit Gelde erkauft wird.“ Während der Kindheit einer Nation herrschet das Laster aus Schwäche des moralischen Gefühls; und in der Abnahme einer Nation herrschet es um eines verderblichen Reichthums willen.

In einem kleinem Staate ist gemeiniglich viele einheimische Tugend, und viele auswärtige Gewaltthätigkeit. Die Römer waren gegen ihre Nachbarn verderblicher als die Hungersnoth und die Pest; allein der Patriotismus verursachte bey ihnen eine große einheimische Redlichkeit. Ein Eyd, der zur Bestätigung einer Verbindung mit einem Nebenbürger geschah, war unverletzlicher in Rom, als in einem jeden andern Theile der Welt. *) Das Amt eines Censors kann nur unter einem tugendhaften Volke statt finden; weil die Belohnungen und Strafen desselben nur bey denen einen Einfluß haben, die sich des Lasters schämen. Sobald als der asiatische Ueberfluß und Luxus in Rom herrschend wurden, so machten der Eigennutz, die Wollust und der Geitz den Character der Römer aus; und das Ansehen eines Censors hatte ein Ende. Es erfolgte eine solche Vernachläßigung der Sitten, daß man ein Gesetz geben muß-

*) l' Esprit des loix liv. 8, ch. 13.

mußte, worinne verboten wurde, die Aufsicht über ein Kind, aus Furcht der Ermordung, einem Erben aufzutragen. Und um dieser Ursache willen hielt man es für unerlaubt einen Vertrag de haereditate viventis zu machen. Diese Verordnungen zeigen deutlich, daß die Römer äusserst verdorben gewesen sind. Unser Gesetz ist in beyden Stücken unterschieden, weil es nicht eben diese schlimme Meynung von dem Volke hat, welches dadurch regieret wird. Domitius Aenobarbus und Appius Pulcher waren im Jahr 699. nach Erbauung der Stadt Rom Consuls; und Memmius und Calvinus waren Candidaten, um ihnen in diesem Amte zu folgen. Es wurde unter diesen vier würdigen Männern festgesetzt, daß sie sich einander beystehen wollten. Die Consuls machten sich anheischig die Wahl des Memmius und Calvinus zu befördern: und diese unterschrieben dagegen einen Vertrag und verbanden sich unter der Strafe von 3000. Pf. Sterlings, daß sie drey Augurs verschaffen wollten, welche bezeugen sollten, daß sie in den Comitien zugegen gewesen, da man ein Gesetz gemacht habe, welches den Consuls das militärische Commando in ihren Provinzen zuerkenne; und auf gleiche Weise machten sie sich anheischig, drey Personen von Consularischem Range zu stellen, um auszusagen, daß sie nicht allein in dem Senate zugegen, sondern auch wirklich unter der Anzahl derer gewesen, die eine Verordnung unterzeichnet hätten, welche den Consuls die gewöhnlichen proconsularischen Vorrechte ertheilte. Und dem ungeachtet waren das vermeynte Gesetz der Comitien und der Schluß des Senats bloße Erdichtungen, wovon man niemals gesprochen hatte. So schändlich diese Unterhandlung war, so schämte sich doch Memmius nicht, dieselbe dem Senate zur Erreichung einer politischen Absicht bekannt zu machen. Und dennoch blieb Memmius in einem beständigen Briefwechsel und vertrauten Freundschaft mit dem Cicero. Allein die Macht

und der Reichthum waren damals herrschende Leidenschaften; und die Grundsätze der Moral wurden wenig geachtet.

Es ist nicht nöthig zu läugnen, daß der Eigennutz, die Wollust und der Geitz in England eben sowohl als in einem jeden andern Lande, die Früchte des großen Reichthums seyn müssen; und das die Moralität ihr Ansehen wider solche untergrabende Gegner nicht behaupten kann. Die Zollhauseyde sind unter uns so gewöhnlich geworden, daß man sie ohne ein verstelltes Gesicht ablegt; und ist es nicht gewiß, daß die Bestechung und der Meineyd bey der Wahl der Parlamentsglieder sich eben diesem kaltsinnigen Zustande nähern? In der Kindheit der Moral macht ein Versprechen nur einen geringen Eindruck; und es ist gemeiniglich zu seiner Verstärkung mit vielen Feyerlichkeiten begleitet; und bey Tractaten zwischen Monarchen sind sogar diese Feyerlichkeiten noch nicht hinreichend, um sich darauf ohne einen feyerlichen Eyd zu verlassen. Wenn die Moralität zu ihrer Reife gelangt, so wird dieser Eyd für unnöthig gehalten, und gegenwärtig ist die Moralität in einer solchen Abnahme, daß man sich auf einen feyerlichen Eyd nicht mehr verläßt, als man anfänglich einem bloßen Versprechen trauete. Man hat zwar Gesetze gemacht, um dieses unmoralische Verfahren zu verhindern, aber vergeblich; weil nur den Patrioten daran gelegen ist sie zu unterstützen; und wenn der Patriotismus durch ein allgemeines Verderben vertrieben wird, so ist keine Triebfeder in der Regierung mehr übrig um sie in Gang zu setzen. Die Verordnung wider das Spielen, wider die Bestechung bey den Wahlen, haben bey einem verderbten Volke kein Ansehn. Man denkt auf nichts anders, als wie man den Geldstrafen entgehen will; und gesetzt, man wollte neue Verordnungen zur Verhütung der bekannten Ausflüchte machen, so werden

immer

immer neue Ausflüchte an ihrer Stelle hervorkommen. Das Schlimmste ist, daß solche Gesetze, wenn sie mislingen, niemals in Absicht auf die Folgen unschuldig sind: indem für die Moralität und den Patriotismus nichts verderblicher ist, als eine Gewohnheit, die Gesetze unsers Landes nicht zu achten. *)

Allein der Stolz mischet sich bisweilen glücklicher Weise darein, um die Fluth des Verderbens aufzuhal-

 ten.

*) Das Lügen und der Meineyd sind nicht in einem jeden Falle gleich strafbar; wenigstens werden sie nicht gemeiniglich so davor gehalten: Das Lügen oder der Meineyd wird alsdann, wenn es zur Beleidigung eines Menschen geschieht, für höchst strafbar gehalten; und je größer der Schaden ist, desto größer ist auch das Verbrechen. Sehr wenige bedenken sich wegen einer Lügen, um sich von der Strafe zu befreyen: die Aufrichtigkeit wird nicht einmal erwartet; und daher rühret die Gewohnheit der Tortur. Viele Menschen sind wegen eines Eydes eben nicht sehr bekümmert, wenn sie keine andere Aussicht haben, sich Gerechtigkeit zu verschaffen; die Jacobiten trugen kein großes Bedenken, um ihre Freyheiten als Unterthanen nicht zu verliehren, der gegenwärtigen Regierung einen Eyd zu leisten, ob es gleich bey ihnen Meineyd war. Es ist gefährlich, in dem moralischen Gebäude den kleinsten Pflock heraus zu ziehen; weil das Ganze wanken und fallen wird. Die Menschen kriechen nach und nach zum Laster. Der Meineyd ist zur Rettung eines Freundes seit kurzem sehr gewöhnlich geworden; ein Zeugniß davon sind die erdichteten Eigenschaften bey den Erwählern der Parlamentsglieder, daß deswegen niemand für schlimmer gehalten wird. Wir müssen uns nicht selbst schmeicheln, daß das Gift nicht weiter reichen werde; ein Mensch, der bey einem Meineyde nicht furchtsam ist, um einem Freunde zu dienen, wird mit der Zeit so fertig darinne werden, daß er auch einen Meineyd begehet, um einem Freunde zu schaden, wenn er sein Feind wird.

ten. Die Armen schämen sich nicht eine Bestechung von den Reichen anzunehmen, und schwache Staaten nehmen von den mächtigern, die so genannten Subsidien oder Pensionen. Sowohl Frankreich als England haben die Gewohnheit gehabt, sich der Allianz einiger auswärtigen Fürsten durch Pensionen zu versichern; und es ist natürlich, daß die Minister solcher besoldeter Fürsten ebenfalls etwas zu ihrer Befriedigung bekommen, damit sie ihre Herren in ihrer Verbindung erhalten. England ist niemals so niedrig gegen Frankreich gewesen, daß sein König eine Pension hätte annehmen dürfen, was auch nur immer für Unterhandlungen zwischen den Königen selbst mögen gewesen seyn. Allein die Minister von England hielten es für keine Schande, von Frankreich Pensionen anzunehmen. Ein jeder Minister Eduards des IV. in England bekam eine Pension von Ludwig den XI.; und sie trugen kein Bedenken darüber eine Quittung auszustellen. Der alte Graf von Warwick, sagt Commines, war die einzige Ausnahme; er nahm das Geld, aber er verweigerte den Empfangschein. Der Cardinal Wolsey hatte eine Pension von dem Kaiser und dem Könige von Frankreich, und sein Herr war stolz darauf, daß sein Minister von den ersten Mächten in Europa so sehr geachtet würde. Während der Regierungen Carls des II. und seines Bruders Jacobs, machte England eine so verächtliche Figur, daß die Minister von Ludwig den XIV. Pensionen annahmen. Ein König ohne Tugend ist niemals wohl bedient worden. Der König Carl nahm schändlicher Weise eine Pension von Frankreich: Warum sollten es nicht auch seine Minister thun? Britannien, welches von einem vorzüglich tugendhaften und patriotischen Könige regieret wird, macht gegenwärtig eine sehr große Figur, daß so gar der niedrigste Minister sich schämen würde, eine Pension von einem fremden Fürsten anzunehmen. Die Menschen waren ehemals

so

so blind, daß sie nicht sahen, wie eine Pension bey einem Minister eine Neigung wider seinen Herrn und sein Vaterland erwecket. Gegenwärtig sind die Menschen so scharfsichtig, um deutlich zu sehen, daß eine fremde Pension bey einem Minister nicht besser ist, als eine Bestechung, und jedermann wird es dafür ansehen.

Bey einer Nation, die sich durch Eroberung oder Handel bereichert hat, wo die eigennützigen Leidenschaften allezeit herrschen, ist es schwer den Strom der bösen Sitten aufzuhalten: Die Abnahme der Tugend kann durch heilsame Verordnungen verzögert werden; aber keine Verordnungen werden sie jemals wieder zu ihrer höchsten Stärke wiederherstellen. Marcus Aurelius, der römische Kaiser, ließ allen tapfern Männern, die sich in dem deutschen Kriege hervorgethan hatten, Statuen setzen. Es ist in China lange gewöhnlich gewesen, vorzüglich tugendhafte Personen dadurch zu ehren, daß man sie auf Kosten des Kaisers jährlich bewirthet hat. Einer von den letztern Kaisern machte eine Verbesserung: Er ließ sich jährlich von Männern und Weibern Berichte schicken, die bey ihrem Leben wegen des Patriotismus oder Privattugend merkwürdig gewesen waren, um ihrem Andenken öffentliche Denkmale setzen zu lassen. Der folgende Bericht ist einer von vielen, die man an den Kaiser geschickt hatte. „Nach dem Befehl Eurer Majestät, zu Errichtung der Denkmale zu Ehren der Frauenzimmer, die wegen ihrer Keuschheit, glücklicher Liebe, oder Reinigkeit der Sitten berühmt gewesen sind, berichtet der Gouverneur von Canton, daß in der Stadt Sinhoei, eine schöne junge Frau, mit Namen Leang, ihr Leben zur Rettung ihrer Keuschheit aufopferte. Im funfzehnten Jahre, unseres Kaisers Canghi, wurde sie von Seeräubern in ihr Schiff geschleppt; und da sie kein ander Mittel hatte ihrer viehischen Begierde zu entgehen, so warf sie sich über Hals und Kopf in die See. Da

wir nun glauben, daß es ein nachahmungswürdiges Exempel sey, wenn man die Ehre dem Leben vorzieht, so sind wir Willens nach dem Befehl Eurer Majestät für dieses junge Frauenzimmer einen Triumphbogen zu errichten, und ihre Geschichte in einem großen Steine eingraben zu lassen, damit sie in beständigem Andenken erhalten werde." Unter dem Berichte ist geschrieben, der Kaiser billiget es. Es ist zu bedauern, daß solche Verordnungen mißlingen, indem ihre Absicht vortreflich ist. Allein es würde Engel erfodern um sie in Ausübung zu bringen. Eine jede Abweichung von einer jeden Auswahl schwächet sie; und häufige Abweichungen machen sie gar zu einen lächerlichen Gegenstand. Aber wie soll man die Abweichung verhindern, da die Menschen Richter sind? Diejenigen, welche die Belohnungen austheilen, werden ihre Freunde vorziehen, und sie werden die Leute von größerm Verdienste übersehen. Solche Verordnungen gerathen eben so, wie die Macht des Censors in Rom, nach vielen Mißbräuchen, in Verachtung.

Zweene Irrthümer, welche die Moralität in den finstern Zeiten verhinderten, haben viel Ungerechtigkeit veranlaßt; und ich weis noch nicht gewiß, ob sie jetzt gänzlich ausgerottet sind. Der erste Irrthum ist eine Meynung, daß eine Handlung, ohne Absicht auf den Vorsatz, ihre Eigenschaft des Rechts und Unrechts von dem Ausgange bekömmt. Der andere Irrthum ist, daß der Endzweck die Mittel rechtfertiget; oder mit andern Worten, daß die sonst unerlaubten Mittel rechtmäßig können gebraucht werden, um einen guten Endzweck hervorzubringen. Ich werde den gegenwärtigen historischen Versuch mit einer Nachricht von diesen zweenen Irrthümern beschließen.

Es ist bereits in dem ersten Theile des gegenwärtigen Versuchs deutlich gezeigt worden, und wird jetzt von einem jeden moralischen Schriftsteller zugestanden, daß

der

der Vorsatz der Umstand ist, der eine Handlung und ihren Urheber darzu bringt, daß er strafbar oder unschuldig ist. Allein rohe und barbarische Nationen führen ihre Gedanken selten weiter, als was unter ihre äusserlichen Sinne fällt: Sie machen den Schluß, daß eine Handlung recht sey, die vielleicht etwas Gutes hervorbringt, und daß eine Handlung unrecht sey, die zufälliger Weise Schaden verursacht; und sie denken niemals an die Bewegungsgründe, an den Willen, Vorsatz oder an den Umstand, der ihnen nicht vor Augen ist. Man sieht aus vielen Stellen des alten Testaments, daß man auf die äusserliche Handlung und ihre Folgen allein Achtung giebt. Isaac, der seinen Vater Abraham nachahmte, gab seine Frau Rebecca für seine Schwester aus. Abimelech, König der Philister, der den Betrug entdeckt hatte, sagte zu Isaac: „Warum hast du denn uns das gethan? Es wäre leicht geschehn, daß jemand vom Volke sich zu deinem Weibe gelegt hätte; und hättest also eine Schuld auf uns gebracht.“ *) Jonathan wurde wegen Uebertretung eines Verbothes, wovon er niemals etwas gehört hatte, zum Tode verdammt. **) Eine Sünde der Unwissenheit, das ist, eine Handlung, die ohne bösen Vorsatz geschehn war, erfoderte ein Sündopfer. ***) Saul fiel nach seiner Niederlage von den Philistern in sein eigen Schwerdt: Da aber die Wunde nicht tödlich war, so beredete er einen jungen Amalekiter, sein Schwerdt auszuziehen, und ihn damit zu tödten. Josephus †) sagt, daß David den Verbrecher der Obrigkeit als einen Königsmörder habe überliefern lassen.

Die

*) 1. B. Mos. C. XXVI.

**) 1. Sam. C. XIV. 44.

***) 3. B. Mos. C. IV.

†) lib. III. Ant.

Die Griechen scheinen wegen des Vorsatzes sehr wankelmüthig gewesen zu seyn, indem sie ihn bisweilen zu einem Verbrechen für wesentlich gehalten, und ihn bisweilen auch als einen Umstand von keiner Wichtigkeit angesehen haben. Man findet von diesen widersprechenden Meynungen starke Beweise in den zwoen Tragödien vom Oedipus; indem es die erste für erwiesen annimmt, daß ein Verbrechen gänzlich in der äusserlichen Handlung und ihren Folgen besteht; die andere aber den Vorsatz für unumgänglich nöthig hält. Oedipus hatte seinen Vater Lajus getödtet, und seine Mutter Jokasta geheirathet; aber ohne eine strafbare Absicht, indem er seine Verwandschaft mit ihnen nicht wußte. Und doch erzählet uns die Geschichte, daß die Götter die Thebaner mit der Pest gestraft hätten, weil sie einen so strafbaren Bösewicht hätten leben lassen. Sophocles, der Verfasser beyder Tragödien, leget dem Propheten Tiresias folgende Worte in den Mund. „Wisset demnach, daß Oedipus, der sich mit denen, die er liebt, ohne Wissen seiner Vergehung, in einem schändlichen Bande vereiniget hat, der schuldigste unter allen ist.“ Diese Lehre wird in einer spätern Zeit vom Aristoteles angenommen, welcher, indem er den Oedipus für höchst strafbar hält, die Meynung heget, daß niemals eine schicklichere Materie zu einer Tragödie sey auf die Bühne gebracht worden. Ja er spricht als ein Philosoph ganz frey von einem unwillkührlichen Verbrechen. Orestes bey dem Euripides, erkennet sich selbst bey der Ermordung seiner Mutter für schuldig; und doch behauptet er zu eben der Zeit, daß sein Verbrechen unvermeidlich, nothwendig und von der Religion anbefohlen gewesen sey.

In dem Oedipus Coloneus, als der andern erwähnten Tragödie, wird ein sehr verschiedner Satz behauptet. Dieser unglückliche Mann wird nach gesunden moralischen Grundsätzen vertheidiget, daß, weil er keine böse Absicht gehabt, er völlig unschuldig sey, und daß man sein Un-

glück dem Zorne der Götter zuschreiben müsse. Die Zuhörer waren bey beyden Tragödien eben dieselben. Glaubten sie etwa, daß Oedipus in der einen Tragödie schuldig, und in der andern unschuldig wäre? Glaubten sie es nicht, wie konnten sie denn an beyden Tragödien einen Geschmack finden? Glaubten sie es aber, so müssen sie außerordentlich einfältig gewesen seyn.

Die Statuen eines römischen Kaisers wurden für so unverletzlich gehalten, daß es schon ein Hochverrath war, wenn man gegen dieselben die geringste Verachtung merken ließ. Diese lächerliche Meynung wurde soweit getrieben, daß sich ein Mensch des Hochverraths schuldig machte, wenn ein Stein, den er geworfen hatte, zufälliger Weise eine von diesen Statuen berührte. Und dieses Gesetz blieb so lange in seiner Kraft, bis es durch den Severus Antoninus abgeschafft wurde. *)

In England achtete man so wenig auf den Vorsatz, daß ein zufälliger Todtschlag zu seiner Selbstvertheidigung mit dem Leben bestraft wurde. Es gehört ein starkes Zeugniß darzu, um ein so abgeschmacktes Gesetz zu bestätigen; und ich habe das stärkste Zeugniß, nämlich, die LII. Akte Heinrichs des III., worinne die Todesstrafe in einen Verlust der beweglichen Güther verwandelt wird. Eben dieser grobe Fehler dauerte noch viel länger, um in Schottland ein Gesetz zu seyn. Nach der XIX. Parlamentsakte im Jahr 1649. und in der erneuerten XXII. Parlamentsakte im Jahr 1661. ist die Todesstrafe in Gefängniß oder Geldstrafe für die Frau und Kinder verwandelt. Es war in einer so späten Zeit eine außerordentliche Blindheit, daß man nicht merkte, wie ein Todtschlag zu seiner Selbstvertheidigung eine rechtmäßige Handlung sey, welche nach den strengsten Regeln der Moral gerechtfertiget wird, und einen Menschen der

Strafe

*) l. 5. ad leg. Iul. majest.

Strafe nicht mehr unterwirft, als die Vertheidigung seines Eigenthums wider einen Seeräuber; und daß ein zufälliger Todtschlag, nämlich ein solcher, der unschuldiger Weise und ohne bösen Vorsatz begangen wird, ihn der Vergütung, aber niemals weder einer gelinden noch harten Strafe, unterwerfen kann.

Die Jesuiten scheinen in ihren Lehren bey der äußerlichen Handlung stehen zu bleiben, und den Vorsatz nicht zu achten. Es ist bey ihnen eine völlig gleichgültige Sache, aus welchem Bewegungsgründe die Menschen den göttlichen Gesetzen gehorchen; und daß der Dienst derer, die aus Furcht der Strafe gehorchen, Gott eben so angenehm sey, als der Dienst derer, die aus dem Grunde der Liebe gehorchen.

Der andere oben erwähnte Irrthum ist, daß der Endzweck die Mittel rechtfertige. Zur Vertheidigung dieses Satzes führet man an, daß der Character der Mittel von dem Endzwecke herrühret, daß eine jede gute Handlung recht seyn muß, die zu einem guten Endzweck etwas beyträgt, und daß eine Handlung unrecht seyn muß, die eine böse Absicht befördert. Allein diejenigen, welche so urtheilen, sollten zuerst bedenken, ob dieser Schluß überhaupt sich auf die gegenwärtige Materie anwenden lasse. Die Vernunft ist der wahre Probierstein der Wahrheit und Falschheit; allein das moralische Gefühl ist der einzige Probierstein des Rechts und Unrechts; und wenn man behauptet, daß die Vernunft unsere Führerinn ist in der Beurtheilung des Rechts und Unrechts, so ist es eben so ungereimt, als wenn man behauptet, daß das moralische Gefühl unser Wegweiser ist in der Beurtheilung der Wahrheit und Falschheit. Das moraliche Gefühl saget uns, daß es unter keinem Vorwande erlaubt sey, eine ungerechte Handlung zu thun: und die Menschen,

wel-

welche sich bewußt sind, daß das moralische Gefühl in Sachen des Rechts und Unrechts regieret, unterwerfen sich diesen Vorschriften blindlings. Jedoch durch den Einfluß des erwähnten Schlusses begiengen die Menschen bey der Schwäche ihres moralischen Gefühls, sehr häufig ein Unrecht, um etwas Gutes dadurch zu bewirken; dieses bezeugen die vermeynten Wunder und erdichteten Schriften, welche eine jede Sekte der Christen wider ihre Gegner ohne Bedenken angeführet hat. Und ich bemerke es hier ungern, daß dieser Irrthum noch nicht völlig ausgerottet ist. Die Mißionarien, die man zur Bekehrung der Ungläubigen zum wahren Glauben brauchet, sind wegen der Mittel nicht so gewissenhaft; sie tragen kein Bedenken Wunder zu erdichten, um diejenigen zu bekehren, welche sich durch Gründe nicht bewegen lassen. Solche fromme Betrügereyen dienen nur zur Untergrabung des wirklichen Grundes der Moral.

Dritter Versuch.

Die Gründe und das Wachsthum der Theologie.

Da keine Art der Kenntniß weder an Würde noch Wichtigkeit der Theologie gleich kömmt, so sollte sie auch für einen jeden, der mit dem wahren Geschmacke und gründlicher Urtheilskraft begabt ist, das liebste Studium seyn. Von der Zeit an, da das Schreiben erfunden worden, hat die natürliche Religion unzählige Federn beschäftiget, und demungeachtet hat man noch in keiner Sprache eine vollständige Geschichte davon. Diese Arbeit übersteigt meine Fähigkeit; und ich mache deswegen nur einen geringen Versuch;

such; bey welchem es mir aber, so unvollkommen er auch ist, die größte Ehre seyn soll, wenn ein anderer von höhern Talenten zur Unternehmung einer so schweren Arbeit ermuntert wird.

Das erste Capitel.

Das Daseyn Gottes.

Man hat immer unter den verschiedenen Stämmen der Menschen allgemein geglaubt, daß es ein oder viele Wesen gebe, die mächtiger als die Menschen sind; ja man kann mit Recht sagen, daß man dieses, ungeachtet dessen, was man von einigen groben Wilden berichtet, allgemein geglaubt hat; indem die Berichte, welche der gemeinschaftlichen Natur des Menschen widerstreiten, auch geschicktere Bestätiger, als einige ungelehrte Reisende erfodern. Unter vielen wilden Stämmen findet man keine andern Worte, als zu den Gegenständen des äusserlichen Sinnes: ist es daher wohl zu verwundern, daß solche Leute nicht im Stande sind, ihre Religionsbegriffe, oder eine andere Vorstellung des innnerlichen Sinnes auszudrücken? und kann man aus ihrem Stillschweigen wohl vermuthen, daß sie keine solche Vorstellung haben? *) Die Meynung von dem Daseyn höherer

*) In der Sprache von Peru hat man nicht ein einziges Wort, um einen abstracten Begriff, als, Zeit, Dauer, Raum, Daseyn, Substanz, Materie, Körper, auszudrücken, und eben so mangelhaft ist diese Sprache in den moralischen Begriffen, als Tugend, Gerechtigkeit, Dankbarkeit ꝛc. Die Yameos, ein Stamm an dem Flusse Oroonoko, welche Condamine beschreibt, bedienen sich des Worts poettarraroincouroac, um die Zahl drey auszudrücken, und haben kein Wort zu einer größern Zahl. Die Sprache in Brasilien ist beynahe eben so arm an solchen Worten.

rer Mächte in jedem Lande, wo man Worte hat, es auszudrücken, ist so sehr bekräftiget, daß man sie auch unter den wenigen Stämmen, wo es an Worten fehlet, nach einem kräftigen Schlusse für erwiesen annehmen sollte. Sogar die gröbste Abgötterey ist bey mir ein Beweis von dieser Meynung. Es kann wohl keine Nation so viehisch seyn, die einen Block oder Stein blos als einen solchen anbetete. Man bildet sich allezeit ein, daß der sichtbare Gegenstand mit einer unsichtbaren Macht verbunden sey; und der Dienst, den man dem erstern erweiset, stellet den letztern vor, oder ist auf gewisse Art mit demselben verbunden. Eine jede Familie unter den alten Litthauern unterhielt eine wirkliche Schlange als einen Hausgott; und eben diese Gewohnheit ist noch jetzt unter den Negers in dem Königreiche Whidah allgemein, es ist aber nicht die Schlange, die man verehret, sondern eine Gottheit, von welcher man sich einbildet, daß sie sich darinne aufhalte. Die alten Egyptier waren gewiß nicht so einfältig, daß sie die göttliche Ehre einem Ochsen oder einer Katze, als solchen Thieren erwiesen, sondern sie verehreten dabey eine Gottheit, welche in diesen Thieren wohnte. Die Sonne ist dem Menschen ein sehr bekannter Gegenstand: Da sie oft durch Wolken verdunkelt wird, und während der Nacht ganz verschwindet, so begreift ein Wilder leicht, daß sie ein großes Feuer sey, welches bald helle brennt, bald dunkler wird, und bald gar auslöschet. Woher rühret nun der Sonnendienst, der ehemals unter den Wilden so allgemein war? Ganz deutlich, aus eben der Ursache; es ist nicht eigentlich die Sonne, die verehret wird, sondern eine Gottheit, von welcher man annimmt, daß sie in diesem Lichte wohne.

Nimmt man es nun als erwiesen an, daß unsere Meynung von höhern Mächten lang schon allgemein gewesen sey, so entsteht die wichtige Frage, von welcher

Ursache sie herrühre. Ein so allgemeiner und beständiger Glaube kann nicht vom Zufalle herrühren, sondern muß eine Ursache haben, die beständig und unveränderlich auf alle Menschen zu allen Zeiten wirket. Die Philosophen, welche glauben, daß die Welt ewig und selbstständig sey, und sich einbilden, daß sie die einzige Gottheit sey, ob sie gleich keinen Verstand habe, bemühen sich unsere Meynung von höhern Mächten aus dem Schrecken zu erklären, welches der Donner und andere elementarische Veränderungen bey den Wilden erwecken; und daraus schließen sie, daß ein solcher Glaube kein Beweis von einer Gottheit sey.

Der Mensch ist in seiner Kindheit ein hülfloses Geschöpf, und hat deswegen einen großen Antheil von Furcht bekommen. Die Wilden, welche bey den Ursachen und Wirkungen sehr unwissend sind, erschrecken bey jeder ungewöhnlichen Erscheinung, und nehmen sogleich zu einer bösen Macht als einer Ursache ihre Zuflucht. Halten nun die erwähnten Philosophen davor, daß der erste Begriff von Gott unter den Wilden durch die Furcht veranlaßt werde, so habe ich wider ihre Meynung nichts einzuwenden. Allein wenn sie glauben, daß solche Vorstellungen blos von der Furcht herrühren, und keine andere Ursache haben, so möchte ich gern wissen, aus welcher Quelle der Glaube herfließt, den wir von höhern gütigen Wesen haben. Die Furcht kann nicht die Quelle seyn: und man wird hernach sehen, daß, obgleich die Wilden zuerst böse Gottheiten erkannten, doch in dem Wachsthume der Gesellschaft das Daseyn wohlthätiger Gottheiten allgemein geglaubt wurde. Die Sache ist gewiß; und daher ist die Furcht nicht die einzige Ursache unsers Glaubens von dem Daseyn höherer Wesen.

Ueberdieses halte ich davor, daß man den Glauben sogar von den bösen Gottheiten, der ehemals unter allen

Stäm-

Stämmen der Menschen so allgemein war, nicht aus der bloßen Furcht erklären könne. Ich bemerke zuerst, daß es viele Menschen giebt, denen eine Finsterniß, ein Erdbeben, und sogar Donner und Blitz unbekannt sind: Egypten insbesondere, ein sehr abergläubisches Land, ist doch wenig oder gar nicht mit den beyden letztern Dingen bekannt, und solche Erscheinungen erwecken auch nicht bey einem jeden, der sie kennet, ein Schrecken. Die Allgemeinheit des Glaubens muß daher auch eine allgemeinere Ursache als die Furcht haben. Ich bemerke ferner, daß wenn dieser Glaube bloß auf der Furcht gegründet wäre, er nach und nach so, wie die Menschen in der Kenntniß der Ursachen und Wirkungen zunehmen, verschwinden würde. Man unterrichte einen Wilden, daß der Donner, eine Finsterniß, und ein Erdbeben aus natürlichen Ursachen herrühren, und keine Drohungen einer erzürnten Gottheit sind: so wird seine Furcht vor bösen Gottheiten verschwinden; und mit derselben auch sein Glaube, der nur bloß auf die Furcht gegründet ist. Allein die gerade entgegenstehende Meynung ist wahr: Denn so wie der menschliche Verstand zu seiner Reife kömmt, eben so wird auch unser Glaube von höhern Mächten oder von einer Gottheit immer fester und gewisser; welches in dem folgenden Capitel deutlich soll gezeigt werden.

Die Philosophen von erweiterten Einsichten und tiefern Scharfsinn, können vielleicht glauben, daß die Wirkungen der Natur, und die Regierung dieser Welt, welche einen Gott laut verkündigen, hinlänglich sind, den unwissenden Wilden die Augen zu öffnen, und sie zu überzeugen, daß ein Gott sey. Ich werde zur Verstärkung dieses Beweises eine Unterredung zwischen einem Grönländer und einem deutschen Missionair beyfügen, welche Kranz in seiner Geschichte von Grönland erwähnt. „Es ist wahr, sagt der Grönländer, wir waren unwissende Heyden, und wußten wenig von einem

Gott, bis ihr kamet. Aber ihr müßt euch nicht einbilden, daß kein Grönländer an diese Dinge denket. Ein Kajack *) mit allem seinen Zugehör, kann nur durch die Arbeit des Menschen daseyn; und einer, der es nicht versteht, kann es leicht verderben. Allein der geringste Vogel erfodert mehr Einsicht als das beste Kajack; und kein Mensch kann einen Vogel machen. Es wird noch mehr Einsicht erfodert einen Menschen zu machen: Von wem war er also gemachet? Er kam von seinen Eltern her, und diese wieder von ihren Eltern. Aber einige müssen doch die ersten Eltern gewesen seyn: Wo kamen diese her? Das gemeine Gerücht sagt, daß sie aus der Erde wuchsen: wenn diesem so ist, warum wachsen nicht jetzt die Menschen aus der Erde? Und woher kam die Erde selbst, die Sonne, der Mond, und die Sterne? Gewiß, es muß ein Wesen seyn, welches alle Dinge gemacht hat, ein Wesen, welches weiser ist, als der weiseste Mensch.“ Dieser Schluß von den Wirkungen auf die Ursachen ist mit großer Richtigkeit abgefaßt; und wenn alle Menschen eben so scharfsinnig wären als der Grönländer, so könnte vielleicht ein solcher Schluß hinreichend seyn, den Glauben von einer Gottheit zu erklären, der unter allen Wilden allgemein ausgebreitet ist. Allein ein solcher Scharfsinn ist eine seltene Eigenschaft unter den Wilden; und doch ist der Glaube von höhern Mächten allgemein, sogar unter den dümmsten Wilden, die gar keinen solchen Schluß wie unser Grönländischer Philosoph machen können. Die Naturgeschichte hat seit kurzem einen so schnellen Fortgang gemacht, und der Finger Gottes ist uns in den mannichfaltigen Werken der Natur so sichtbar, daß wir nicht leicht begreifen, wie sogar die Wilden unwissend seyn können: Allein es ist ein gewöhnlicher Fehler im Schlüssen, daß wir nach dem, was wir in

*) Ein Grönländisches Boot.

in uns selbst fühlen, von andern urtheilen. Ich nehme mir die Freyheit, um richtigere Begriffe von dem Zustande der Wilden zu geben, die Wogultzoi, ein Volk in Siberien, einzuführen, welches ein treffendes Gemälde von den Wilden in ihrem natürlichen Zustande darbiethet. Diese Leute wurden auf Befehl des Fürsten Gagarin, des Gouverneurs dieser Provinz, getauft; und Lorenz Lange in seiner Beschreibung einer Reise von Petersburg nach Pekin im Jahr 1715 giebt folgende Nachricht von ihrer Bekehrung. „Ich hatte die Neubegierde, sagt er, sie wegen ihres Gottesdienstes zu fragen, ehe sie die christliche Religion annahmen. Sie sagten, sie hätten einen Götzen, der auf einem Baume hienge, vor welchem sie niederfielen, die Augen gen Himmel aufhüben und mit lauter Stimme heuleten. Sie konnten nicht erklären, was sie durch Heulen verstünden; außer daß jedermann nach seiner Art heulte. Da sie gefragt wurden, ob sie bey dem Aufheben ihrer Augen gen Himmel wüßten, daß daselbst ein Gott sey, der alle Handlungen und sogar die Gedanken des Menschen siehet; so antworteten sie schlecht weg, daß der Himmel zu weit über ihnen sey, um zu wissen, daß daselbst ein Gott sey oder nicht; und daß sie keine andere Sorge hätten, als sich Essen und Trinken anzuschaffen. Man legte ihnen eine andere Frage vor, ob sie jetzt nicht mehr Zufriedenheit in dem Dienste des lebendigen Gottes hätten, als sie ehemals in der Finsterniß der Abgötterey gehabt; so antworteten sie, wir sehen eben keinen großen Unterschied; und wir bekümmern uns eben nicht viel um solche Sachen.“ Nun urtheile man, wie wenig solche unwissende Wilden fähig sind, von den Wirkungen auf ihre Ursachen zu schlüßen, und einen Gott aus den Werken der Natur auszuspüren. Man kann noch mit großer Gewißheit hinzusetzen, daß wenn man ihnen auch einen solchen Schluß einigermaßen begreiflich machen könnte, ihre Ueberzeugung doch so schwach und dunkel

seyn würde, daß sie dabey blieben, ohne sie zu einer Art von Gottesdienst zu bewegen; der demungeachtet unter den Wilden nebst dem Glauben von höhern Mächten von einem zum andern sich fortgepflanzt hat.

Nunmehr wollen wir diesen Beweis zusammen fassen. Da die Furcht eine ganz unzureichende Ursache zu dem Glauben von einer Gottheit ist, der doch unter allen Stämmen allgemein ist; und da der Schluß von den Wirkungen auf ihre Ursachen keinen Einfluß bey den unwissenden Wilden haben kann; was bleibt also für eine andere Ursache als die Natur selbst übrig? Das Bild der Gottheit muß, um diesen Glauben allgemein zu machen, dem Gemüthe eines jeden Menschen, er mag unwissend, oder einsichtsvoll seyn, eingeprägt werden: Dieses allein ist zureichend. Und die Vorstellung, die wir von der Gottheit haben, muß von einer innerlichen Ursache herrühren, die man das Gefühl von der Gottheit nennen kann.

Die Pflicht, die wir haben Gott zu dienen, ist in dem Gefühle von der Gottheit mit enthalten. Und zur Einschärfung dieser Pflicht, ist der Grund der Andacht zu einem Stück unserer Natur gemacht worden. Daher stimmen alle Menschen in der Verehrung höherer Wesen überein, so verschieden sie auch in der Art des Gottesdienstes seyn mögen, und die Allgemeinheit eines solchen Dienstes zeiget deutlich, daß die Andacht ein angebohrner Grund ist.

Die Vorstellung, die wir haben, daß wir verantwortungsfähige Wesen sind, entstehet aus einem andern Stücke dieses Gefühls von der Gottheit. Wir erwarten Beyfall von Gott, wenn wir recht thun; und wir befürchten Strafe von ihm, wenn wir eines Verbrechens schuldig sind; wovon auch die verborgensten Vergehungen, die kein sterbliches Auge sieht, nicht ausgenommen sind. Von was von einer andern Ursache als von dem Glauben ei-

nes höhern Wesens, als eines Rächers des Bösen, kann diese Furcht herrühren? Diese Furcht, wenn sie unmäßig ist, setzet das Gemüth in Unordnung, und macht, daß ein jeder ungewöhnlicher Unglücksfall eine Strafe zu seyn scheinet, die von einer unsichtbaren Hand herrühret. „Und sie sprachen unter einander: Das haben wir an unserm Bruder verschuldet, daß wir sahen die Angst seiner Seelen, da er uns flehete, und wir wollten ihn nicht erhören; darum kömmt nun diese Trübsal über uns. Ruben antwortete ihnen und sprach: Sagte ichs euch nicht, da ich sprach, versündiget euch nicht an den Knaben; und ihr wolltet nicht hören? Nun wird sein Blut gefodert.„ *) Alphonsus, König von Neapel, war ein grausamer und tyrannischer Fürst. Er trieb sein Volk durch unterdrückende Auflagen zur Verzweiflung, er ermordete verrätherischer Weise verschiedene von seinen Baronen, und legte andern Ketten an. Während seines Glücks beunruhigte ihn sein Gewissen sehr wenig; aber im Unglücke waren ihm seine Verbrechen stets vor Augen, und er glaubte, daß seine Noth von der Hand Gottes als eine gerechte Strafe herrührte. Er erschrack aufs heftigste, als Carl der VIII. von Frankreich mit einer zahlreichen Armee sich näherte: Er verließ sein Königreich; und floh, um sich vor Gott und Menschen zu verbergen.

Allein wenn man auch ein Gefühl von der Gottheit einräumet, ist es denn für uns eine Gewißheit, daß ein Gott wirklich vorhanden ist? Der Mensch ist so gebildet, daß er sich auf die Gewißheit seiner Sinne verläßt. Diese Gewißheit kann er nicht verwerfen, und wenn er auch genigt wäre, ein Zweifler zu seyn. Und die Erfahrung bestätiget unsern Glauben: Denn unsere Sinne, so lange sie in Ordnung sind, hintergehen uns niemals.

*) 1. B. Mos. C. XLII. 21. 22.

Das vorhergehende Gefühl von Gott, ist nicht die einzige Gewißheit, die wir von seinem Daseyn haben: Es ist noch eine hinzugefügte Gewißheit aus andern Zweigen unserer Natur vorhanden. Es sind zwo Leidenschaften in der Natur des Menschen befindlich, nämlich, die Andacht, deren unmittelbarer und einziger Gegenstand die Gottheit ist; und die Furcht vor der Strafe, wenn einer eines Verbrechens schuldig ist. Diese Leidenschaften würden ganz vergeblich und ungereimt seyn, wenn kein Gott wäre, den man verehren oder fürchten müßte: Sie würden täuschende Leidenschaften seyn, die keinen Gegenstand hätten; sie würden das einzige Beyspiel einer solchen Unordnung seyn; und es würde höchst unordentlich seyn, wenn man mit Leidenschaften begabet wäre, die keinen Endzweck oder Absicht hätten. Der Mensch machet eine Hauptfigur; und ist das vollkommenste Wesen, welches die Erde bewohnet: Wie ist es nun möglich zu glauben, daß er mit Leidenschaften begabet seyn sollte, die den ordentlichen und schönen Gesetzen widersprechen, nach welchen hier alle Dinge regieret werden? Dieses ist nicht glaublich. Die erwähnten beyden Leidenschaften führen uns vielmehr zu Gott, und liefern uns eine unwiderstehliche Gewißheit von seinem Daseyn.

Auf diese Weise läßt unser Schöpfer keines von seinen Werken unvollkommen: Er hat sich selbst auf eine unserer Natur vollkommen angemessene Art, uns offenbaret: Er hat in dem Gemüthe eines jeden Menschen ein Licht aufgesteckt; welches ihn sogar dem schwächsten Auge sichtbar macht. Eben so müssen wir auch bemerken, daß hier und in einem jeden andern Falle, das Verfahren der Vorsehung gegen den Menschen gleichförmig ist. Sie läßt ihn durch die Vernunft leiten, wo die Freyheit zur Wahl statt findet: Allein in Sachen der Pflicht, ist er mit noch weniger fehlbaren Führern als die Vernunft ist, versorget: In der Vollziehung seiner

Pflicht

Pflicht gegen den Menschen wird er durch das moralische Gefühl geführet; und bey der Beobachtung seiner Pflicht gegen Gott, wird er durch das Gefühl von der Gottheit geleitet. In diesen Spiegeln kann er seine Pflicht anschauend gewahr werden.

Es ist bey dieser Lehre keine geringe Stütze, daß, wenn wirklich ein Gott ist, es höchst wahrscheinlich ist, daß er sich selbst dem Menschen, der von Natur zu seiner Anbetung und Verehrung geschickt ist, offenbaren werde. Andern Thieren ist die Kenntniß von einer Gottheit gar nicht wichtig; aber den Menschen ist sie von der höchsten Wichtigkeit. Wüßten wir gar nichts von Gott, so würde uns diese Welt als ein bloßes Chaos erscheinen: Hingegen unter der Regierung einer weisen und gütigen Gottheit, ist alles Ungefähr ausgeschlossen; und man wird gewahr, daß jede Begebenheit, als der Erfolg bestimmter Gesetze, überhaupt das Beste ist. Die guten Menschen unterwerfen sich ohne Murren alle dem, was sich ereignet, und haben das Vertrauen, daß eine jede Begebenheit durch die göttliche Vorsehung verordnet sey. Sie unterwerfen sich mit völliger Gelassenheit; und eine solche Gelassenheit ist der beste Balsam in jedem Unglücke.

Das Gefühl von der Gottheit ist unsern andern Empfindungen gleich, welche so lange gleichsam schlafen, bis sich ein gehöriger Gegenstand darstellet. Wenn alles um uns herum stille ist, so schläft das Gehör; und wenn ein Mensch von seiner Kindheit an in ein dunkles Zimmer eingesperrt wäre, so würde er eben so wenig vom Sehen wissen, als ein Blindgebohrner. Unter den Wilden sind die Gegenstände, welche das Gefühl von der Gottheit erregen, ungewöhnliche Begebenheiten, die nicht in der Macht des Menschen stehen: Ein Erdbeben, z. E. ein Sturm, eine Sonnenfinsterniß, und ein plötzliches Aufschwellen eines Flusses, welches ihre Flucht vor einem herannahenden Feinde verhindert. Ein Wilder,

der keine andern als die gewöhnlichen Begebenheiten kennet, hat auch keinen Begriff von höhern Mächten; aber der Donner, der in seinen Ohren rasselt, oder ein Erdbeben, erweckt in ihm das Gefühl von der Gottheit, und führet ihn zu einem höhern Wesen als der Ursache dieser fürchterlichen Wirkungen. Der Wilde irret zwar darinne, daß er die Dinge, die eine natürliche Ursache haben, doch der unmittelbaren Wirksamkeit einer Gottheit zuschreibt: Jedoch sein Irrthum zeiget deutlich, daß er ein Gefühl von der Gottheit hat, welches eben so stark ist, als wenn er die Schöpfung des Menschen, der Erde und der ganzen Welt, der unmittelbaren Wirksamkeit der Gottheit mit mehrerm Rechte zuschreibt.

Das Gefühl von der Gottheit machet eben so wenig als das moralische Gefühl unter den Wilden ein großes Aufsehen; indem die Vorstellungen von beyden Empfindungen bey ihnen schwach und dunkel sind. Aber bey dem Wachsthume der Nationen zu ihrer Reife werden diese Empfindungen immer stärker, so, daß sie unter erleuchteten Nationen einen herrschenden Einfluß erlangen; und wegen des Rechts und Unrechts eben so wenig als wegen des Daseyns einer Gottheit, einen Zweifel übrig lassen.

Die Dunkelheit des Gefühls von der Gottheit unter den Wilden, hat einige zweifelnde Philosophen verleitet, sogar das Daseyn desselben zu leugnen. Man hat dabey angeführt, daß Gott nichts halb thue; und daß das Gefühl von der Gottheit, wofern sich Gott dem Menschen bekannt machen wollte, auch eben so eine Ueberzeugung wie das Sehen und Hören hervorbringen würde. Allein wenn wir so von den Absichten des Allmächtigen urtheilen wollen, so betreten wir einen schlüpfrigen Boden, wo wir gemeiniglich fallen. Gesetzt nun, es wäre der Wille der Gottheit, uns nur einen dunklen Schimmer

von

von seinem Daseyn und Eigenschaften zu geben? Wir haben keine Ursache nach der Analogie zu muthmaßen, daß dieses der Fall seyn könne. Denn es ist wenigstens aus den oben *) erwähnten besondern Stücken wahrscheinlich, daß eine gänzliche Unterwerfung gegen das moralische Gefühl sich für den Menschen in seinem gegenwärtigen Zustande nicht wohl schicken, und eher schädlich als nützlich seyn würde. Eben so scheint es mir auch gewiß zu seyn, daß, wenn ich mir der Gegenwart des großen Gottes eben so bewußt wäre, als eines Freundes, den ich bey der Hand halte, es mit derjenigen Bestimmung, welche mir die Vorsehung in diesem Leben angemessen hat, nicht bestehen könnte. Man überlege nur den Zwang, den man sich in der Gegenwart eines Höhern, z. E. des Königes selbst, anthut; und wie viel größer würde der Zwang bey eben der lebhaften Empfindung von Gottes verehrungswürdiger Gegenwart seyn! Die Demüthigung und Ehrerbietung würden keine andere Leidenschaften verstatten: Der Mensch würde nicht mehr Mensch seyn; und das System unsers gegenwärtigen Zustandes würde ganz umgekehret werden. Man nehme einen andern Fall: Eine solche Ueberzeugung von künftigen Belohnungen und Strafen, die eine jede unordentliche Begierde überwindet, würde uns in den Zustand eines Reisenden versetzen, der in einem schlechten Wirthshause ist, und nichts mehr als den Anbruch des Tages wünschet, um seine Reise fortzusetzen. Eben deswegen scheint es dem Plane der Vorsehung gemäß zu seyn, daß wir von der Zukunft nur einen dunklen Schimmer haben sollen. Da eben dieser Plan der Vorsehung in allen Dingen sichtbar ist; so schlüße ich mit Gewißheit, daß ein gewisser Grad der Dunkelheit eben so wenig wider das Gefühl von der Gottheit, als wider das moralische

*) B. 2. Vers. 1.

moralische Gefühl oder wider einen zukünftigen Stand der Belohnungen und Strafen von einigem Gewichte ist. Es ist über alle menschliche Kenntniß, einzusehen, ob alle Menschen nicht hätten Engel seyn können, und ob aus einem verschiednen System nicht hätte mehr Glückseligkeit erfolgen können. So viel wir von dem Verfahren der Vorsehung wissen, so haben wir Ursache zu glauben, daß unser gegenwärtiger Zustand der Erfolg der Weisheit und Güte ist. So viel wissen wir gewiß, daß das Gefühl, welches wir von Gott und der moralischen Pflicht haben, mit der Natur des Menschen als eines unvollkommenen Wesens genau übereinstimmt, und daß diese Empfindungen, wenn sie ganz vollkommen wären, seine Natur verändern, und ihn in ein ganz verschiednes Wesen verwandeln würden.

Man muß hierbey eine gewisse Theorie nicht übersehen, welche verschiedene alte und neuere Schriftsteller angenommen haben; weil nach derselben die Welt ohne eine Gottheit bestehen soll; welches, wenn es wirklich so wäre, das Gefühl von der Gottheit zu einem bloßen Betrug machen würde. Diese Theorie besteht darinnen, daß die Welt, welche aus Thieren, Pflanzen, und lebloser Materie besteht, selbstständig und ewig ist; und daß alle Begebenheiten nach einer nothwendigen Reihe von Ursachen und Wirkungen erfolgen. Bey dieser Theorie ist zwar Weisheit und Güte in allen Theilen deutlich zu sehen; allein man wird doch dabey gewahr; daß das große Werk das Ganze zu entwerfen und auszuführen blindlings und ohne Einsicht oder Anordnung erfolget sey. Es ist kaum nöthig zu bemerken, daß diese nach Belieben angenommene Theorie höchst unwahrscheinlich und ungereimt sey; und daß man dieselbe der Welt ohne die geringste Bedeckung ganz blos überlassen habe. Jedoch das wichtigste hierbey besteht noch darinne, daß uns die große Anzahl der weisen und gütigen Wirkungen, die

man

man überall auf dieser Erdkugel bemerket, eine völlige Gewißheit von einer weisen und gütigen Ursache gewähret; und daß wir diese Wirkungen, die weit über die Kräfte eines Menschen sind, einem höhern Wesen, oder mit andern Worten, der Gottheit, nothwendig zuschreiben müssen. Und dieses ist hinlänglich, den gegenwärtigen Einwurf wider das Daseyn eines Gefühls von der Gottheit zu widerlegen. Allein ich bin mit diesem halben Siege noch nicht zufrieden. Ich bemerke ferner, daß nichts mehr als der Beweis von einer Gottheit erfodert wird, um den angenommenen Satz von der Selbstständigkeit einer Welt zu widerlegen, die aus vielen ungleichartigen Theilen zusammengesetzt ist, und aus einer Reihe von Ursachen und Wirkungen ohne Verstand oder Einsicht besteht. Sobald als eine Gottheit vorhanden ist, die weiser und mächtiger als alle andere Dinge ist, so muß die Selbstständigkeit ihre besondere Eigenschaft seyn; und kein vernünftiger Mensch wird sich bedenken, die Selbstständigkeit einer solchen Welt zu verwerfen, da ein so natürlicher Grund vor Augen liegt, nämlich, daß das Ganze die Wirkung des wahrhaftig selbstständigen Wesens ist, dessen Macht und Weisheit zu diesem schweren Werke vollkommen zureichend sind.

Einige Schriftsteller haben die vielen groben und abgeschmackten Vorstellungen von der Gottheit, die unter den rohen Nationen herrschend gewesen sind, als einen andern Einwurf wider ein Gefühl von der Gottheit angeführt. Wir wollen auch diesen Einwurf nicht übergehen; allein er kann mit besserm Nutzen beantwortet werden, wenn man erst diese groben und abgeschmackten Vorstellungen selbst untersucht hat; und dieses soll in den unmittelbar folgenden Capitel geschehn.

Der Beweis von einer Gottheit aus dem hier erklärten angebohrnen Gefühle, ist in der Hauptsache von demjenigen unterschieden, der in den Versuchen über die Moral

ral und natürliche Religion enthalten ist. Der daselbst gegebene Beweis gründet sich auf eine Reihe von Schlüssen, welche von dem angebohrnen Gefühle der Gottheit ganz unabhängig sind. Beyde erzeugen auf gleiche Weise eine Ueberzeugung; da aber eine Empfindung unmittelbar und ohne Schlüsse wirket, so ist das Gefühl von der Gottheit zu einem Stücke der menschlichen Natur gemacht, um diejenigen zu erleuchten, welche eine lange Reihe von Schlüssen nicht fassen können; und es ist für solche Leute, welche den größten Theil des menschlichen Geschlechts ausmachen, weit überzeugender, als der deutlichste Schluß eines Philosophen seyn kann.

Das zweyte Capitel.

Das Wachsthum der Meynungen von der Gottheit.

Das Gefühl von der Gottheit ist eben so, wie viele andere feine Empfindungen, bey den Wilden so schwach und dunkel, daß es leicht von der Wahrheit sich entfernt. Der Glaube von vielen höhern Wesen ist unter ihnen allgemein. Und es kommen hier zwo Ursachen zusammen, welche diesen Glauben hervorbringen. Die erste ist, daß sie zu einer Vielheit sichtbarer Gegenstände, als Menschen, Berge, Bäume, Vieh und dergleichen gewöhnt sind, und sich also natürlicher Weise eben diese Vielheit in den unsichtbaren Dingen vorstellen; und aus dieser seichten, aber natürlichen Vorstellung rühret zum Theil das System der Vielgötterey her, welches unter den Wilden allgemein ist. Die andere Ursache ist, daß die Wilden sehr wenig von der Verbindung zwischen Ursachen und Wirkungen, und noch weniger, von der Ordnung und Regierung dieser Welt wissen. Eine jede Begebenheit, die nicht bekannt ist, scheinet ihnen sonderbar

und

und außerordentlich zu seyn; und wenn eine solche Begebenheit die menschlichen Kräfte übersteiget, so wird sie ohne Bedenken einem höhern Wesen zugeschrieben. Da es nun weder einem Wilden noch einem andern, der kein Philosoph ist, einfällt, daß viele verschiedene Begebenheiten, welche die menschlichen Kräfte übersteigen und dem Scheine nach nicht zusammen hängen, insgesamt von einerley Ursache herrühren können, so werden sie sogleich verschiedenen Wesen zugeschrieben. Plinius schreibt die Vielgötterey einer andern Ursache zu, nämlich dem Bewußtseyn, welches die Menschen von ihrer Schwäche haben: „Unsere Kräfte sind in enge Gränzen eingeschlossen: wir stellen uns daher nicht sogleich Kräfte in der Gottheit vor, die ausgebreiteter sind; und wir ersetzen es durch die Anzahl, was an der Macht fehlte.“ Die auf solche Weise gegründete Vielgötterey ist die erste Scene bey dem Wachsthume der Theologie; indem sie von den bloßen Wilden angenommen wird, die weder Fähigkeit noch Neigung haben, in die Natur der Dinge tiefer einzudringen.

Die nächste Scene unterscheidet sich von andern durch einen Glauben, daß alle höhere Wesen feindselig sind. Der Mensch, der von Natur schwach und hülflos ist, fürchtet sich leicht, und erschrickt vor einem jeden neuen Gegenstand und für einer jeden ungewöhnlichen Begebenheit. Die Wilden, welche wider Stürme, Ungewitter, oder andere äußerliche Zufälle keinen Schutz haben, und kein ander Vergnügen als des Hungers, Durstes, und der thierischen Liebe empfinden, haben viel zu befürchten und wenig zu hoffen. In diesem mißvergnügten Zustande schreiben sie ihre meiste Noth unsichtbaren Wesen zu, die ihrer Meynung nach feindselig seyn müssen. Dieses scheint die Meynung der Griechen zu den Zeiten Solons gewesen zu seyn; wie man aus seiner Unterredung zwischen ihm und dem Crösus, Könige in Lydien, ersiehet, die

von

von dem Herodotus in dem ersten Buche seiner Geschichte erzählt wird. „Crösus, sagte Solon, ihr fragt mich um die menschlichen Angelegenheiten; und ich antworte als einer, welcher glaubt, daß alle Götter neidisch sind, und das menschliche Geschlecht beunruhigen.“ Die Negers an der Küste von Guinea fürchten sich vor ihren Göttern als Tyrannen und Unterdrückern: und da sie keinen Begriff von einer guten Gottheit haben, so schreiben sie die wenigen Wohlthaten, die sie empfangen, dem Erdboden, den Flüssen, den Bäumen und Pflanzen zu. Die Litthauer waren bis in das vierzehnte Jahrhundert immer noch Heyden; und hatten ihren Gottesdienst in dunklen Gehölzen, wo ihre Gottheiten ihrer Meynung nach sich aufhielten. Ihr Gottesdienst rührte wahrscheinlicher Weise von der Furcht her, welche mit der Dunkelheit oder Finsterniß verbunden ist. Die Einwohner von Kamtschatka nehmen noch heutiges Tages viele feindselige Gottheiten an, und haben fast keinen Begriff von einer guten Gottheit. Sie glauben, die Luft, das Wasser, die Berge und die Wälder würden von bösen Geistern bewohnt, die sie fürchten und anbeten. Die Wilden von Guiana schreiben dem Teufel sogar ihre gewöhnlichsten Krankheiten zu, und wissen von keinem andern Hülfsmittel, als daß man sich an einen Teufelsbanner wende, damit er ihn vertreiben möge. Diejenigen Negers, welche einen Teufel glauben, malen seine Bilder alle weiß.

Die Ueberzeugung von solchen höhern Wesen, welche wie die Menschen von einer vermischten Natur sind, bald Gutes und bald Schaden thun, machet die dritte Scene aus. Dieses wurde das System der Theologie in Griechenland. Die Einführung des Schreibens unter den Griechen, da sie noch wenig besser als die Wilden waren, brachte eine Vermischung von Character und Sitten hervor, welche in keiner andern Nation ihres gleichen hat.

hat. Sie waren scharfsinnig in Wissenschaften, einsichtsvoll in schönen Künsten, ausnehmend mangelhaft in Sitten, unbegreiflich unwissend in der Theologie und abergläubisch bis zur Narrheit; eine seltsame Mischung von ungemeinem Verstande und abgeschmacktem Unsinne. Sie glaubten, daß ihre Götter in ihrer Gestalt den Menschen ähnlich und körperlich wären. Im vier und zwanzigsten Buche der Iliade schlägt die Minerva mit einem großen Steine den Mars zu Boden, dessen ungeheurer Körper sieben breite Acker bedeckte. Eben so hielt man davor, daß sie als körperliche Wesen die Nahrung von Speise, Trank und Schlaf nöthig hätten. Homer erwähnt mehr als einmal die Einladung der Götter zu einer Mahlzeit; und Pausanias erzählt, daß in dem Tempel des Bacchus zu Athen Figuren von Thon wären, welche ein Gastmahl vorstellten, welches Amphyction dem Bacchus und andern Göttern gegeben hätten. Die Einwohner der Insel Java sind in ihren Begriffen nicht so unwissend, daß sie glauben sollten, als ob die Götter die ihnen vorgesetzten Opfer äßen; sondern es ist ihre Meynung, daß ein Gott seinen Mund nahe an das Opfer bringe, allen Saft aussauge, und es geschmacklos wie Wasser verlasse. *) Die griechischen Götter, wie sie Homer beschreibt, kleiden, baden und salben sich, wie die Menschen. Da Venus von ihrem Gemahl in den Umarmungen des Mars entdeckt wurde, so begab sie sich nach Paphos, wo sie sich badete, salbete und die schönsten Kleider anlegte. **) Das Kleid der Juno wird im vier-

*) Alle griechische Schriftsteller nebst ihren Nachbarn bilden die Welt aus einem Chaos. Sie hatten keinen so erhabenen Begriff von einer Gottheit, um zu glauben, daß er die Welt aus nichts schaffen könnte.

**) Odyß. B. 8.

vierzehnten Buche der Iliade recht poetisch beschrieben. Auf gleiche Weise glaubte man, daß die Götter die Weiber liebten, und viele Kinder von ihnen hätten. Die alten Deutschen dachten vernünftiger, daß die Götter zu hoch wären, um den Menschen in einigem Grade ähnlich zu seyn, oder sich in den Mauren eines Tempels einschließen zu lassen. Nach eben diesen Eindrücken von Pflicht scheinen die Griechen geglaubt zu haben, daß die Götter einander an Kenntniß nicht viel überträfen. Wenn Agesilaus mit seinem Privatgefolge reisete, so blieb er gewöhnlich in einem Tempel; und machte die Götter, wie Plutarch sagt, zu Zeugen seiner geheimsten Handlungen. Die Griechen hielten davor, daß ein Gott wie ein Mensch wissen könnte, was in seinem eigenen Hause vorgienge; ohne zu wissen, was sich in einer grössern Entfernung zutrüge. Agamemnon, bey dem Aeschylus, der sich seine Reisekleider auszieht, und einen glänzenden Purpur anlegt, fürchtet sich, daß ihn ein eifersüchtiger Gott sehen und beneiden möge. Wir sehen aus dem Seneca, daß sich die Leute um den nächsten Sitz bey dem Bilde eines Gottes bemüheten, damit ihr Gebet desto besser erhöret würde. Jedoch das Wichtigste, was wir hierüber zu bemerken haben, bestehet darinne, daß die griechischen Götter, wie die Menschen, für fähig gehalten wurden, sowohl Gutes als Böses zu thun. Jupiter, ihr höchster Gott, war ein bekannter Hurer und Ehebrecher. Im zweyten Buche der Iliade schickt er einen lügenhaften Traum, um den Agamemnon zu hintergehen. Mars verführet die Venus durch Bestechung, um einen Ehebruch zu begehen. *) In dem Rhäsus des Euripides hintergeht die Minerva den Paris in der Gestalt der Venus durch eine grobe Lüge. Das Hauptwerk in der Tragödie Euthus ist ein lügenhafter Ausspruch

*) Odyß. B. 8.

spruch des Orakels, welches den Sohn des Apollo und der Creusa für einen Sohn des Xuthus erkläret. Orestes bey dem Euripides, welcher seine Mutter Clytemnestra erschlagen hatte, entschuldiget sich, daß er zur Begehung dieses Verbrechens vom Apollo sey verführet worden. „Ach! sagte er, hätte ich den Geist meines Vaters um Rath gefragt, so würde er mir ein Verbrechen widerrathen haben, welches, ohne ihm etwas zu helfen, mein Untergang ist.“ Er beschließt mit der Bemerkung, daß Apollo, weil er auf seinem Befehl gehandelt habe, auch der einzige strafwürdige Verbrecher sey. In einer Tragödie des Sophocles trägt Minerva kein Bedenken den Ajax zu betriegen, indem sie ihm verspricht sein Freund zu seyn, indessen daß sie dem Ulyßes seinem Todfeinde dienet. Mercur verflucht aus Rache, wegen der Ermordung seines Sohnes Myrtilus, den Pelops als Mörder, nebst seinem ganzen Geschlechte. Kurz, die Götter sind überall in den griechischen Tragödien, partheyisch, ungerecht, tyrannisch und rachgierig. Die Griechen sind daher auch in der Mißhandlung ihrer Götter gar nicht zurückhaltend. In der Tragödie Prometheus wird Jupiter ohne alle Umstände als ein unrechtmäßiger Besitznehmer angeklagt. Aeschylus erkläret auf der Bühne öffentlich, daß Jupiter als ein eifersüchtiger, grausamer und unversöhnlicher Tyrann, alles im Himmel umgekehrt habe, und daß die andern Götter seine Sklaven seyn müßten. In der Iliade *) redet Menelaus den Jupiter in folgenden Worten an: „O Vater Jupiter! man sagt, daß du Götter und Menschen an Weisheit übertriffst, und doch kömmt alles dieses Böse von dir; denn du hilfst den Gottlosen im Kriege. Du bist ein Freund der Trojaner, deren Seelen ein solches Vergnügen an der Gewaltthätigkeit haben, daß sie niemals

*) B. 13.

mals vom Blute gesättiget werden. " Die Götter wurden oft mit einer Art von verächtlicher Bekanntschaft behandelt, und zu sehr niedrigen Diensten gebraucht. Es ist nichts gewöhnlicher, als daß sie in den griechischen Tragödien, und oft um geringer Ursachen willen, als Acteurs eingeführt werden: Apollo kömmt sehr höflich auf die Bühne, um den Zuhörern den Inhalt der Comödie bekannt zu machen. Homer macht aus seinen Göttern sehr brauchbare Bedienten. Minerva besonders ist eine treue Aufwärterinn des Ulysses. Sie ist der Herold und ruft die Generals zum Kriegsrathe. *) Sie bezeichnet den Ort, wo ein großer Stein niederfiel, den Ulysses geworfen hatte. **) Sie steht dem Ulysses bey, um seinen Schatz in einer Höhle zu verbergen, ***) und hilft ihm, um mit dem Bettler zu ringen. †) Da Ulysses in seinem Bette mit Sorgen geplagt wurde, so stieg sie vom Himmel herab, um ihn zum Schlaf zu verhelfen. ††) Dieses letzte könnte man vielleicht zu einer Allegorie machen, wenn die Minerva nicht oft eingeführt würde, wo keine Allegorie statt findet. Im siebzehnten Buche der Iliade wird Jupiter eingeführt, wie er die Pferde des Achilles wegen des Todes des Patroclus besänftiget. Man sieht aus dem Cicero, †††) daß die Begriffe der griechischen Philosophen von Gott, im Anfange ihres Nachdenkens über die Gottheit, noch sehr roh und ungebildet waren. Eines von den unverdaulichsten Stücken in der Philosophie des Plato, war seine Lehre, daß Gott unkörperlich ist; welches viele für abgeschmackt

hielten,

*) Odyß. B. 8.
**) Ebendas.
***) Odyß. B. 13.
†) Odyß. B. 18.
††) Odyß. B. 20.
†††) lib. 1. de Nat. Deor.

hielten, weil er ohne Körper weder Sinne, noch Klugheit, noch Vergnügen haben könnte. Die Religion der Römer scheint eben so unrein, als der Glaube der Griechen gewesen zu seyn. Es war einer von ihren Gebräuchen bey der Belagerung einer Stadt, den Schutzgott herauszurufen, und ihn durch eine Belohnung zu reitzen, daß er seine Freunde und Verehrer verrathen sollte. Bey dieser Ceremonie wurde der Namen des Schutzgottes für sehr wichtig gehalten; und deswegen war der Namen des Schutzgottes von Rom ein tiefes Geheimniß.*) Appian von Alexandrien berichtet in seinem Buche von dem parthischen Kriege, daß Antonius, als er von den Parthern aufs äusserste gebracht wurde, seine Augen gen Himmel aufhob, und die Götter bat, daß wenn einer von ihnen über seine vorige Glückseligkeit eifersüchtig wäre, sie ihre Rache nur über seinen Kopf allein ausschütten, und seine Armee loslassen sollten. Die Geschichte vom Paris und den drey Göttinnen giebt eben keinen vortheilhaften Begriff von der Moral oder Religion der Römer. Die Juno und ihre zwo verschwisterten Göttinnen unterwerfen ihren Streit wegen der Schönheit dem Schäfer Paris, der ganz gewissenhaft den Ausspruch für die Venus thut. Allein die Juno, die noch nicht damit zufrieden ist, daß sie ihren Zorn wider den ehrlichen Schäfer ausläßt, erklärt sogar den Krieg wider seine ganze Nation. Und nicht einmal Aeneas, ob er gleich in fremden Ländern ein Flüchtling war, konnte ihrer Wuth entgehn. Ihr grosser Gott Jupiter wird vom Plautus auf der Bühne vorgestellt, wie er die Alcmena betrügt, und bey ihr in Gestalt

*) Die Art und Weise wie die Herausrufung der Götter geschah, nebst der Formul, die sie dabey brauchten, steht bey dem Livius B. 5. C. 21. Man sieht aus dem Macrobius Saturnal. lib. 3. c. 9. daß die evocatio geschah, wenn sie auch den Namen des Schutzgottes nicht wußten.

stalt ihres Mannes liegt. Ja es war sogar die Meynung der Römer, daß diese Comödie dem Jupiter zur Ehre gereichte; denn sie wurde in den Zeiten der national Unruhen gemeiniglich gespielt, um seinen Zorn zu besänftigen; — Gewiß ein sehr starker Beweis von den groben Begriffen dieses kriegerischen Volks sowohl in der Moral, als auch in der Religion.

Eine Eintheilung der unsichtbaren Wesen in gute und böse, ohne eine Vermischung dieser Eigenschaften macht die vierte Scene aus. Die Talente und Empfindungen der Menschen verfeinern sich nach und nach unter einer guten Regierung: Die geselligen Belustigungen fangen an Mode zu werden: Die Wohlgewogenheit wird hochgeschätzt; und man findet einige Menschen, die ohne Zorn sind. Da man auf solche Weise einen Begriff von der lautern Wohlgewogenheit erlangt hatte, und sie bey einigen Personen als Muster gewahr wurde, so war es ein leichter Schritt in dem Fortgange der theologischen Meynungen, eben diesen Character auch einigen höheren Wesen beyzulegen. Dieses führte die Menschen dahin, daß sie ihre Götter in zwo wesentlich unterschiedene Arten, nämlich eine ganz gute und eine andere ganz böse eintheilten; und der Unterschied zwischen gut und böse, die einander gerade entgegen gesetzt sind, kam auch dieser Eintheilung zu statten. Die glücklichen Begebenheiten aus dem gemeinen Laufe der Natur wurden daher den guten Gottheiten, und die unglücklichen Begebenheiten den bösen Gottheiten zugeschrieben. Zur Zeit des ältern Plinius wurden die bösen Gottheiten zu Rom angebethet. Er erwähnt einen Tempel, welcher dem Unglücke geweyhet war, so wie ein anderer dem Fieber gewidmet war. Die Lacedämonier verehrten den Tod und die Furcht; und die Einwohner zu Cadix die Armuth und das Alter, um ihren Zorn zu verbitten.

Solche

Solche Götter wurden von den Römern averrunci genennt, die das Böse wegschafften.

Die Ueberzeugung von einer höchsten guten Gottheit, und von niedern guten und bösen Gottheiten ist die fünfte Scene. Eine solche Ueberzeugung, welche eben so zunimmt, wie die Moralität vollkommner wird, entsteht aus einem merkwürdigen Unterschiede zwischen der Dankbarkeit und der Furcht. Wenn ich z. E. bereit bin meine Dankbarkeit wegen einer Gütigkeit zu zeigen, die von einer unbekannten Hand herrühret, so fange ich an auf verschiedene Personen zu muthmaßen; aber zuletzt bleibe ich doch allezeit bey einer Person, als der wahrscheinlichsten stehen. Die Furcht ist von einer entgegengesetzten Beschaffenheit; sie breitet sich über eine jede verdächtige Person aus, und schwärzet sie alle auf gleiche Weise an. Daher bleiben wir natürlicher Weise bey einem erhaltenen Gute, welches über die Kräfte eines Menschen ist, bey einer guten Gottheit, als der Ursache stehen; und schränken auch auf diese unsere Dankbarkeit und Verehrung ein. Hingegen wenn uns eine ungewöhnliche Noth trifft, so erwecket alles, was nur möglicher Weise die Ursache davon seyn kann, bey uns Furcht und Schrecken. Daher rühret auch die Neigung bey den Wilden die Gegenstände der Furcht zu vermehren, und die Dankbarkeit und Verehrung nur auf einen einzigen Gegenstand einzuschränken. Ueberdieses sind die Dankbarkeit und Verehrung so beschaffen, daß sie zugleich eine hohe Meynung von der Person erwecken, welche ihr Gegenstand ist; und wenn ein einziges unsichtbares Wesen die Wohlthaten mit freygebiger Hand austheilen soll, so setzen die guten Menschen aus Dankbarkeit der Macht und Güte dieses Wesens keine Gränzen. Und daher kömmt es, daß eine höchste gütige Gottheit von den erleuchteten Wilden allerdings erkannt wird. Die bösen Gottheiten aber, da sie zahlreich seyn sollen,

und da kein natürlicher Trieb vorhanden ist, sie über einander zu erheben, werden alle für niedriger und der höchsten Gottheit untergeordnet gehalten.

Die Einheit in dem höchsten Wesen hat unter den Philosophen einen festern Grund, nämlich, die Einheit des Plans und der Ordnung in der Schöpfung und Regierung der Welt. *) Ueberdieses machet die Leidenschaft der Dankbarkeit, welche sogar die Wilden zur Eigenschaft der Einheit in dem höchsten Wesen führet, das Gemüth geschickt, den Beweis von seiner Einheit, der sich auf die Einförmigkeit seiner Werke gründet, recht einzusehen.

Der Glaube von einer höchsten gütigen Gottheit, und von untergeordneten guten und bösen Gottheiten ist allgemeiner gewesen, als ein jeder anderer Religionsglaube. Ich schränke mich nur auf wenige Beyspiele ein; indem eine vollständige Erzählung derselben unzählig seyn würde. Die verschiedenen wilden Stämme in dem holländischen Guiana stimmen in ihren Glaubensartikeln ziemlich mit einander überein. Sie glauben das Daseyn einer höchsten Gottheit, deren vornehmste Eigenschaft die Güte ist; und dieser schreiben sie auch alles Gute zu, was sich ereignet. Da es aber wider seine Natur ist, Böses zu thun, so glauben sie, untergeordnete böse Wesen, wie unser Teufel ist, welche Donner, Sturm und Erdbeben

*) Alle Dinge in der Welt sind augenscheinlich nur ein Stück. Ein jedes Ding ist nach einem jeden andern eingerichtet; ein Plan herrschet durch das Ganze; und diese Einförmigkeit führet das Gemüth zur Erkenntniß eines Urhebers; weil die Vorstellung von verschiedenen Urhebern, ohne Unterschied der Eigenschaften und Wirkungen nur dazu dienet, die Einbildungkraft zu verwirren, ohne dem Verstande einige Befriedigung zu geben. S. die natürliche Geschichte der Religion von David Hume.

ben verursachen, und die Urheber des Todes, der Krankheiten und alles Unglücks sind. An diese Teufel, welche sie in ihrer Sprache Yowahoos nennen, richten sie alle ihre Gebete, um dadurch ihren Zorn abzuwenden; unterdessen daß die höchste Gottheit ganz vernachläßigt wird; und um so viel mächtiger ist unter den Wilden die Furcht als die Dankbarkeit. Die Nordamerikanischen Wilden haben alle einen Begriff von einer höchsten Gottheit, als dem Schöpfer und Regierer der Welt, und auch von niedern bösen und guten Gottheiten. Diese sollen Körper haben, und leben wie die Menschen, nur daß sie keiner Noth unterworfen sind. Eben dieser Glaube herrschet unter den Negers von Benin und Congo, unter den Leuten von Neuseeland, und den Einwohnern von Java, Madagascar, den molukkischen und caribischen Inseln. Die Chingulesen, ein Stamm auf der Insel Ceylon, erkennen einen Gott, als den Schöpfer der ganzen Welt, nebst untergeordneten Gottheiten, die als seine Deputirten handeln: Der Ackerbau ist das besondere Amt des einen, und die Schiffahrt des andern. Der Glaube der Tunquinesen ist beynahe eben derselbe. Die Einwohner von Otaheite, oder der Königs Georgs-Insel, glauben an eine höchste Gottheit; und auch an unzählige niedere Gottheiten, welche über besondere Theile der Schöpfung Vorsteher sind. Sie erweisen der höchsten Gottheit keine Anbetung, indem sie glauben, daß er über seine Geschöpfe zu erhaben sey, als daß er sich darum bekümmere, was sie machen. Sie glauben, daß die Sterne, Kinder der Sonne und des Mondes sind, und daß eine Finsterniß, die Zeit ihrer Verbindung ist. Nach dem Zeugniß des Arnobius waren gewisse römische Gottheiten die Vorsteher über die verschiedenen Werke der Menschen. Die Venus war über die fleischliche Vermischung gesetzt; die Puta half bey dem Beschneiden der Bäume, und die Peta bey den Bitten

um Wohlthaten. Nemestrinus war der Gott der Gehölze, Nodulus des reifen Getraides und Terensis half es ausdreschen. Vibilia stand den Reisenden bey; die Waisen waren unter der Sorgfalt der Orbona, und sterbende Personen unter der Nänia; Oßilago härtete die Beine der Kinder; und Mellonia beschützte die Bienen, und gab ihrem Honige die Süßigkeit. Die Einwohner auf der Insel Formosa erkennen zwo höchste Gottheiten in Gesellschaft, die eine ist männlich, und Gott der Männer; die andere eine weiblich, und die Göttinn der Weiber. Die meisten von ihren niedern Gottheiten sind die Seelen der gerechten Menschen, die beständig Gutes thun, und die Seelen der bösen Menschen, welche beständig Böses thun. Die inländischen Negers erkennen ein höchstes Wesen, als den Schöpfer aller Dinge; und sie schreiben ihm eine unendliche Macht, unendliche Kenntniß, und Allgegenwart zu. Sie glauben, daß die Todten in Geister verwandelt werden, die sie Jananini oder Beschützer nennen, und gesetzt sind, um ihre Eltern und Anverwandten zu beschützen. Die alten Gothen und verschiedene andere nordliche Nationen erkannten ein höchstes Wesen; und sie verehrten zugleich drey untergeordnete Götter, nämlich den Thor, der mit dem Mars einerley seyn soll; und die Friga, welche mit der Venus übereinstimmt. Da Socrates den Giftbecher von dem Henker nahm, so hielt er ihn gen Himmel, und goß etwas davon aus, als ein Opfer für die höchste Gottheit, und sagte dabey folgendes Gebet: „Ich bitte den unsterblichen Gott, daß meine Versetzung aus dieser Welt glücklich seyn möge.“ Sodann wandte er sich zu den Crito, und sagte, „o Crito, ich bin dem Aesculapius einen Hahn schuldig, bezahle ihn.“ Wir sehen aus dieser Begebenheit, daß Socrates, der sich über seine Landsleute erhob, den Glauben an einen höchsten gütigen Gott erlangt hatte. Allein, in jener finstern

Zeit

Zeit der Religion, darf man keine solche Reinigkeit von dem Socrates selbst erwarten, daß er die untergeordneten Götter verworfen hätte.

Da man den Göttern, wie schon oben erwähnt worden, verschiedene Aemter zutheilte, so folgten auch hernach eigne Namen darzu. Und sobald als ein Gott durch einen Namen bezeichnet wurde, so suchte auch das geschäftige Gemüth sein Geschlechtsfolge aufzusuchen.

Da die Einheit Gottes keine festgesetzte Lehre in den Ländern war, wo die christliche Religion zuerst verkündigt wurde, so mußte auch der christliche Glaube nothwendig über das Heidenthum herrschen; indem die Verbesserungen in den Seelenkräften durch sichere, obgleich langsame Schritte zu einem Gott führen.

Die sechste Scene ist der Glaube an einen höchsten gütigen Gott, wie in der unmittelbar vorhergehenden Scene, nebst vielen guten Untergöttern, und nur einem, der böse ist. Da die Menschen in der natürlichen Kenntniß zunehmen, und geschickt werden, die Ursachen aus den Wirkungen herzuleiten, so finden sie auch viel weniger Bosheiten, als man sich eingebildet hatte: Die Leutseligkeit wird endlich herrschend, welche in der Verbindung mit der verbesserten Kenntniß, den Verdacht des bösen Vorhabens in jedem Falle verbannet, wo man eine Begebenheit möglicher Weise ohne denselben erklären kann.

Kurz, eine festgesetzte Meynung von dem in der Welt herrschenden Guten, brachte auch unter einigen Nationen, die weniger unwissend, als ihre Nachbarn waren, eine Ueberzeugung hervor, daß nur eine böse untergeordnete Gottheit, und unzählige gute untere Gottheiten wären. Die alten Perser erkannten zwey Principia; das eine ganz gut und mächtig, mit Namen Hormuz, oder nach der Aussprache der Griechen Oromazes; und das

andere

andere ganz böse, mit Namen Ahariman, oder nach den Griechen Arimanes. Einige Schriftsteller glaubten, daß die Perser diese zwey Principia für gleich ewig gehalten hätten: Andere sagen, daß Oromazes zuerst alleine vorhanden gewesen, daß er das Licht und die Finsterniß erschaffen, und daß er den Arimanes aus der Finsterniß erschaffen habe. Das letztere war die Meynung der alten Perser, wie aus ihrer Bibel, welche Sadder genennet wird, erhellet; indem darinne gelehrt wird, daß nur ein höchster Gott über alles, viele gute Engel, und nur ein böser Geist sey. Plutarch berichtet, daß Hormuz und Ahariman, die beständig in Streit gewesen, Geschöpfe nach ihrer eignen Gleichheit geschaffen; daß der erstere gute Dinge, als, Güte, Wahrheit, Weisheit, und Gerechtigkeit geschaffen; und das der letztere böse Dinge, als, Untreue, Falschheit, Unterdrückung und Diebstahl erschaffen habe. Dieses System der Theologie, welches gemeiniglich das Manichäische System genennt wird, soll auch die Religion von Pegu gewesen seyn, und folgenden Zusatz gehabt haben, daß man nur das böse Principium anbeten müsse; welches auch wahrscheinlich genug ist, da die Furcht bey den Barbarn eine herrschende Leidenschaft ist. Die Leute von Florida glauben an einen höchsten gütigen Gott, und an eine untergeordnete böse Gottheit: Sie bekümmern sich nicht um den erstern, der ihrer Meynung nach keinen Schaden thut, und sie richten ihre ganze Aufmerksamkeit darauf, wie sie die letztern besänftigen können, als welche sie, wie sie sagen, Tag und Nacht quälet. Die Einwohner von Darien erkennen nur einen bösen Geist, vor welchem sie sich erschrecklich fürchten. Die Hottentotten, welche nach einigen Schriftstellern ohne alle Religion seyn sollen, sind vielmehr in der Reinigkeit derselben weiter gekommen, als einige von ihren Nachbarn. Ihr Glaube ist, daß ein höchstes Wesen sey, der die Güte selbst ist; vor welchem

sie sich nicht fürchten dürfen, da er seiner Natur nach, ihnen nicht schaden kann; und daß auch ein böser Geist sey, der dem erstern untergeordnet ist, und den man anbeten müsse, um seine Bosheit abzuwenden. Die Epikurische Lehre von den Göttern überhaupt, daß sie an sich selbst höchst glückselig sind, und ihre Vorsorge nicht auf die Menschen erstrecken, ist von dem, was der Hottentotte glaubt, nicht sehr unterschieden.

Da wir nun bisher das Gefühl von der Gottheit von seinem Anfange bey den unwissenden Wilden, bis zu seiner Annäherung zur Vollkommenheit unter erleuchteten Nationen aufgesucht haben, so gehen wir nun bis zur letzten Scene des Wachsthums fort, die das wahre System der Theologie ausmacht; und diese ist die Ueberzeugung vom einem höchsten Wesen, welches in aller Vollkommenheit unumgränzt, und ohne untergeordnete gute oder böse Gottheiten ist. Die Wilden lernen bald die Reihe von Ursachen und Wirkungen bey den ordentlichen Begebenheiten ausfündig zu machen: Sie wissen, daß das Fasten Hunger hervorbringt, daß die Arbeit müde machet, daß das Feuer brennt, die Sonne und der Regen zur Befruchtung beytragen. Allein, wenn sie über solche bekannte Begebenheiten hinausgehen, so verlieren sie die Ursache und Wirkung aus den Augen: Die Veränderungen des Wetters, der Winde, der Hitze und Kälte bringen ihnen den Begriff vom Zufalle bey; und die Erdbeben, Stürme, Winde, Donner und Blitz, die sie mit Schrecken erfüllen, werden bösen Wesen zugeschrieben, die eine größere Macht als der Mensch besitzen. Bey dem Wachsthume der Kenntniß, fängt das Licht an über sie auszubrechen, und sie entdecken, daß solche Erscheinungen, so schrecklich sie auch sind, doch unter die allgemeinen Gesetze von Ursache und Wirkung gehören, und daß man keinen Grund habe, sie bösen Geistern zuzuschreiben. Zu gleicher Zeit gelangen unsere verfeiner-

ten

ten Sinne nach und nach zur Reife: die geselligen Zuneigungen fangen an herrschend zu werden, und die Moralität machet einen tiefern Eindruck. Bey der Reife der Empfindung und des Verstandes kömmt auch die Wohlgewogenheit immer mehr zum Vorschein; und man entdeckt in vielen Wirkungen der Natur schöne Endursachen, die man anfänglich für unnütz, oder wohl gar für verderblich hielt: und es kann die Zeit kommen, und wir haben gegründete Ursachen zu hoffen, daß sie kommen werde, wo die Zweifel und Schwierigkeiten wegen der Regierung der Vorsehung, sich insgesammt aufklären werden; und wo man finden wird, daß eine jede Begebenheit zum allgemeinen Guten führet. Solche Betrachtungen über die Vorsehung vertreiben die bösen Gottheiten; und wir befestigen uns endlich in einer sehr trostvollen Meynung, daß entweder dergleichen Wesen gar nicht vorhanden sind; oder wenn sie da sind und einigen Schaden thun dürfen, es zur Hervorbringung eines größern Guts geschieht. Auf diese Weise gelangt der Mensch durch einen langen Irrweg zur wahren Religion, nach welcher er nur einen Gott erkennet, welcher der höchste an Macht, Verstand und Güte ist, der alle andere Dinge erschaffen hat, dem alle andere Wesen unterworfen sind, und der eine jede Begebenheit zum besten Ende bringt. Dieses System ist die wahre Theologie. *)

Da ich nun die verschiedenen Scenen des Religionsglaubens in seinem stufenweisen Fortgange bis zur Wahrheit und Reinigkeit untersuchet habe, so gehe ich zu einem sehr wichtigen Punct, nämlich, zu der Geschichte der Schutz-

*) Plinius scheint zwar die Lehre von der Einheit in der Gottheit einzusehen; aber er weis sich nur keinen rechten Begriff von Gott zu machen, indem er bald die ganze Welt, bald die Sonne für unsern einzigen Gott ansieht.

Schutzgötter fort. Der Glaube an die Schutzgötter gieng zwar vor verschiedene von den erwähnten Scenen vorher, welches die Schutzgötter von Griechenland und Rom bezeugen; da er aber nicht mit einem von ihnen so verbunden ist, daß er die übrigen ausschließt, so erforderte es die Deutlichkeit der Methode, daß man ihn allen nachsetzte. Dieser Glaube, der auf den Eigennutz gebauet ist, machte einen schnellen Fortgang, sobald als das Eigenthum bey den Glücksgütern errichtet war. Die Griechen, Römer und überhaupt die meisten Nationen, die nicht bloße Wilden waren, eigneten sich Schutzgötter zu, die ihnen nach ihrer Meynung bey allen Gelegenheiten beystünden, und besonders für sie wider ihre Feinde zu fechten pflegten. Die Iliade des Homers ist voll von wunderbaren Schlachten zwischen den Griechen und Trojanern, wo sich die Schutzgötter mit den streitenden Partheyen vereinigten, und an einem jeden unglücklichen Zufalle, außer dem Tode, den die Unsterblichen nicht leiden können, Theil nahmen. Die Lares, Penates oder Hausgötter von Hindostan, Griechenland und Rom zeugen, daß ihrer Meynung nach eine jede Familie und vielleicht eine jede Person unter dem Schutze einer solchen Gottheit wäre. Apollo und Minerva waren die Schutzgötter von Athen; Bacchus und Herkules von Theben in Böotien; Juno von Carthago, Samos, Sparta, Argos und Mycenä; Venus von Cypern; Apollo von Rhodus und Delphos; Vulcan von Lemnos; Bacchus von Naxus; Neptun von Tenedos, ꝛc. Die Poeten bezeugen, daß sogar einzelne Personen ihre Schutzgötter hatten. *) Die Nordamerikanischen Wilden, erkennen zwar ein höchstes, weises und gütiges Wesen, und auch untergeordnete gute Wesen, denen die Regierung der Welt anvertrauet ist; da aber die große Entfernung dieser

*) Ovid. Trist. lib. 1. Eleg. 2.

dieser untergeordneten Wesen, und die völlige Beschäftigung, die sie mit der allgemeineu Regierung haben, Ursache seyn soll, daß sie die einzelnen Personen übersehen, so hat ein jeder Mensch seinen eignen Schutzgott, mit Namen **Manitou**, den er im Kriege beständig anrufet, daß er ihm Sieg über seine Feinde geben soll. Die Natches, welche an den Missisippi gränzen, bringen die Hirnschaalen ihrer Feinde ihrem Gott zum Geschenke, und legen sie in seinen Tempel nieder. Sie betrachten dieses Wesen als ihren Schutzgott, der ihnen wider ihre Feinde beystehet, und welchem deswegen die Hirnschaale eines Feindes ein angenehmes Geschenk seyn muß. Ob sie gleich die Sonne anbeten, die ganz unpartheyisch auf alle Menschen scheinet, so ist doch ihre Partheylichkeit so groß, daß sie sich als ihr auserwähltes Volk betrachten, und ihre Feinde auch für Feinde der Sonne halten.

Ein so abgeschmackter Glaube zeiget eine erbärmliche Schwäche in der menschlichen Natur an. Ist es nicht deutlich, daß der große Gott, des Himmels und der Erden, die Welt nach unveränderlichen Gesetzen regiert, von welchen er in keinem Falle abweichen kann, weil sie die bestmöglichen in jedem Falle sind? Es ist eben so gottlos, wenn man annimmt, daß eine Familie oder Nation ein Gegenstand seiner besondern Liebe sey, als wenn man glaubet, daß eine Familie oder Nation ein Gegenstand seines besondern Hasses sey: Man schreibet in beyden Fällen der Vorsehung eine Partheylichkeit zu. Sogar die Gothen hatten richtigere Begriffe von der Gottheit. Totila, der seinem Volke die Gerechtigkeit und Leutseligkeit empfehlen wollte, sagte dabey, „ seyd versichert, daß ihr dasjenige, was die Menschen lieben, auch bekommen werdet, wenn ihr die Ehrfurcht für die Gerechtigkeit beybehalten werdet. Verfallet ihr aber in andere Sitten, so wird auch Gott zu unsern Feinden übergehen.

Denn

Denn er machet sich weder von allen Menschen, noch auch von einem gewissen Volke zum Gehülfen.“

Es ist wahr, Gott war zwar ehemals der Schutzgott der Juden; aber nicht in der gemeinen Bedeutung dieses Worts, da es eine Gottheit anzeigt, die ein Volk zu ihrem Beschützer erwählet hat. Der wahre Glaube davon ist dieser, „daß Gott die Juden als ein besonderes Volk erwählte, nicht aus einer Partheylichkeit gegen dieselben, sondern damit eine Nation seyn möchte, bey welcher die Erkenntniß von einer höchsten Gottheit aufbehalten würde; welches Volk glücklich seyn sollte, so lange als es ihm ergeben wäre, und unglücklich, wenn es zur Abgötterey sich neigen würde; nicht allein um es in dem wahren Glauben zu erhalten, sondern auch um allen Nationen das Verfahren seiner Vorsehung an einem Beyspiele zu zeigen.“ Es ist aber doch soviel gewiß, daß die verkehrten Juden auf Gott den allmächtigen als ihren Schutzgott nach der gemeinen Bedeutung des Worts Rechnung machten. Und dieser Irrthum erklärt einen Zufall, der in der Apostelgeschichte erzählt wird. Es war eine Prophezeyhung, welche die Juden fest glaubten, daß der Meßias persönlich unter sie kommen würde, um ihr Königreich wieder herzustellen. Die Christen erklärten diese Prophezeyhung ganz anders, nämlich, daß das versprochene Reich nicht von dieser Welt wäre. Und sie sagten, daß Christus gekommen wäre, den Weg zu ihrem himmlischen Reiche durch die erlangte Vergebung ihrer Sünden zu bahnen. Außerdem, da die Juden alle andere Nationen verabscheuten, mußten sie natürlicher Weise den Schluß machen, daß der Meßias zu ihnen allein als dem auserwählten Volke Gottes würde gesandt werden; weswegen sogar die Apostel anfänglich zweifelhaft waren, ob sie das Evangelium andern Völkern, als den Juden pre-

digen sollten. *) Da aber die Apostel überlegten, daß es die große Absicht ihrer Sendung wäre, den Juden ihre niedrige und unreine Vorstellungen von einer Schutzgottheit zu benehmen, und einen Zustand der zukünftigen Glückseligkeit allen zu verkündigen, die an Christum glaubten, so fuhren sie fort allen Menschen das Evangelium zu predigen: „Sodann that Petrus seinen Mund auf, und sprach: Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht, sondern in allerley Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm.“ **) Jedoch der vorhergende Schluß befriedigte die Juden noch nicht: sie konnten die Meynung nicht verdauen, daß Gott den Meßias gesandt habe alle Nationen selig zu machen; und daß er der Gott der Heyden sowohl als der Juden sey. Sie stürmten wider Paulum besonders, weil er diese Lehre einschärfte. ***)

Wenn man bedenkt, daß die Religion durch das Evangelium in ihrer Reinigkeit wieder hergestellt wurde, ist es nicht erstaunlich, daß sogar die Christen sich wieder zu dem Dienste der Schutzgötter wendeten? sie nahmen zwar nicht die abgeschmackte Meynung an, daß das höchste Wesen ihr Schutzgott wäre: aber sie glaubten, daß es göttliche Personen gäbe, die dem Allmächtigen untergeordnet wären, und für die Nationen, Familien und sogar einzelne Personen Sorge trügen: Eine Meynung, die im Grunde von der Vorstellung der Heyden von Schutzgöttern nicht unterschieden ist. Diese Meynung, welche der Selbstliebe schmeichelt, wurde im fünften Jahrhunderte befestiget, da man die Vergötterung der Heiligen einführte, welche der Vergötterung der Helden unter den Alten ganz ähnlich ist. Die Leute se-

hen

*) Apostelgesch. C. X. 11.

**) Apostelgesch. C. X. 34.

***) Apostelgesch. C. XIII.

hen es sowohl in geistlichen als weltlichen Angelegenheiten sehr gern, wenn sie Freunde haben, die ihre Mittler und Vorsprecher sind; und daher glaubte man auch, daß die vergötterten Heiligen die schicklichsten Vorsprecher bey Gott wären. Man bauete und widmete ihnen Tempel, und verordnete gottesdienstliche Gebräuche um sie geneigt zu machen. Man bildete sich ein, daß die Seelen der vergötterten Heiligen die Freyheit hätten, herum zu schweifen, wo es ihnen beliebte, und daß sie einen Gefallen an den Orten hätten, wo ihre Körper begraben wären; welches verursachte, daß die Gräber der Heiligen der gemeine Sammelplatz der Bittenden wurden. Die grobe Unwissenheit, welche die christliche Welt umwölkte, da die nordlichen Barbarn Herren von Europa wurden, bahnte den Weg zu so ungereimten Begriffen. Im siebenden Jahrhunderte waren die Bischöffe so ungelehrt, daß sie die seichten Predigten, die sie hielten, andern zu danken hatten; und die wenigen unter ihnen, die noch einige Gelehrsamkeit hatten, begnügten sich damit, daß sie abgeschmackte Homilien zusammensetzten, die sie aus den Schriften des Augustinus und Gregorius sammleten. Im neunten Jahrhunderte wurden die Sachen immer schlimmer; indem diese Heiligen, die man anfänglich für Mittler der Christen überhaupt gehalten hatte, nunmehr in Schutzgötter im engsten Verstande verwandelt wurden. Es herrschte eine Meynung, daß solche Heiligen, die sich mit den Seelen der Christen überhaupt beschäftigen, wenig Zeit für einzelne Personen übrig hätten; und dieses brachte eine jede Kirche, und einen jeden Christen dahin, daß sie sich einen besondern Heiligen, als ihren Patron oder Schutzgott wählten. Diese Gewohnheit machte es auch nothwendig, so viele Heiligen zu vergöttern, damit ein jeder einzelner Mensch einen Schutzgott haben möchte. Die Canonisation der Heiligen wurde eine neue Quelle der Mißbräuche und Betrü-

gereyen in der Christenheit: Es wurden lügenhafte Wunder erfunden, und fabelhafte Historien verfertiget, um die Thaten zu rühmen, die niemals geschehn waren, und um die Personen zu verherrlichen, die niemals in der Welt gewesen waren. Auf diese Weise verfiel die Religion unter den Christen in einen eben so niedrigen Zustand als unter den Heyden.

Es bleibt hier noch ein Hauptzweig der Geschichte übrig, und dieses ist die Abgötterey, welche eigentlich die Verehrung sichtbarer Gegenstände, als Gottheiten bedeutet. Da aber die Abgötterey augenscheinlich aus dem durch die unwissenden und einfältigen Menschen verdorbenen Gottesdienste entstanden ist, so wird die Untersuchung dieser Sache in dem folgenden Abschnitte, dessen Innhalt der Gottesdienst ist, mit mehrerm Nutzen erscheinen.

Wir haben bisher mit langsamen Schritten den stufenweisen Fortgang der Theologie durch viele Scenen untersuchet, wie er mit dem stufenweisen Wachsthume der Einsichten des menschlichen Gemüths übereinstimmt. Allein obgleich dieses Wachsthum fast in allen Ländern, in Absicht auf die Ordnung der Folge einerley ist, so ist es doch wegen der Geschwindigkeit der Folgen ganz anders beschaffen. Die Nationen gehen, wie die einzelnen Personen, von der Kindheit zum reifern Alter fort; aber sie beobachten nicht einen gleichen Schritt; indem einige zur Vollkommenheit in der Kenntniß und Religion durch einen schnellen Lauf gelangen, indessen daß andere, als unwissende Barbarn zurückbleiben. Die Religion von Hindostan war sehr frühzeitig, wenn man der Geschichte oder Tradition glauben darf, zu einem hohen Grad der Reinigkeit und Verfeinerung der Kenntniß gelangt. Die Hindostanische Bibel, mit Namen Charahbadi oder Shastah, giebt eine Nachricht von der Schöpfung, dem Falle der Engel, und der Schöpfung

des

des Menschen; und behauptet die Einheit Gottes, aber sie leugnet sein Vorherwissen, als eine Eigenschaft, die mit der Freyheit des Menschen nicht bestehen kann; alle diese Dinge sind hohe Lehren einer erleuchteten Nation; zu deren Einsicht und Festsetzung eine lange Zeit nöthig gewesen ist, ehe sie durch unzählige Irrthümer hindurch gedrungen ist. Die Griechen waren in Vergleichung mit den Indiern in der Theologie bloße Wilden. Die griechischen Götter wurden für wenig mehr als Menschen gehalten, und ihre Geschichte stimmet mit dem schon oben erwähnten Begriffe von ihnen völlig überein.

Ich habe mich bey der Erklärung der Meynungen unter den Menschen nur auf solche Meynungen eingeschränkt, die von Grundsätzen oder Neigungen herrühren, welche einen Theil der gemeinschaftlichen Natur ausmachen; und ich habe hierbey viele seltsame Begriffe weggelassen, die nicht besser als Träume einer herumschwärmenden Einbildungskraft sind. Der hier gezeichnete Plan zeigt eine bewundernswürdige Gleichförmigkeit in dem Wachsthume der Religion bey allen Nationen: Es ist aber nicht zu verwundern, daß die erwähnten seltsamen Begriffe ganz anders beschaffen sind. Hier ist nur eine Probe davon. Die Einwohner von Kamtschatka sind nicht so entsetzlich unwissend, daß sie ganz und gar keine Neubegierde hätten: Sie denken auch bisweilen über die natürlichen Erscheinungen nach. — Der Regen, sagen sie, ist von einem Gott, der auf sie herabpisset, und sie bilden sich ein, der Regenbogen sey ein buntfärbiges Kleid, welches er anlege, um sich zu dieser Wirkung vorzubereiten. Sie glauben, der Wind werde von einem Gott hervorgebracht, der sein langes Haar heftig um seinen Kopf herumschüttele. Solche Erzählungen werden kaum die kleinsten Kinder belustigen. Die Einwohner auf der Insel Celebes erkannten ehemals keine andern Götter, als die Sonne und

den Mond, die sie für ewig hielten. Die Begierde nach der Hoheit machte, daß sie uneinig wurden. Und da der Mond auf der Flucht von der Sonne verwundet wurde, so wurde er der Erde überliefert.

Soviel kann auch von den stufenweisen Erweiterungen des menschlichen Gemüths, in Ansehung der Gottheit zureichend seyn. Ich beschließe diesen Abschnitt noch mit einer Nachricht von einigen unrichtigen Begriffen, welche das Verfahren der Vorsehung und einige andere tiefsinnige Materien betreffen. Ich mache den Anfang mit dem erstern.

Zu den Zeiten der Unwissenheit weis man sehr wenig von dem Verfahren der Vorsehung. Da man keinen Begriff davon hat, daß die Regierung dieser Welt nach allgemeinen Gesetzen geführet werde, die unveränderlich sind, weil sie die bestmöglichen sind, so wird eine jede wichtige Begebenheit sogleich einer unmittelbaren Einwirkung einer Gottheit zugeschrieben. Da die Götter der Griechen ihrer Vorstellung nach Körper hatten, wie die Menschen, und wie diese auch Nahrung nöthig hatten, so bildeten sie sich ein, daß sie wie Menschen handelten, die sich kurzsichtige Plane ihrer Handlungen machen, und sie von Zeit zu Zeit nach ihren Bedürfnissen wieder verändern. Sogar die klugen Athenienser hatten einen gänzlichen Haß gegen die Philosophen, die es versuchten, die Wirkungen durch allgemeine Gesetze zu erklären: sie glaubten, eine solche Lehre fesselte die Götter, und verhinderte sie in der Regierung der Begebenheiten nach ihren Wohlgefallen zu verfahren. Da die Finsterniß, ihrer Meynung nach, eine Vorbedeutung der Götter von einer großen Noth war, so wurde Anaxagoras, als ein Gotteslängner angeklagt, weil er es wagte, die Mondfinsterniß aus natürlichen Ursachen zu erklären: er wurde ins Gefängniß geworfen, und endlich mit vieler Mühe

durch

durch die Vermittelung des Pericles wieder losgelassen. Protagoras wurde von Athen vertrieben, weil er eben diese Lehre behauptete. Procopius ist ganz voll von augenscheinlichen Mitwirkungen der Vorsehung, und Agathias, der von der Schlacht bey Marathon anfängt, behauptet weislich, daß von der Zeit an keine Schlacht auf eine andere Weise, als durch ein unmittelbares Gericht Gottes, wegen der Sünden des Befehlshabers, oder seiner Armee, oder wegen einer andern Person sey verlohren worden. Die Lehre unsers Heilandes von denen, die bey dem Falle des Thurms zu Siloah litten, hätte ihnen die Augen öffnen sollen; allein abergläubische Augen werden niemals durch Unterricht geöfnet. Es ist dabey außerdem noch beklagenswürdig, daß ein solcher Glaube keinen guten Einfluß auf die Sitten hat: ja es ist vielmehr die Bosheit nie häufiger, als in solchen finstern Zeiten. Procopius *) erzählt eine artige Begebenheit von dieser Art des Aberglaubens. Als Rom von den Gothen belagert wurde, und in Gefahr der Zerstörung war, so fieng ein Theil der Stadtmauer an, die etwas schief stund, heftig zu wanken. Belisarius, der sie befestigen wollte, wurde von den Bürgern daran verhindert, welche behaupteten, daß sie der heilige Petrus beschützte. Procopius bemerket, daß der Ausgang der Erwartung gemäß gewesen sey; indem die Gothen während einer verdrüßlichen Belagerung niemals etwas wider diesen schwachen Theil der Stadt unternommen hätten. Er setzt hinzu, daß die Mauer noch zur Zeit, da er dieses geschrieben, in einem so schadhaften Zustande übrig gewesen sey. Hier ist eine sehr artige Vorstellung: — Petrus wird zu einem Schutzgott gemacht, der wegen seiner Verehrer bereit und willig ist, den Gesetzen entgegen zu handeln, nach welchen Gott die Körperwelt

*) Hist. Goth. l. 1.

perwelt regieret. Und zu was für einen großen Nutzen für sie? Um ihnen vielleicht 50. Pf. Sterlings bey der Wiederaufbauung des schadhaften Theils der Mauer zu ersparen.

Es kann eben so wenig mit dem ordentlichen Laufe der Vorsehung bestehen, wenn man glaubt, daß der Allmächtige in allen zweifelhaften Fällen, so bald man sich auf ihn berufet, niemals ermangle zum Vortheil der rechten Seite sich darein zu legen. Da die Einwohner von Constantinopel im Jahr 1284. wegen zweener streitenden Patriarchen in Partheyen getheilet waren, so befahl der Kaiser, daß man in der Sophien Kirche ein Feuer anzünden, und eine jede Parthey eine Bittschrifft in dasselbe werfen sollte, indem er gar nicht zweifelte, daß Gott die Bittschrifft derjenigen Parthey, mit welcher er es hielte, vor den Flammen bewahren würde. Allein die Flammen hatten zur größten Verwunderung der Zuschauer nicht die geringste Achtung für eine von diesen Bittschriften. Eben diese abgeschmackte Meynung veranlaßte die Probe durch Feuer, Wasser und den Zweykampf. Und es ist merkwürdig genug, daß solche Proben unter vielen Nationen, die keinen Umgang mit einander hatten, gemein waren: Sogar das erleuchtete Volk von Hindostan suchet die Verbrechen ausfindig zu machen, indem man die Hand einer verdächtigen Person in siedendes Oel eintauchet. — Eine solche Gleichförmigkeit ist so gar bis auf die abergläubischen Meynungen vorhanden. Da der Pabst Gregorius der VII. darauf bestund, daß die Könige von Castilien und Arragonien ihre gothische Lyturgie gegen die römische abschaffen sollten, so wurde die Sache durch einen Zweykampf entschieden; und man erwählte zweene Fechter, um durch den Sieg die Meynung Gottes des Allmächtigen zu erklären. Der Kayser Otto der I. welcher bemerkte, daß die Rechtslehrer in einem Puncte des Ge-

setzes, nämlich, in den Rechte der Darstellung zu den Landgütern verschiedener Meynung waren, bestimmte einen Zweykampf; und das Recht der Darstellung erhielt den Sieg. Wenn irgend etwas einer solchen Lehre Beyfall verschaffen kann, so ist es der Glaube an einen Schutzgott, der sich mit weniger Ungereimtheit für eine Lieblingsmeynung oder für ein ganzes Volk zeigen kann. Appian berichtet im ganzen Ernst, daß bey der Belagerung der Stadt Rhodus von dem Mithridates eine Statue der Göttinn Isis, Feuerflammen auf eine große Maschine geschossen habe, welche die Belagerer, um sich über die Mauer zu erhöhn, errichtet hätten. Die Geschichtschreiber erwähnen einen Zufall, der sich auf der Insel Celebes ereignet hatte, und auf einem Glauben von eben der Art, wie der oben beschriebene ist, beruhet. Vor 200. Jahren reisten einige christliche und mahomedanische Missionarien nach dieser Insel. Der vornehmste König daselbst, welcher über die von beyden gelehrte Hölle erschrack, versammlete einen allgemeinen Rath, und als er seine Hände gen Himmel aufgehoben hatte, so redete er das höchste Wesen in folgendem Gebete an: „Großer Gott, von dir bitte ich nichts als Gerechtigkeit, und du bist mir sie schuldig. Es sind Leute von verschiedenen Religionen auf diese Insel gekommen, welche mir und meinem Volke eine ewige Strafe drohen, wenn wir deinen Gesetzen nicht gehorchen. Welche sind nun deine Gesetze? Rede, o mein Gott! der du der Urheber der Natur bist: Du kennest den Grund unserer Herzen, und weißt, daß wir niemals vorsetzlich ungehorsam seyn können. Allein wenn es deinem Wesen nicht anständig ist, die Sprache der Menschen zu brauchen, so rufe ich mein ganzes Volk, die Sonne, die mir Licht giebt, die Erde, die mich trägt, die See, die mein Reich umgiebt, und dich selbst zum Zeugen an, daß ich mit der Aufrichtigkeit meines Herzens wünsche deinen Willen zu kennen;

und ich bezeuge an diesem Tage, daß ich die ersten Diener einer jeden Religion, die auf dieser Insel anlanden werden, als die Verwahrer deiner Aussprüche annehmen will.

Es ist eben so irrig zu glauben, daß gewisse Ceremonien einen vor Schaden bewahren können. In den finstern Zeiten des Christenthums bildete man sich ein, daß das Zeichen des Creutzes nicht allein ein Gegengift wider die Lockungen der bösen Geister wäre, sondern auch Muth einflößte, die Versuchungen und Trübsale zu ertragen: und deswegen unternahm kein Christ in jenen Zeiten, nicht eher eine Sache von Wichtigkeit, als bis er diese Ceremonie beobachtet hatte. Man glaubte ehemals in Frankreich, daß eine goldne oder silberne Münze des heiligen Ludewigs, wenn man sie an den Hals hienge, ein Schutz wider alle Krankheiten wäre; und deswegen findet man in allen noch übrigen Münzen dieses Königes ein Loch, um sie an ein Band zu hängen. Während der Minderjährigkeit Carls des VIII. in Frankreich, baten die drey Stände im Jahr 1484. den König, daß er die Salbung mit dem heiligen Oele nicht länger auffschieben möchte, weil die Gnade des Himmels augenscheinlich mit dieser Ceremonie verbunden wäre. Sie versicherten, daß sein Großvater, Carl der VII. niemals eher Glück gehabt hätte, als bis er wäre gesalbet worden; und daß der Himmel hernach für ihn so lange gefochten hätte, bis die Engländer aus seinem Königreiche wären vertrieben worden. Der hohe Altar in der Kirche der heiligen Margaretha auf der Insel Icolmkill, war mit einer Platte von schönem blauen Marmor belegt; diese aber hatte wegen einer abergläubischen Meynung sehr viel gelitten, indem man glaubte, daß das geringste Stück davon ein Schiff vor dem Untersinken bewahren könnte. Man hat daher diese marmorne Platte stückweise weggetragen; und gegenwärtig ist kaum noch soviel

übrig,

übrig, daß man einen Versuch damit anstellen könnte. In dem Sadder sind gewisse Gebete vorgeschrieben, wenn einer nießet oder pißet, um den Teufel zu vertreiben. Die Karnräder in Lissabon, bestehen aus zween Brettern, die in einer runden Form sehr ungeschickt geschnitten und zusammen genagelt sind. Ungeachtet nun das Lärmen davon unerträglich ist, so werden doch die Achsen niemals geschmiert, weil das Geräusch, wie sie sagen, den Teufel abschreckt, ihren Ochsen zu schaden.

Diese Art des Aberglaubens ist soweit getrieben worden, daß er eine Meynung gegründet hat, als ob der Teufel durch Zauberey den Lauf der Vorsehung unterbrechen könnte. Da ein griechischer Bischoff geträumet hatte, daß ein gewißes Wunder durch Zauberey aufgehöret hätte, so wurde der vermeynte Zauberer und sein Sohn ohne den geringsten Beweis, außer diesem Traume, zum Tode verdammt. Montesquieu sammlet viele Umstände, von welchen ein jeder, ob sie gleich insgesammt höchst unwahrscheinlich sind, hätte sollen deutlich dargethan werden, um das Verbrechen zu beweisen. Der Kaiser Theodor Lascaris, der sich einbildete, daß die Zauberey die Ursach seiner Krankheit wäre, ließ die verdächtigen Personen auf die Probe stellen, nach welchen man ein glühendes Eisen ohne sich zu brennen halten mußte. In den Capitularien Carls des Großen, wie auch in den Canonen verschiedner Concilien, und in den alten Gesetzen von Norwegen, sind wider diejenigen Strafen gesetzt, welche im Stande seyn sollen Ungewitter zu erregen, und deswegen tempestarii genennt werden. Zur Zeit der Catharina von Medicis war am französischen Hofe eine Vermischung von Politik, Galanterie, Schwelgerey, Aberglauben und Unglauben. Es war gewöhnlich ein ähnliches Bild der Feinde in Wachs zu machen, um sie zu quälen, wenn man diese Figur an einem langsamen Feuer braten ließ, und sie mit Nadeln stach. Wenn nun ein

Feind in einem solchen Falle von ungefähr starb, so wurde diese Art der Zauberey auf immer festgesetzt. Die Zauberey und Hexerey, wurden in England so allgemein geglaubt, daß es deswegen in einer Verordnung, Heinrichs des VIII. im Jahr 1511. davon heißt, „daß Schmiede, Weber und Weiber große Curen übernehmen, wobey sie zum Theil Zauberey und Hexerey brauchen.“ Die ersten Buchdrucker, welche Deutsche waren, und ihre Bücher zum Verkauff nach Paris brachten, wurden von dem Parlament verurtheilt, als Zauberer lebendig verbrannt zu werden; und sie entgiengen dieser Strafe bloß durch eine schnelle Furcht. Es hatte auch in der That das Ansehen der Zauberey, daß ein Mensch so viele Exemplare von einem Buch, ohne die geringste Abweichung schreiben könnte.

Es giebt viele Exempel von einer außerordentlichen Kraft, die man gewissen Dingen zugeschrieben hat, die an sich von keiner Bedeutung sind. Die Ungarn besassen eine goldne Crone, die mit der besondern Kraft, wie sie glaubten, vom Himmel geschickt wäre, um den Personen, die sie trügen, ein ungezweifeltes Recht zu geben, ihr König zu seyn.

Allein die seltsamste Stärke eines abgeschmackten Aberglaubens, ist eine gewisse Meynung, daß man den Lauf der Vorsehung unterbrechen könne, wenn man gerade zu, einen Handel mit Gott dem Allmächtigen mache, nach welchen er sich gefallen lasse, etwas gewisses anzunehmen. Eine Horde von Tartarn in Siberien, welche auf rußisch Baravinskoi heissen, haben in jeder Hütte einen hölzernen Götzen, der in ihrer Sprache Sheitan genennt wird, und ohngefähr 18. Zoll hoch ist, an welchem sie ihr Gebet um Ueberfluß an Wildpret richten, und ihm dagegen einen neuen Rock oder eine neue Mütze versprechen: eine Art von Handel, der sehr unvernünftig, und doch bey bloßen Wilden noch eher zu

entschul-

entschuldigen ist, als der Handel, den die erleuchteten Römisch-Catholischen mit der Jungfrau Maria machen; da sie unter der Bedingung, wenn sie ihnen aus der Noth hilft, ihr versprechen, daß sie eine Wachskerze auf ihrem Altare bekommen solle. Philipp der II. in Spanien that eine Gelübde, daß, wenn er die Schlacht bey St. Quintin gewönne, er das Closter von Escurial bauen wollte; nicht anders, als ob eine Wohnung für einige müßige Mönche bey dem großen Gott ein Bewegungsgrund seyn könnte, den Lauf seiner Vorsehung zu verändern. *) Denn außerdem, daß es ungereimt ist sich vorzustellen, daß dergleichen Gelübde die Wirkung haben können, die einmal errichteten Gesetze der Vorsehung zu ändern, so verrathen sie auch einen höchst verächtlichen Begriff von der Gottheit, als ob man seine Gnade, wie ein Pferd oder eine Kuh, mit Gelde erkaufen könne.

Allein so ungebunden und unzusammenhängend auch die Begebenheiten den Unwissenden zu seyn scheinen, wenn sie als vergangen betrachtet werden, so bekommen doch die zukünftigen Begebenheiten ein ganz verschiednes Ansehn. Die Lehre von den Vorhersagungen gründet sich augenscheinlich auf den angenommenen Satz, daß die zukünftigen Begebenheiten unveränderlich bestimmt und festgesetzt sind. Es ist keine Neigung in der menschlichen

*) Da Philipp die Schlacht bey St. Quintin, am Feste des heil. Laurentius gewonnen hatte, so glaubte er diesem Heiligen, wegen dieses Sieges eben so sehr, als Gott dem Allmächtigen verbunden zu seyn, und daher bauete er nicht allein das Kloster, welches er gelobet hatte, sondern auch eine Kirche für diesen Heiligen, und einen Pallast für sich, und zwar alles unter einem Dache, und was dabey noch lächerlicher ist, so ist das Gebäude wie ein Rost gebauet, der nach der Legende das Werkzeug zu dem Märtyrertode dieses Heiligen war.

chen Natur, die einen größern Einfluß hat, als die Neubegierde wegen der Zukunft, welche in den finstern Zeiten unumschränkt regieret. Die Menschen haben mit eben so vieler Thorheit als Mühe die Erde, das Meer, die Luft, und sogar die Sterne zu Vorbedeutungen zukünftiger Begebenheiten geplündert. Die Griechen hatten ihre Orakel, die Römer ihre Wahrsager aus dem Fluge der Vögel, und die ganze Welt ihre Ahndungen. Die griechischen Orakel und die römischeen Wahrsagereyen beruheten augenscheinlich auf ihrem Glauben von den Schutzgöttern; und die unzähligen Ahndungen, welche bey schwachen Leuten in jedem Lande einen Einfluß haben, scheinen auf eben diesem Grunde zu beruhen. *) Die alten Historien sind mit Ahndungen, Wundern und Vorhersagungen ganz angefüllet. Livius ist ganz voll von Thorheiten dieser Art. Die unglücklichen Vorbedeutungen, die Appian von Alexandrien berichtet, sind unzählig, welche von der Niederlage des Crassus durch die Parther sollen Vorbedeutungen gewesen seyn; und diejenigen sind an der Zahl nicht weniger, welche sich, nach dem Zeugnisse des Spartianus, bey dem Tode des Kaiser Hadrian ereignet haben. Lampridius erzählt mit großer Ernsthaftigkeit die Vorbedeutungen, daß Alexander Severus würde Kaiser werden: er war an eben dem Tage gebohren, an welchem Alexander der Große starb: er

*) Es ist kein Wunder, daß die Römer auf eine abergläubische Art den Ahndungen und Wahrsagungen ergeben waren; sie setzten, wie die bloßen Wilden, keinen Werth auf eine andere Wissenschaft, als auf die Kriegskunst; und deswegen vertrieben sie alle Philosophen, als unnütze Mitglieder der Gesellschaft. Auf diese Weise ergab sich diese so stolze und im Kriege große Nation blindlings dem Aberglauben, und wurden Sclaven von eingebildeten Uebeln. Sogar ihre größten Geschichtsschreiber waren mit dieser Krankheit gar sehr angesteckt.

er wurde in einem Tempel zur Welt gebracht, der dem Alexander geweyhet war; er wurde Alexander genennt; und ein altes Weib gab seiner Mutter ein purpurfarbnes Hühnerey, welches an seinem Geburtstage gelegt war. Ein Comet ist ein unfehlbares Zeichen, von dem Tode eines Königes. Aber was für eines Königes? nämlich dessen, der zunächst stirbt. Svetonius versichert ganz feyerlich, daß der Tod des Kaisers Claudius durch einen Cometen; und des Kaisers Tiberius durch den Fall eines Thurms, bey einem Erdbeben wäre vorher verkündiget worden. Solche Meynungen, welche allerdings einigen Grund in unserer Natnr haben, nehmen das Gemüth geschwind ein, wenn sie durch Erziehung und Beyspiele verstärket werden. Sogar die Philosophie kann sie nur nach und nach ausrotten: Dieses bezeuget Tacitus, der gründlichste Geschichtsschreiber, welcher es bey dem Tode des Kaisers Otho nicht unterlassen kann, eine thörichte Nachricht von einem seltsamen und unbekannten Vogel zu geben, der damals erschienen war. Er erwähnt es zwar mit einer geziemenden Bescheidenheit, nur als eine von andern erzählte Sache; aber man sieht deutlich aus dem lebhaften Styl seiner Erzählung, daß die Geschichte auf ihn einigen Eindruck gemacht hat. Die alten Deutschen nahmen viele von ihren Vorbedeutungen von Pferden her. *) Es läßt sich kaum etwas sehen oder erdenken, welches die Einwohner von Madagascar, nicht als eine Vorbedeutung zukünftiger Begebenheiten betrachten: Die Indier verlassen sich eben so auf die Wahrsagerey aus den Vögeln, wie die alten Römer. Und obgleich nicht die geringste Wahrscheinlichkeit ist, daß ein bevorstehendes Unglück, durch dergleichen Vorbedeutungen jemals wäre verhindert worden; so ist doch das Verlangen, die zukünftigen Begebenheiten zu wissen,

so

*) *Tacit.* de mor. Germ. c. 10.

so tief in unserer Natur eingewurzelt, daß die Ahndungen auch wider das helleste Licht der Philosophie, allezeit unter dem Pöbel herrschen werden. *)

Was die Prophezeyhungen insbesondere anbetrifft, so kann man noch eines zu ihrer Vertheidigung anführen, daß keine andere Vorbedeutung weniger geschickt ist, Schaden zu thun. Was **Procopius** von den sibyllinischen Aussprüchen anmerkt, läßt sich auch auf gleiche Weise auf die Prophezeyhungen überhaupt anwenden, nämlich, „daß es die Einsicht eines Menschen übersteigt, eine davon vor dem Ausgange der Begebenheiten zu erklären.“ Und da er viele davon angeführt hat, so giebt er folgende Ursache an. „Die Sachen werden darinne nicht in einer gewissen Ordnung, oder zusammenhängenden Rede abgehandelt, sondern wenn z. E. die Unglücksfälle von Afrika erwähnt werden, so berühren sie die Persier, Römer und Assyrier nur obenhin; sodann kommen sie wieder auf die Römer, und fallen sogleich auf die Drangsalen von Britannien.“ **) Ein artiges Beyspiel dieser Bemerkung, ist ein Buch von Weißagungen, welches **Thomas Learimont**, gemeiniglich **Thomas der Reimer** genannt, in Reimen verfertiget hat. Plutarch in dem Leben des Cicero, berichtet; daß der Wärterinn des Cicero ein Gespenst erschienen sey, und vorherge-

*) Ist es nicht kränkend für den menschlichen Stolz, daß ein großer Philosoph (Bacon) über diese Materie eben so, wie der Pöbel denkt? Da er die großen Freudenbezeugungen erwähnt, die man in London bey der Vermählung der Tochter, Heinrich des VII. von England, mit Jacob den IV. von Schottland angestellt, so setzet er hinzu, daß es geschehn sey, „nicht aus einer Zuneigung gegen die Schottländer, sondern aus einem geheimen Triebe und Vorhersehung der großen Vortheile, die aus einer solchen Parthie entstehen würden.“

**) Hist. Goth. lib. 1.

hergesagt habe, daß das Kind eine große Stütze des römischen Staats werden würde; und er macht ganz unschuldiger Weise folgende Betrachtung: „man hätte dieses vielleicht für ein leeres Mährchen halten können, wenn Cicero nicht die Wahrheit dieser Vorhersagung bewiesen hätte; welches in der That eben so viel heißt, als daß im Fall eine Vorhersagung als wahr befunden wird, sie eine wirkliche Prophezeyhung seyn müsse, und im Fall sie nicht eintrifft, auch nur ein leeres Mährchen sey. Es hat überhaupt Prophezeyhungen gegeben, die man nicht so zusammen, wie die sibyllischen Orakelsprüche aufbehalten hat. Napier, der Erfinder der Logarithmen, fand den Tag des jüngsten Gerichts in der Offenbarung vorhergesagt; und er ernannte auch sogar den Tag selbst; den er aber unglücklicher Weise noch überlebte. Er that eine andere Vorhersagung, aber er setzte mit vieler Klugheit den Tag so weit hinaus, daß er nicht nöthig hatte, zum zweytenmale zu erröthen. Michael Stiefel, ein deutscher Geistlicher, brachte seine meiste Lebenszeit mit dem Versuch zu, den Tag des jüngsten Gerichts zu entdecken; und endlich kündigte er seinen Pfarrkindern an, daß er in einem Jahre kommen werde. Die Pfarrkinder, welche einen so schlimmen Kauf noch aufs beste nützen wollten, brachten ihre Zeit sehr lustig zu, und sorgten nicht davor, sich auf ein ander Jahr mit Lebensmitteln zu versehen; und hierinn war ihre Rechnung so genau, daß sie zu Ende des Jahres nicht einen Bissen mehr übrig hatten. Der berühmte Jurieu hat in der Erklärung der Weissagungen eine große Einsicht bewiesen; wovon folgendes eine Probe seyn kann. Er beweist in seinem Buche, die **Erfüllung der Weissagungen**, daß das Thier in der Offenbarung Johannis, welches das poculum aureum, plenum abominationum hält, der Pabst sey; und sein Grund ist, weil die Anfangsbuchstaben dieser vier lateinischen Worte, das Wort papa ausmachen; gewiß eine

sehr sonderbare Weissagung, die es nur im Lateinischen und in keiner andern Sprache ist. Der redliche Leser wird wahrnehmen, daß solche Weissagungen, die unsern Heiland betreffen, und zur Bestätigung der Wahrheit seiner Sendung dienen, nicht zu dem vorhergehenden Schlusse gehören; indem sie nicht der Zukunft zuvorkommen, und das Vorherwissen der zukünftigen Begebenheiten bewirken. Man verstund sie nicht eher, als bis unser Heiland unter den Menschen erschien; und dann sah man erst deutlich ein, daß sie sich auf ihn beziehen.

Es ist in den verschiedenen Veränderungen des Aberglaubens gar kein Ende. Man glaubte in den finstern Zeiten durchgängig, daß man die Geister der Todten durch gewisse Formeln der Anrufung wieder dahin bringen könnte, zukünftige Dinge zu offenbaren. Eine Lotterie in Florenz, die für die Regierung einträglich, und für die Leute verderblich ist, giebt viele Veranlassung zum Aberglauben. Der Käufer der Loose muß, um glücklich zu seyn, sechs und dreyßig Stunden fasten, er muß eine gewisse Anzahl Ave Marias und Pater Nosters hersagen, er muß mit keiner lebendigen Seele reden, er muß nicht zu Bette gehen, und muß fortfahren mit seinem Gebete an die Jungfrau Maria und Heiligen, bis ein gütiger Heiliger erscheint, und die glücklichen Zahlen anzeiget. Der Besitzer der Loose, der von Fasten, Beten und Warten ganz ermüdet ist, fällt in Schlaf. Und nun noch ganz beschäftiget mit den Gedanken, die er wachend hatte, träumt er, daß ein Heiliger erscheint, und die glücklichen Zahlen anzeiget. Ist er nun nicht glücklich, so ärgert er sich über den Mangel seines Gedächtnisses; aber er setzet sein Vertrauen immer noch auf den Heiligen, als auf ein unfehlbares Orakel. Er kauft wieder Loose, er fällt wieder in Schlaf, er sieht Erscheinungen, und ist wieder nicht glücklich.

Die glücklichen und unglücklichen Tage, auf welche man sich so sehr verließ, daß man sie sogar in den griechischen und römischen Calendern anzeigte, machen einen Anfang zu den Prophezeyhungen aus. Die Tartarn unternehmen nie etwas wichtiges an der Mittewoche, als welcher Tag von ihnen für unglücklich gehalten wird. Die nogayischen Tartarn glauben, daß das dreyzehnte Jahr jedesmal unglüklich sey; sie tragen in diesem Jahre nicht einmal ein Schwerdt, indem sie glauben, daß es ihr Tod seyn würde; und sie behaupten, daß nie einer von ihren Kriegern zurückgekommen sey, der in einem, von diesen Jahren einen Feldzug unternommen habe. Sie bringen diese Zeit mit Fasten und Beten zu, und heirathen auch während dieser Zeit niemals. Die Einwohner von Madagascar haben bey der Geburt der Kinder glückliche und unglückliche Tage: sie tödten ohne Barmherzigkeit ein jedes Kind, welches an einem unglücklichen Tage zur Welt kömmt.

Ich beschließe dieses wichtige Stück mit einer Betrachtung, die in jedem vernünftigen Gemüthe einen tiefen Eindruck machen sollte. Die Kenntniß der zukünftigen Begebenheiten, in soweit als sie einen Einfluß auf unsere Aufführung haben soll, kann mit einem Stande der Prüfung, den die Vorsehung dem Menschen in diesem Leben bestimmt hat, nicht bestehen. Es würde ihm die Hoffnung und Furcht benehmen, und ihm nichts zu überlegen, oder einen Vorsatz zu fassen übrig lassen. Kurz, es würde seiner ganzen Thätigkeit ein Ende machen, und ihn zu einem bloß leidenden Wesen herabsetzen. Die Vorsehung hat daher weislich einen Schleyer über die zukünftigen Begebenheiten gezogen, und uns kein ander Licht, um in dieselben einzudringen, als Klugheit und Erfahrung verstattet.

Dies sind einige wenige von den abgeschmackten Meynungen, in Ansehung des Verfahrens der Vorse-

hung, die unter den Christen geherrschet haben, und unter einigen von ihnen noch herrschen. Viele eben so abgeschmackte Meynungen haben auch in spekulativischen Puncten geherrschet. Ich schränke mich hier blos auf ein oder zwey Beyspiele ein; indem es ein ganzes Buch erfodern würde, wenn man ein vollständiges Verzeichniß davon machen wollte. Das erste und bekannteste, welches ich anführen will, ist die Transubstantiation; welche zwar nicht den geringsten Einfluß auf das Leben hat, aber demungeachtet für so nöthig zur Seligkeit gehalten wird, daß man sie über alle moralische Pflichten setzet. Man berufet sich dabey auf die Einsetzungsworte des Abendmahls als den einzigen Grund dieses Glaubensartikels. *) Allein ein jeder muß es einsehen, daß darinne eine Metapher ist: die Stelle kann wegen der letzten Worte in keinem buchstäblichen Verstande genommen werden; indem gewiß der eifrigste Catholicke nicht glaubet, daß die Christen mit unserm Heilande im Himmelreiche neuen Wein trinken werden. Ueberdieses wird nicht einmal angedeutet, daß hier eine wunderbare Verwandlung des Brodtes und Weines in den Leib und das Blut unsers Heilandes vorhanden sey; noch auch daß die Apostel geglaubt hätten, sie äßen das Fleisch ihres Herrn und tränken sein Blut. Der heilige Johannes, als der liebste Jünger, erwähnt nicht ein Wort von dieser Ceremonie, welches er gewiß nicht ausgelassen hätte, wenn er es für einen wesentlichen Glaubensartikel gehalten hätte.

Allein, gesetzt die Transubstantiation wäre in diesem Texte noch deutlicher ausgedrückt als sie wirklich ist; so werden doch verständige Leute keine Erklärung zugeben, die ihren fünf Sinnen widerspricht. Sie werden dabey überlegen, daß kein lebender Mensch jemals die Originalbücher

*) Matth. C. XXVI. 26.

bücher des neuen Testaments gesehen hat; und sie wissen auch nicht gewiß, daß die Ausgaben, die wir jetzt haben, gerade nach dem Originale gemacht sind. Eine jede geringe Abweichung davon ist den Irrthümern unterworfen, welche mit Recht einen Verdacht gegen einen jeden Text erwecken kann, welcher der Vernunft und dem gesunden Menschenverstande widerspricht. Man setze noch hinzu, daß die meisten Christen nicht einmal eine andere Abschrift von dem Originale haben, worauf sie ihren Glauben bauen, als eine Uebersetzung in eine andere Sprache.

Dies führet mich nunmehr zu dem, was mich vornehmlich bewogen hat, dieses Beyspiel zu wählen. Gott und die Natur haben uns die Vernunft gegeben, um die Wahrheit von der Falschheit zu unterscheiden. Wenn wir nun bey aufrichtigem und unpartheyischem Nachdenken entdecken, daß ein Satz wahr oder falsch ist, so ist es nicht mehr in unserm Vermögen gleichgültig zu bleiben, wir müssen urtheilen, und nach unserm Urtheile einen Ausspruch thun. Ja, ich sage noch mehr, es ist eine Pflicht, die wir unserm Schöpfer schuldig sind, einen Ausspruch zu thun; denn wozu hat er uns die Vernunft gegeben, als daß wir unsern Glauben darnach leiten sollen? Ueber dieses können wir uns darauf, als auf eine unmittelbare Wahrheit verlassen, daß uns Gott niemals einen Glauben auflegen wird, der nicht allein unsrer Vernunft sondern auch unsern Sinnen widerspricht.

Jedoch der folgende Einwurf wird vielleicht Leuten von geringem Verstande besser gefallen. Die Transubstantiation ist ein sehr außerordentliches Wunder, welches alle Tage und in allen Winkeln der Erde von Priestern wiederholet wird, die sich weder durch ihre Frömmigkeit noch guten Wandel vorzüglich auszeichnen. Nun verlange ich eine Antwort auf folgende deutliche Frage: Wozu dienet eine solche Verschwendung von Wundern.

Ich sehe dabey gar keine Absicht. Aber ich entdecke eine sehr schlimme Absicht, wenn sie einigen Einfluß haben, nämlich, daß sie die Römischcatholischen zu mehrerer Grausamkeit gewöhnen, als sogar die unwissenden Wilden nicht begehen; einige von ihnen verzehren zwar das Fleisch ihrer Feinde; aber keiner von ihnen ißet das Fleisch ihrer Freunde, noch weniger ihres größten Freundes. Jedoch ich weis, um den Leuten von dieser Religion Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß dieses vermeynte Wunder keinen Einfluß auf ihre Sitten hat: mir scheint es unmöglich, daß ein Mensch im Ernste glauben kann, daß das Brodt und der Wein, die im Abendmahle gebraucht werden, wirklich in den Leib und Blut unsers Heilandes sollten verwandelt werden. Die römische Kirche verlangt den Glauben von der Transubstantiation; und ein eifriger Catholik denkt aus bloßem Gehorsam, daß er es glaube. Man überzeuge nur einmal einen Menschen, daß die Seligkeit vom Glauben abhange, so wird er alles glauben; das ist, er wird sich einbilden, daß er es glaube. *)

Es

*) Ein Reisender, welcher das Haus der Jungfrau Maria in Loretto beschreibt, machet dabey folgende Betrachtung, „wenn so viele Heiligen mit solchen Wunderkräften begabet sind, und wenn so viele Reliquien und heilsame Brunnen die gefährlichsten Krankheiten heilen können, so ist es zu verwundern, daß dort die Aerzte leben, oder andere Leute sterben können. Allein die Leute sterben hier, wie an andern Orten, und sogar die Geistlichen, welche von den, durch Reliquien gewirkten Wundern predigen, werden krank und sterben, wie andere Menschen.“ Allein es ist ein anders zu glauben, und ein anders sich einbilden, daß man glaube. Im Jahr 1666. erschien ein Jude mit Namen Sabatai Levi zu Smyrna, und gab vor, er wäre der wahre Messias, und viele erkannten ihn für einen solchen. Der Großsultan

Es zeigt den stärksten Einfluß des Aberglaubens an, daß unsre ersten Reformatorn, die doch sehr geneigt waren sich von dem römischen Glauben zu unterscheiden, diese Lehre demungeachtet annahmen. Die Lutheraner hatten nicht einmal die Entschuldigung der Unaufmerksamkeit: sie fügten nach reiflicher Untersuchung noch eine Ungereimtheit mehr hinzu; indem sie lehren, daß das Brodt und der Wein in den Leib und das Blut unsers Heilandes verwandelt werde, und doch Brodt und Wein wie zuvor bleibe; und dieses wird von ihnen die Consubstantiation genennt. Ich bin versichert, daß jetzt nicht ein einziger von ihnen einen solchen Gedanken heget.

Viele Personen sind scharfsichtig genug, die Falschheit zu entdecken, wenn man sie auf der lächerlichen Seite vorstellet. Es gehöret allerdings eine sehr feine Hand dazu, um eine ernsthafte Materie zum Beweis der Wahrheit, durch das Lächerliche anzugreifen; und deswegen will ich auch hierbey nichts von meinem eigenen anführen. Ich werde aber meinen Lesern einige Auszüge aus einem Buche mittheilen, welches bey den Römischcatholischen im größten Ansehn stehet. Die Transubstantiation wird zwar darinne auf eine sehr ernsthafte

sultan verlangte zum Beweise seiner Sendung ein Wunder; und that ihm den Vorschlag, daß er sich als ein Ziel, darnach zu schießen hinstellen sollte, und versprach ihm, daß er ihn für den wahren Messias halten wollte, wenn er unverwundet bliebe. Sabatai, welcher diese Probe ausschlug, wurde ein Türke, um nur sein Leben zu retten. Allein man bemerke nur die Blindheit des Aberglaubens: Sabatai war zwar täglich auf den Straßen in Constantinopel in türkischer Tracht zu sehen, und demungeachtet blieben die Juden dabey, daß der wahre Sabatai im Himmel aufgenommen sey, und nur seinen Schatten zurückgelassen habe; und wahrscheinlicher Weise bilden sie sich auf die frömmste Art ein, daß sie es glaubten.

Art nebst allen Ceremonien und Pünctlichkeiten, die daraus herfließen, abgehandelt, allein nach meinem Geschmack kann nichts bessers verfertiget werden, um dieser Sache ein lächerlichers Ansehn zu geben. Das Buch selbst ist das römische Missal, woraus folgendes eine wörtliche Uebersetzung ist.

„Die Messe kann in der Materie, und der Form, in dem Priester oder in der Handlung fehlerhaft seyn. Zu erst in der Materie. Wenn das Brodt nicht von Waitzen ist, oder wenn dabey eine so große Vermischung mit anderm Mehle ist, daß man es kein Waitzenbrodt nennen kann, oder wenn es sonst verdorben ist, so macht es kein Sacrament. Wenn es mit Rosenwasser oder einem andern abgezogenen Wasser angemacht ist, so ist es zweifelhaft, ob es ein Sacrament macht oder nicht. Obgleich das Verderben des Brodts seinen Anfang genommen hat, oder gesäuert ist, so ist es doch ein Sacrament, aber der Meßpriester sündiget auf eine schwere Weise.“

„Wenn der Meßpriester vor der Einsetzung bemerket, daß die Hostie verdorben oder nicht von Waitzen ist, so muß er eine andere nehmen: Wenn er es nach der Einsetzung bemerket, so muß er immer noch eine andere nehmen, und sie verschlucken, und darauf muß er auch die erste verschlucken, oder sie einem andern geben, oder sie an einem Orte ehrerbietig aufheben. Hat er aber die erste verschluckt, ehe er ihre Mängel bemerket, so muß er demungeachtet auch die vollkommene Hostie verschlucken; weil das Gebot von der Vollkommenheit des Sacraments von größerer Wichtigkeit ist, als das Gebot es nüchtern zu nehmen. Wenn die geweyhete Hostie, durch einen Zufall, z. E. durch einen Wind, durch ein Wunder, oder durch ein Thier wegkömmt, so muß man eine andere weyhen.“

„Wenn

„Wenn der Wein ganz sauer, oder verdorben, oder aus unreifen Weintrauben gemacht, oder mit so viel Wasser vermischt ist, daß es den Wein verdirbt, so ist es kein Sacrament. Wenn der Wein angefangen hat, sauer oder verdorben, oder ganz neu oder mit Wasser vermischt, oder mit Rosenwasser, oder mit anderm abgezogenen Wasser vermischt zu seyn, so macht er zwar ein Sacrament, aber der Priester versündiget sich schwerlich.“

„Wenn der Priester vor der Einsetzung bemerket, daß die Materialien nicht schicklich sind, so muß er inne halten, ob man vielleicht schickliche Materialien bekommen kann; aber nach der Einsetzung muß er fortfahren, um kein Aergerniß zu geben. Wenn man durch Warten die schicklichen Materialien erlangen kann, so muß er darauf warten, damit das Opfer nicht unvollkommen bleiben möge.“

„Zweytens, in der Form. Wenn einige von den Worten der Einsetzung ausgelassen, oder in Worte von einer verschiedenen Bedeutung verändert werden, so ist es kein Sacrament: Wenn sie in Worte von eben der Bedeutung verändert werden, so macht es zwar ein Sacrament, aber der Priester versündigt sich schwerlich.“

„Drittens, in dem Priester. Wenn er die Absicht nicht hat, ein Sacrament zu machen, sondern zu betrügen; wenn daselbst ein Theil des Weins, oder eine Oblate ist, die er nicht siehet, und nicht willens ist, zu weyhen; wenn er eilf Oblaten vor sich hat, und gesonnen ist, nur zehen zu weyhen, und nicht bestimmt, was für zehne er im Sinne hat: so kann in diesen Fällen die Einsetzung nicht statt finden, weil der Vorsatz darzu erfodert wird. Wenn er denkt, daß nur zehn da sind, und gesonnen ist, sie alle vor sich zu weyhen, so sind sie alle geweyht; daher sollten die Priester allezeit einen solchen Vorsatz haben. Wenn der Priester, indem er denkt,

daß er nur eine Oblate hat, nach der Einsetzung findet, daß zwo zusammenkleben, so muß er sie beyde nehmen. Und er muß alle Ueberbleibsel der geweyheten Materie wegnehmen; denn sie gehören alle zu eben demselben Opfer. Wenn er bey der Einsetzung wegen seines flatterhaften Gemüths nicht den wirklichen Vorsatz, sondern bey der Annäherung zum Altar den möglichen Vorsatz hat, so macht es ein Sacrament; ob gleich die Priester darauf bedacht seyn sollten, sowohl den möglichen, als auch wirklichen Vorsatz zu haben."

„Der Priester kann auch ausser dem Vorsatze, in seiner Gemüthsart fehlerhaft seyn. Wenn er suspendirt, oder abgesetzt, oder in Bann gethan, oder unter einer Todsünde ist, so macht er zwar ein Sacrament, aber er versündigt sich schwerlich. Er kann auch in der Beschaffenheit seines Körpers fehlerhaft seyn. Wenn er nicht von Mitternacht an gefastet, wenn er Wasser, oder ein ander Getränk, oder Speise, sogar als eine Arzeney gekostet hat, so kann er die Communion nicht halten. Wenn er Speise oder Trank, vor Mitternacht zu sich genommen, und wenn er auch nicht geschlafen oder verdauet hat, so sündigt er nicht. Aber wegen der Beunruhigung des Gemüths, welche die Andacht verhindert, erfodert es die Klugheit sich zu enthalten. Wenn einige Ueberbleibsel von Speise, die noch in dem Munde kleben, mit der Hostie verschluckt werden, so verhindern sie die Communion nicht, wenn sie nur nicht als Speise, sondern als Speichel verschluckt werden. Eben dieses gilt auch, wenn bey dem Auswaschen des Mundes ein Tropfen Wasser verschluckt wird, so ferne es nur wider unsern Willen geschieht."

„Viertens in der Handlung. Wenn ein erfoderliches Stück fehlt, so ist es kein Sacrament; z. E. wenn es nicht an einem heiligen Orte, oder auf einem ungeweyheten Altar, oder auf einem nicht mit drey Tüchern bedeckten

deckten Altar gehalten wird; wenn keine Wachslichter da sind; wenn es nicht zwischen Tagesanbruch und Mittag gehalten; wenn der Priester nicht sein Morgengebet gesagt hat; wenn er eins von der priesterlichen Kleidung wegläßt; wenn diese Kleider und die Altartücher nicht von einem Bischoffe gesegnet sind; wenn kein Diener zugegen ist, oder einer, der nicht dienen sollte. Z. E. Ein Frauenzimmer; wenn kein Kelch da ist, dessen Deckel von Gold, oder Silber, oder Zinn ist; wenn das Meßgewand nicht von reiner Leinewand und in der Mitte mit Seide gezieret, und von einem Bischoffe gesegnet ist; wenn der Priester mit bedecktem Haupte feyert; wenn kein Missal zugegen ist, ob er es gleich auswendig weis."

„Wenn eine Mücke oder Spinne nach der Einsetzung in den Kelch fällt, so muß er es mit dem Blute verschlucken, wenn er es thun kann; ausserdem mag er es herausnehmen, mit Wein waschen und verbrennen, und es mit dem ausgewaschenen Wein auf den heiligen Boden werfen. Wenn Gift in den Kelch fällt, so muß das Blut auf eine Leinewand ausgegossen werden, und darauf so lange bleiben, bis es trocken ist, sodann muß es verbrannt, und die Asche auf den heiligen Boden geschüttet werden. Wenn die Hostie vergiftet ist, so muß sie in einem Tabernakel aufbehalten werden, bis sie verdorben ist."

„Wenn das Blut im Winter friert, so muß man warme Tücher um den Kelch legen; und wenn dieses noch nicht hinreichend ist, so muß man den Kelch in kochend Wasser setzen."

„Wenn etwas von dem Blute Christi aus Nachläßigkeit auf den Boden fällt, so muß es mit der Zunge aufgeleckt und der Ort abgeschabt werden, und das abgeschabte muß verbrannt, und die Asche auf einen heiligen Boden begraben werden."

„Wenn

„Wenn der Priester das Abendmahl wegbricht, und die Stücken scheinen noch ganz zu seyn, so muß es auf das ehrerbietigste aufgeleckt werden. Wenn dieses ein Ekel verhindert, so muß es so lange aufbehalten werden, bis es verdorben ist. Wenn die Stücken nicht mehr ganz zu seyn scheinen, so kann man das Ausgespiehene verbrennen, und die Asche auf den heiligen Boden schütten.“

Da der vorhergehende Artikel wider Vermuthen zu einer erstaunlichen Größe angewachsen ist, so werde ich nur noch einen andern Artikel hinzusetzen, der auch zu gleicher Zeit sehr kurz ist; und dieses ist das athanasianische Glaubensbekenntniß. Es ist eine Zusammensetzung unverständlicher Worte; und doch sollen wir bey Strafe der ewigen Verdammniß einen jeden Artikel davon glauben. Da es den Glauben von offenbaren Widersprüchen anbefiehlt, so scheint es mit Fleiß zu einem Probierstein einer sclavischen Unterwerfung unter die tyrannische Macht eines stolzen und hochmüthigen Priesters gemacht zu seyn. *)

Das dritte Capitel.

Der Gottesdienst.

In dem vorhergehenden Capitel ist das stufenweise Wachsthum des Gefühls von der Gottheit, von seinem unvollkommenen Zustande, unter den Wilden bis zu seiner Reife unter den erleuchteten Nationen unter-

sucht

*) Der Bischoff Burnet scheint noch zweifelhaft zu seyn, ob dieses Glaubensbekenntniß vom Athanasius verfertigt sey; doch sind meiner Vermuthung nach, seine Zweifel kaum hinreichend, wider die einmüthige Meynung der christlichen Kirche von einigem Gewichte zu seyn.

sucht worden, so daß es uns ein großes Wesen zeigt, dem alle andere Dinge ihr Daseyn zu danken haben, welches die Welt gemacht hat, und sie nach den vollkommensten Gesetzen regieret. Und unsere Vorstellung von der Gottheit, welche aus diesem Gefühle entsteht, wird noch durch einen unmittelbaren Satz verstärkt, daß nothwendig ein Wesen, welches keinen Anfang gehabt, vorhanden seyn muß. Betrachten wir Gott, als den Urheber unsers Daseyns, so sind wir ihm Dankbarkeit schuldig, betrachten wir ihn, als den Regierer der Welt, so sind wir ihm Gehorsam schuldig: und auf diese Pflichten ist die Verbindlichkeit, die wir haben, ihn anzubeten, gegründet. Ferner, Gott schuff den Menschen zur Gesellschaft, und pflanzte in seine Natur das moralische Gefühl, um seine Aufführung in diesem Zustande zu leiten. Kann man nicht aus diesen Vordersätzen mit Gewißheit schließen, daß es der Wille Gottes sey, daß die Menschen den Vorschriften des moralischen Gefühls zur Erfüllung einer jeden Pflicht der Gerechtigkeit und Wohlgewogenheit gehorchen sollen? Diese moralischen Pflichten sind unser vornehmstes Geschäfft in diesem Leben; indem sie nicht allein durch einen Grund der Moral, sondern auch der Religion eingeschärft werden.

Die Moral bestehet, wie bereits in einem vorigen Versuche gezeigt worden, aus zween großen Zweigen, nämlich, aus dem moralischen Gefühl, welches unsere Pflicht gegen den Menschen entwickelt, und aus einem thätigen moralischen Grunde, der uns antreibt, diese Pflicht zu vollziehen. Die natürliche Religion besteht ebenfalls aus zween großen Zweigen, nämlich, aus dem Gefühl von der Gottheit, welches unsre Pflicht gegen unsern Schöpfer entwickelt, und aus dem thätigen Grunde der Andacht, der uns antreibt unsre Pflicht gegen ihn zu vollziehen. Die Allgemeinheit des Gefühls von der Gottheit zeiget, daß es angebohren ist: und eben die

Ver-

Vernunft zeiget, daß der Grund der Andacht angebohren ist; indem alle Menschen in der Verehrung höherer Wesen übereinstimmen, so groß auch der Unterschied ist, der sich in der Art der Anbetung befindet.

Beyde Zweige der Pflicht, die wir Gott schuldig sind, nämlich, ihn zu verehren, und seinem Willen in Ansehung unserer Nebengeschöpfe zu gehorchen, sind von dem Propheten Micha *) in folgenden nachdrücklichen Worten zusammen gefaßt. „Es ist dir gesagt, o Mensch, was gut ist, und was der Herr von dir fodert: nämlich, Gottes Wort halten, und Liebe üben und demüthig seyn, vor deinem Gott.“ Die zween zuerst erwähnten Artikel, sind moralische Pflichten gegen unsere Nebengeschöpfe; und was diese anbetrifft, so bestehet dasjenige, was der Herr von uns fodert, darinne, daß wir unsre Pflicht gegen andere nicht nur nach Anleitung des moralischen Gefühls, sondern auch weil es der Wille unsres Schöpfers ist, dem wir einen vollkommenen Gehorsam schuldig sind, ausüben sollen. Dieser Zweig unsrer Pflicht ist zu einem zweyten Abschnitte bestimmt: Gegenwärtig aber wollen wir von dem Gottesdienste handeln, der in dem dritten Puncte enthalten ist, nämlich, demüthig vor Gott zu wandeln.

Erster Abschnitt.

Die gottesdienstliche Anbetung.

Unsre Verbindlichkeit Gott anzubeten, oder vor ihm demüthig zu wandeln, gründet sich, wie bereits oben bemerkt worden, auf die zwey großen Principia der Dankbarkeit und des Gehorsams: Indem beyde hauptsächlich ein reines Herz, und ein wohlgesinntes Gemüth erfodern. Jedoch die Verehrung im Herzen ist alleine nicht

*) C. VI. 8.

nicht hinreichend: Es werden noch überdieses äußerliche Zeichen erfodert, welche andern das Gefühl, so wir von diesen Pflichten haben, nebst dem festen Vorsatze sie zu erfüllen, zu erkennen geben. Man wird aus dem folgenden sehen, daß dieses der Wille Gottes ist. Der Grund der Andacht hat zwar ebenfalls etwas von der Unvollkommenheit unsrer Natur an sich; allein so schwach sie auch ursprünglich ist, so kann sie doch durch Uebung gar sehr gestärket werden. Die Privatübung ist hierzu nicht hinreichend. Die Natur und folglich auch der Gott der Natur verlangen eine öffentliche Uebung, oder einen öffentlichen Gottesdienst: denn die Andacht pfleget sich, wie die Freude, oder die Betrübniß fortzupflanzen; und wird durch eine gemeinschaftliche Mittheilung in einer zahlreichen Gesellschaft gar sehr verstärket. Eine ordentliche Fertigkeit, unsre Dankbarkeit und Gehorsam öffentlich auszudrücken, ermangelt niemals das Gemüth zu reinigen, und es von allen unerlaubten Unternehmungen abzuziehen. Dies ist der wahre Bewegungsgrund des öffentlichen Gottesdienstes; und nicht, was man gemeiniglich einschärft, nämlich, daß er von uns als ein Zeichen unsers Gehorsams gegen Gott und seine Gesetze verlangt werde: Gott, der das Herz kennet, bedarf keines solchen Zeugnisses. *) Ich will hier noch über diesen Hauptpunct hinzusetzen, daß die Gesetzgeber sorgfältig vermeiden sollten, durch Belohnungen und Strafen ihn einzuschärfen: Die menschlichen Gesetze können das Herz nicht treffen, worinne das Wesen des Gottesdienstes bestehet: Sie können vielleicht eine verdrüßliche Gewohnheit eines Gottendienstes bewirken, indem sie die äußerliche Handlung von der wahren innerlichen Neigung trennen, aber es kann auch für die wahre Religion nichts schädlichers

*) Arnobius erklärt den Dienst, denn wir Gott leisten, auf eine sehr vernünftige Art in seinem Buche, adversus Gentes. lib. 1.

chers seyn. Das einzige, was man mit Sicherheit wagen kann, bestehet darinne, daß man den öffentlichen Gottesdienst, als eine Polizeysache zur Erhaltung der guten Ordnung und zur Verhinderung böser Exempel der Macht eines Richters unterwirft.

Die Religion des Confucius, welche die gelehrten und vornehmen Personen in China und Tunquin bekennen, bestehet in einer tiefen innerlichen Verehrung Gottes, oder des Königes des Himmels, oder in der Ausübung einer jeden moralischen Tugend. Sie haben weder Tempel, noch Priester, noch eine festgesetzte Einrichtung des äußerlichen Gottesdienstes: Ein jeder betet das höchste Wesen auf eine solche Art an, die er für die beste hält. Dies ist in der That das feinste System der Religion, welches jemals unter den Menschen statt gefunden hat. Es ist aber demungeachtet ein unüberwindlicher Einwurf darwider, nämlich, daß es dem menschlichen Geschlechte nicht angemessen ist. Es würde eine vortrefliche Religion für Engel seyn; allein sie ist sogar für Weise und Philosophen zu sehr verfeinert.

Ich gehe nunmehr zu den Abweichungen von dem wahren Gottesdienste fort, und mache den Anfang vom Dienste, den die Furcht veranlasset, und welcher deswegen unter den Wilden ganz allgemein ist. Die amerikanischen Wilden glauben, daß die unzähligen niedern Gottheiten meistentheils zum Schaden geneigt sind; sie bekümmern sich um den höchsten Gott gar nicht, weil er gut ist; und sie richten ihren Dienst nur an die bösen niedern Gottheiten, um sie zu besänftigen, daß sie ihnen kein Leid thun mögen. Die Einwohner der molukischen Inseln, welche das Daseyn böser unsichtbarer Wesen glauben, die dem höchsten gütigen Wesen untergeordnet sind, schränken ihren Dienst nur auf die erstern ein, um ihren Zorn abzuwenden; und ein Stück ihres Dienstes besteht darinne, daß sie ihnen Speise vorsetzen, und hoffen, daß

wenn

wenn der Bauch voll sey, auch weniger Lust zum Schaden seyn werde. Der Gottesdienst der Einwohner von Java ist ziemlich eben derselbe. Die Negers von Benin dienen dem Teufel, wie es Dapper ausdrückt, und opfern ihm Menschen und Thiere. Sie erkennen zwar ein höchstes Wesen, welches die Welt erschaffen hat, und sie durch seine Vorsehung regieret; aber sie achten ihn nicht, denn sie sagen, „es ist unnöthig, wo nicht gar unverschämt ein Wesen anzurufen, welches gut und gnädig ist, und uns nicht beleidigen oder plagen kann.“

Die strengen Büßungen, die man beynahe in allen Religionen ausübet, entstehen aus eben dieser Wurzel. Es heißt dieses nichts anders, als sich so elend als möglich zu machen, um nur auf einige Weise den unsichtbaren bösen Mächten gefällig zu seyn. Daher rühren die entsetzlichen Büßungen der Fakirs in Hindostan, die es an Kasteyungen den alten christlichen Einsiedlern und Mönchen weit zuvorthun. Einige von diesen Fakirs bleiben Zeitlebens in einer Stellung: einige legen sich niemals nieder, einige haben allezeit ihre Arme über den Kopf erhoben: und einige zerfleischen ihren Körper mit Messern und Peitschen. Die Stadt Jagrenate in Hindostan wird sehr häufig von Pilgrimmen besucht, von denen einige über 30. Meilen weit herkommen, die sie nicht mit Gehen oder Fahren, sondern durch Messung des Weges, mit der Länge ihrer Körper reisen; in welcher Art der Bewegung von einem Ort zum andern einige ganze Jahre zubringen, ehe sie ihre Pilgrimschaft vollenden. Eine gewisse fromme Secte, welche man Bubsdoists vom Bubs dem Stifter nennte, gieng vor einigen hundert Jahren nach Japan. Diese hatte sich über die alte Secte der Sintos vornehmlich, durch ihre strenge Lebensart und Kasteyungen erhoben. Die Denkungsart dieser Secte flößt nichts als eine erstaunliche Furcht vor den Göttern ein, die als rachgierig und als

allezeit beleidigt geschildert werden. Die Leute von dieser Religion bringen ihre meiste Zeit damit zu, daß sie sich selbst quälen, um ihre eingebildete Fehler zu büssen, und sie werden von ihren Priestern mit einer unumschränkten Gewalt und Grausamkeit behandelt, die nur mit der spanischen Inquisition zu vergleichen ist. Die Sitten des Volks sind wild, grausam und unbändig, so wie sie der erschreckliche Aberglauben immer zu bewirken pflegt. Die Vorstellung von unsichtbaren bösen Mächten, die ehemals allgemein war, ist sogar unter Christen noch nicht ausgerottet; und ich berufe mich deswegen auf das Fasten und Geisseln unter den Römischcatholischen, die bey ihnen für ein wesentliches Stück der Religion gehalten werden. Diejenigen Leute, welche von solchen andächtigen Schrecken angesteckt sind, werden niemals im Ernste überzeugt, daß ein aufrichtiges Herz und eine gesunde Moral das Wesen der Religion ausmachen. Die Lehre der Jansenisten von der Buße und Kasteyung zeigt deutlich, so sehr sie sich auch selbst betrügen mögen, daß sie einen Eindruck von der Gottheit, als einem bösen Wesen haben. Sie halten davor, daß die durch den Fall Adams zugezogene Schuld, eine ungeheure Sünde sey, die man durch Handlungen der Kränkung, als durch Martern und Quälen des Körpers mit mühsamer Arbeit, mit außerordentlichem Fasten, beständigem Gebete und Betrachtung büssen müsse. Ihre Bußen für die erbliche und freywillige Sünde werden bis zur Ausschweifung getrieben: und diejenigen, welche durch eine so harte Zucht ihr Leben endigen, werden die geheiligten Schlachtopfer der Buße genennt, die durch das Feuer der göttlichen Liebe verzehret werden. Solche Selbstmorde sollen in den Augen des Himmels sehr verdienstlich seyn; und man glaubt, daß ihr Leiden den Zorn Gottes besänftigen müsse. Es ist eine herrschende Meynung in vielen Ländern, daß der ehelose Stand, ein Stand der Reinigkeit und

Voll-

Vollkommenheit sey; unter den Heyden durfte sich kein verheiratheter Mann auf einige Tage, da er sein Weib erkannt hatte, dem Altare nähern; und diese lächerliche Vorstellung von der Befleckung trug sehr viel bey, den ehelosen Stand unter den römischcatholischen Priestern einzuführen. Der Kaiser Otho wurde im Jahr 1218. ein vorzüglicher Büssender: aber anstatt durch Buße und Wiedererstattung seine Sünden zu versöhnen, so legte er sich nieder, und ließ sich von seinen Küchenjungen mit Füssen treten; und unterwarf sich oft der Geißelung, welche ihm die Mönche anthaten. Der Kaiser Carl der V. war gegen das Ende seines Lebens vor Furcht der Hölle ganz niedergeschlagen. Die Mönche waren seine einzigen Gesellschafter, mit denen er seine Zeit mit Singen der Lieder zubrachte. Er geißelte sich in geheim zur Versöhnung seiner Sünden mit solcher Strenge, daß man seine Geißel nach seinem Tode mit Blut gefärbet fand. Und er war auch mit diesen Handlungen der Büßung noch nicht zufrieden: sondern er strebte bey fortdaurender furchtsamen Bekümmerniß nach etwas außerordentlichen und nach einer neuen und sonderbaren Handlung der Frömmigkeit, um seinen Eifer zu zeigen, und die Gnade des Himmels zu verdienen. Die Handlung, auf welche er seine Absicht richtete, war so wild als nur eine seyn kann, welche der Aberglauben jemals einem kranken Gehirn eingeflößet hat: er wollte sein eigen Leichenbegängniß feyern. Er ließ sein Grab in der Capelle des Klosters bauen: seine Bedienten giengen in Leichenprocession voran, und hatten schwarze Wachskerzen in ihrer Hand: er folgte ihnen in seinem Sarge: er wurde mit vieler Feyerlichkeit in seinen Sarg geleget: die Todtenmesse wurde gesungen; und er selbst vereinigte sich in dem Gebete, welches man für seine Requiem darbrachte, und vergoß Thränen mit seinen Leichenbegleitern. Die Ceremonie beschloß sich damit, daß man seinen Sarg mit

Weyhwasser besprengte; und als sich die Leichenbegleiter hinweg begeben hatten, so wurden die Thüren der Capelle zugeschlossen. Sodann stund Carl auf aus seinem Sarge, und schlich sich heimlich in sein Zimmer.

Die Geschichte von den alten Opfern ist nicht so genau, daß sie in jedem Falle gewiß anzeigte, auf welchem Grunde sie beruheten, ob auf der Furcht, und auf der Dankbarkeit für die empfangenen Wohlthaten, oder auf einer Bitte um die zukünftigen Gnadenbezeigungen. Die Menschenopfer gehören ohne Zweifel zu dem gegenwärtigen Capitel; denn weil sie den Zorn einer bösen Gottheit besänftigen sollten, so konnten sie keinen andern Bewegungsgrund, als die Furcht haben, und sie sind auch in der That eine schreckliche Wirkung dieser Leidenschaft. Es ist nicht nöthig mit Anführung von Beyspielen die Zeit zu verlieren, welche denen bekannt genug sind, welche die alte Geschichte wissen. Eine große Anzahl derselben ist in den historischen Abhandlungen von Gesetzen gesammelt; zu welchen ich noch hinzu setze, daß auch die Cimbrer, Deutschen, Gallier nnd besonders die Druiden, Menschenopfer hatten, welches Julius Cäsar, Strabo, und andere Schriftsteller bezeugen. Ein Volk an dem Mißisippi, mit Namen Tensas beten die Sonne an, und haben, wie die Natches ihre Nachbarn, einen Tempel für dieses große Licht, nebst einem heiligen Feuer darinnen, welches beständig brennet. Der Tempel, der vom Einschlagen des Blitzes zu brennen anfieng, stund in vollen Flammen, als einige französische Reisende sahen, daß sie ein Kind nach dem andern in das Feuer warfen, um dadurch die erzürnte Gottheit zu besänftigen. Der Prophet Micha *) eiferte wider solche Opfer sehr heftig.

Die alten Perser erkannten den Oromazes und Arimanes, als ihre großen Götter, und als die Urheber des Guten

*) C. VI. 6.

Guten und Bösen gegen die Menschen. Allein ich finde nicht, daß Arimanes als das böse Principium, jemals ein Gegenstand einer gottesdienstlichen Verehrung gewesen ist. Die Gaures, welche die alte Religion der Perser bekennen, richten ihre Anbetung nur an einen gütigen und allmächtigen Gott.

Zunächst folget nunmehr die Verehrung der Gottheit, als eines solchen Wesens, dem man ums Lohn dienet. Hieher gehören die Opfer und Gaben, entweder aus Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten, oder aus Eigennutz, um sich zukünftige Gnadenbezeigungen dadurch zu verschaffen, welches ich aber um der erwähnten Ursache willen nicht wagen werde zu unterscheiden. Da man in den ältesten Zeiten glaubte, daß die Götter den Menschen ähnlich wären, so ist es nicht zu verwundern, daß die Menschen sich bemüheten, ihre Gunst zu erlangen, und zwar durch solche Gaben, welche ihnen selbst die angenehmsten waren. Es ist wahrscheinlich, daß die ersten Opfer von dieser Art, wohlriechende Kräuter waren, die im Feuer einen lieblichen Geruch gaben, welcher der Gottheit sogar in einer Entfernung in die Nase fahren möchte. Das Brennen des Rauchwerks für ihre Götter, wurde in Mexico und Peru beobachtet; und geschieht noch gegenwärtig auf der Insel Corea. Es wird selten eine bequeme Gelegenheit versäumet, um den Religionseifer zu einem Fond des Reichthums für die Priester zu machen. Es war nicht schwer das unwissende Volk zu bereden, daß die Götter sowohl essen als riechen könnten, und daß alles, was man einem Gott zur Speise in den Tempel brächte, auch von ihm verzehrt würde.

Was die jüdischen Opfer anbetrifft, so waren sie von Gott selbst verordnet, um dieses halsstarrige Volk in einer täglichen Erinnerung ihrer Abhängigkeit rein zu erhalten, und es, wo möglich, von der Abgötterey abzuziehen. Allein dieses ungehorsame Geschlecht blieb

nicht bey der Reinigkeit dieser Stiftung, sie verfielen unvermerkt auf die Vorstellung, daß ihr Gott ein gewinnsüchtiges Wesen sey; und in diesem Character allein wurde der Opferdienst gegen ihn verrichtet. Die verschiedenen Gaben wurden ihm nicht allein, als ein Zeichen ihrer Abhängigkeit, sondern auch vornehmlich, um seinen Zorn abzuwenden, und seine Gnade wieder zu erlangen, reichlich dargebracht. *)

Die Religionsbegriffe der Griechen waren auf gleiche Weise sehr unrein: sie konnten sich nicht vorstellen, daß zur Erlangung der Gnade ihrer Götter, ein kräftigeres Mittel, als die Geschenke wären. Homer beschreibt seine Götter, als höchst gewinnsüchtig. Im vierten Buche der Iliade sagt Jupiter: „Unter allen diesen Städten wird Troja von dem Jupiter geehret. Niemals steht der Altar leer vor mir, man schüttet Gaben vor mir aus, und ein wohlriechender Rauch steigt zum Himmel hinauf.“ Im fünften Buche, wo er von einem Krieger redet, welcher, wie man hernach erfuhr, Diomedes war, sagt er: „Er ist ein Gott, und eine Macht, die wider die Trojaner, wegen unbezahlter Gelübde, erbittert ist: verderblich ist der Zorn der Götter.“ Diomedes bittet die Minerva, „mit deinem Arme halte von mir den Feind ab: eine jährige, breitstirnige, ungezämte und wilde Kuh soll, o Königinn, deine seyn: ich will sie dir opfern mit Gebet, und ihre Hörner

*) Es wird in den alten Schriftstellen nie erwähnt, daß man den Göttern, Fische zum Opfer gebracht hätte. Die Ursache ist, wie ich glaube, daß man die schmackhafteste Speise des Menschen, auch als die angenehmste für ihre Götter hielt; daß die Wilden nie eher an die Fische dachten, als bis die Landthiere selten wurden; und daß sowohl die Materie, als auch die Form der Opfer lange vorher, ehe die Menschen zur Fischspeise ihre Zuflucht nahmen, festgesetzt war.

Hörner vergolden.„ Von eben der Art sind die Gaben, welche die abergläubischen Catholiken der Jungfrau Maria und den Heiligen darbringen. Electra bittet den Apollo in der Tragödie dieses Namens in folgenden Worten: „O! erhöre auch die Electra, die niemals ermangelt hat, mit freygebiger Hand ihre auserlesensten Gaben vor deinen Altären niederzulegen; nimm das geringe Alles an, was mir noch zu geben bleibt.“

Die Leute in Hindostan versöhnen ihre Sünden, wie bereits gemeldet worden, durch schwere Buße, aber sie wissen nichts von Darbringung einiger Gaben für die Gottheit, noch auch von Abwendung seines Zorns durch das Blut der Thiere. Sie halten es vielmehr für eine Sünde, ein lebendiges Geschöpf zu erschlagen, so daß sie deswegen von Früchten und Kräutern leben müssen. Dieses aber ist zu übertrieben: indem Gott niemals die Absicht haben konnte, die thierische Speise zu verbieten, da der Mensch sich anfänglich vornehmlich darauf verlassen mußte. Die Enthaltsamkeit von der thierischen Speise zeiget aber dennoch in der Religion von Hindostan eine größere Leutseligkeit an, als man in einem andern bekannten Lande davon antrifft. Die Einwohner von Madagascar sind in einer Beschaffenheit der Religion, die unter vielen Nationen befindlich ist, nämlich, sie erkennen ein höchstes gütiges Wesen, und viele niedere böse Gottheiten. Das meiste von ihrem Dienste ist zwar an die letztern gerichtet; aber sie sind doch vor vielen andern Nationen so weit gekommen, daß sie dem höchsten Wesen Opfer darbringen, ohne dabey weder Götzenbilder noch Tempel zu brauchen.

Die Philosophie und die gesunde Vernunft haben bey den gesitteten Nationen den Gottesdienst gereiniget, und das Bekenntniß wenigstens von Gaben und Opfern vertrieben. Das Wesen, welches die Welt erschaffen hat, regieret sie durch unveränderliche Gesetze, weil sie die bestmögli-

chen sind; und es ist ein gottloser Gedanke, wodurch die Gottheit erniedriget, und mit uns gleich gemacht wird, wenn man sich einbildet, daß Gott durch Gebebte, Gaben oder Opfer könne bewegt werden, seinen Plan der Regierung zu verändern: „Höre mein Volk, und ich will wider dich zeugen: ich Gott, bin dein Gott. Ich will nicht von deinem Hause Farren nehmen, noch Böcke aus deinen Ställen. Denn alle Thiere im Walde sind mein; und Vieh auf den Bergen, wo sie bey tausend gehen. Meinest du, daß ich Ochsenfleisch essen wolle, oder Bocksblut trinken? Opfere Gott Dank, und bezahle dem Höchsten deine Gelübde. Rufe mich an in der Noth; so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen.“*) „Du hast nicht Lust zum Opfer, ich wollte dir es sonst wohl geben; und Brandopfer gefallen dir nicht. Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängster Geist; ein geängstes und zerschlagen Herz wirst du nicht verachten.“ **) „Ich habe Lust an der Liebe, und nicht am Opfer: und an Erkenntniß Gottes, und nicht an Brandopfer.“ ***) In den finstern Zeiten erblickt man einen großen äußerlichen Schein der Religion, und sehr wenig innerlichen Gottesdienst des Herzens: Hingegen in den Zeiten der Philosophie einen warmen Dienst des Herzens und sehr wenig äußerlichen Schein.

Dies ist ein schicklicher Ort für die Geschichte der Abgötterey; welche, wie man hernach sehen wird, aus dem Gottesdienste entstanden ist, den die Menschen von seichtem Verstande und groben Begriffen, bey denen die unsichtbaren Dinge einen geringen Eindruck machen, gänzlich verdorben haben.

Die Wilden, sogar von der niedrigsten Classe, haben einen Eindruck von unsichtbaren Mächten, ob sie sich gleich

*) Psalm. 50.
**) Psalm. 51.
***) Hosea C. VI.

gleich keinen deutlichen Begriff von ihnen machen können. Allein ein solcher Eindruck ist zur Uebung der Andacht zu schwach. Die Wilden, sie mögen nun eine Liebe gegen ein gutes Wesen, oder eine Furcht gegen ein böses Wesen, empfinden, sind ohne eine Art von sichtbarem Gegenstande zu ihrer Aufmunterung nicht zufrieden. Ein großer Stein diente anfänglich zu dieser Absicht; zwar ein sehr niedriges Werkzeug zum Gottesdienst; aber doch nicht ganz einfältig, wenn es auf folgende Art, wie es höchst wahrscheinlich ist, eingeführt wurde. Es war unter den Wilden eine sehr alte und natürliche Gewohnheit, den Ort, wo ihre würdigen Männer begraben waren, mit einem großen Steine zu bezeichnen; wovon wir in der alten Geschichte besonders in den Gedichten des Ossians deutliche Spuren finden. „Setzet mir, sagt Calmar, der tödlich verwundet war, einen Stein des Andenkens, damit die zukünftigen Zeiten meinen Ruhm hören, und die Mutter Calmars sich über den Stein meines Ruhms freuen möge.“ Da nun der Aberglaube in den spätern Zeiten diese Helden vergöttert hatte, so glaubten ihre Verehrer, die sich wie ehemals, über die ihnen geweyheten Steine freueten, daß diese Steine bey jeder Handlung des Gottesdienstes, den sie ihren neuen Gottheiten darbrachten, ebenfalls wesentlich wären. Die Tradition zeiget noch viele Steine in verschiedenen Gegenden der Welt, die man ehemals zum Gottesdienste gebraucht hat. Ein großer Stein, den die Pessenuntier, ein Volk in Phrygien, unter den Namen Idaea mater verehret hatten, wurde durch eine feyerliche Gesandschaft zu diesem Volke nach Rom gebracht; indem man in den sybillinischen Büchern gefunden hatte, daß die Römer, wofern sie nicht diese Götter bekommen könnten, niemals über den Hannibal siegen würden. Pausanias erwähnt viele Steine in Griechenland, die verschiednen Gottheiten gewidmet waren; insonderheit dreyßig

viereckigte Steine in Achaja, auf welchen die Namen eben so vieler Götter eingegraben waren. Eben so gedenkt er in einer andern Stelle einer sehr alten Statue der Venus auf der Insel Delos, welche anstatt der Füsse nur einen viereckigten Stein hatte. Dieses kann vielleicht in der Geschichte von Griechenland ein seltsamer Umstand zu seyn scheinen, wenn man bedenkt, daß alle griechische Götter ursprünglich Sterbliche waren, die man leicht durch Statuen vorstellen konnte: Allein in jener frühen Zeit wußten die Griechen eben so wenig von der Bildhauerkunst, als die rohesten Nationen. Es ist vielleicht nicht leicht die Meynung der Wilden von solchen Steinen zu finden: Die natürliche Vermuthung ist wohl, daß man einen großen Stein, der zum Dienst einer gewissen Gottheit gewidmet war, als ihr zuständig betrachtete. Diese Vorstellung von einem Eigenthume hatte eine doppelte Wirkung: Die Anbeter wurden durch den Begriff von dem Steine auf die Gottheit geführt; und der Stein diente darzu, daß sie ihre zerstreueten Gedanken sammleten, und nur auf einen Gegenstand richteten. Man bildete sich über dieses ohne Zweifel ein, daß eine gewisse verborgene Kraft, die dem Steine mitgetheilt worden, ihn heilig oder unverletzlich machte. Man stellet sich sogar unter erleuchteten Leuten vor, daß eine gewisse Art von Kraft oder Heiligkeit in dem Orte des Gottesdienstes befindlich wäre. Warum nicht auch bey einem Steine, welcher einer Gottheit gewidmet ist? Die alten Aethiopier führten in ihren Gottesdienst die Figur einer Schlange, als ein Sinnbild der Gottheit ein: Zweene Creuzweis gelegte Stöcke stellten den Castor und Pollux, als römische Gottheiten vor: Ein Wurfspieß stellte ihren Gott Mars vor; und in der Tartarey wurde ehemals der Gott des Krieges unter dem Sinnbilde eines alten rostigen Säbels verehret. Die alten Perser bedienten sich des heiligen Feuers, als eines Sinn-

bildes des großen Gottes. Die Negers in Congo Angola haben zwar unzählige Bilder, aber sie sind demungeachtet im eigentlichen Verstande keine Abgötter: Sie glauben, daß diese Bilder nur Werkzeuge sind, wodurch die Götter ihren Willen den Anbetern derselben zu erkennen geben.

Wenn der Gebrauch, den man bey dem Gottesdienste von den Steinen und andern Sinnbildern machte, auf diese Weise vorgestellt wird, so kann es seltsam zu seyn scheinen, daß die verständigen Griechen sogar zu der Zeit, da sie in den schönen Künsten so schnell zunahmen, doch in die Abgötterey verfielen. Allein ihr Wachsthum in der Bildhauerkunst war die Ursache davon. Sie fiengen an, die Köpfe der Männer und Weiber, welche ihre vergötterten Helden vorstellten, in Steinen auszuhauen, und diese Köpfe wurden auf Steine gesetzt, welche diesen Gottheiten gewidmet waren. Bey dem Fortgange der Kunst wurden Statuen ausgearbeitet, die nach allen Gliedern vollständig waren; und endlich wurden Statuen der Götter gemacht, welche eine solche Würde und Majestät ausdrückten, daß sie unvermerkt bey den Anschauern einen Grad der Andacht gegen die Statuen selbst erweckten. Man höre nur, was Quinctilian hierüber saget. „Die Mängel des Polycletus wurden durch den Phidias und Alcamines ersetzet. Jedoch sagt man, daß Phidias mehr Geschicklichkeit gehabt habe, die Statuen der Götter, als der Menschen zu machen. In den Werken von Elfenbein hatte er seines Gleichen nicht, und wenn er auch nichts mehr, als die Minerva zu Athen, und den Olympischen Jupiter in Elis verfertiget hätte, dessen Schönheit sogar die angenommene Religion noch vermehrt zu haben scheinet; indem die majestätische Statue dem Gotte selbst so ähnlich war.“ Hier wird ein Grund zur Abgötterey gelegt; und wir wollen ihren Fortgang weiter untersuchen. Solche Statuen, wie

sich

sich Quinctilian vorstellt, dienen gar sehr die Andacht zu entzünden; und während einer solchen Hitze der frommen Leidenschaft, wird die Abbildung außer Augen gesetzt, und die Statue wird eine Gottheit. Dieses ist auch nicht sonderbar. Der Zorn verursacht eine noch außerordentlichere Veränderung: Wenn ich meine podagrische Zehe von ungefähr an einen Stein stoße, so verwandelt die Heftigkeit des Schmerzens, bey mir den Stein auf einige Augenblicke in ein thätiges Wesen; und ich lasse meinen Zorn daran aus, als ob er wirklich ein solches Wesen wäre. Es ist wahr, das Bild wird zwar nur während der Hitze der Andacht für eine Gottheit gehalten; und wenn diese nachläßt, so sinkt das Bild wieder zu seinem ursprünglichen Zustande der Vorstellung herab. Allein häufige Beyspiele von dieser Art haben endlich unter ungelehrten Leuten die Wirkung, daß sie das Bild in eine Art einer beständigen Gottheit verwandeln; was solche Leute sehen, machet bey ihnen einen tiefen Eindruck; und was sie nicht sehen, wirket wenig oder gar nicht auf sie. Es ist noch etwas, welches zur Beförderung dieser Täuschung zum Anblicke hinzukömmt: nämlich, die Andacht, welche ein wirksamer Grund in dem menschlichen Herzen ist, äußert sich bey dem niedrigsten Gegenstande, wenn kein edlerer Gegenstand vor Augen ist.

Die alten Perser hielten das heilige Feuer zwar nur für ein Sinnbild des großen Gottes: aber man erwies diesem Sinnbilde eine solche Verehrung und begegnete demselben mit einer so großen Ceremonie, daß es das gemeine Volk endlich als eine Art der Gottheit anbetete. Die Priester der Gaures bewachen das heilige Feuer Tag und Nacht: Sie unterhalten es mit dem reinesten Holz ohne Rinde: Sie berühren es nicht mit einem Schwerdt oder Messer: Sie blasen es nicht mit Blasebälgen oder dem Munde an; und sogar der Priester darf sich demsel-

ben

ben nicht eher nähern, als bis er den Mund mit feiner Leinwand bedeckt hat, damit er es mit seinem Athem nicht verunreinige: und wenn es von ungefähr ausgelöscht ist, so muß es durch Feuerschlagen mit einem Feuersteine, oder durch ein Brennglas wieder angezündet werden.

Der Fortgang der Abgötterey zeiget sich noch deutlicher, wenn man auf die Religion der Griechen und Römer Achtung giebt. Die Griechen brauchten, wie schon oben erwähnt worden, bey ihrem Gottesdienste Steine, ehe noch die Abgötterey eingeführt wurde: und wir sehen aus dem Varro, daß die Römer 170. Jahre nach dem Numa weder Statuen noch Bilder in ihren Tempeln hatten. Sobald aber als die Statuen der Götter gewöhnlich wurden, so erlangten sie nach und nach eine größere Hochachtung. Die griechischen und römischen Schriftsteller reden von einer göttlichen Kraft, welche den Statuen mitgetheilet sey; und einige von den römischen Schriftstellern reden von dem Numen eines Gottes, welches in seiner Statue befindlich sey, als von einer ganz bekannten Sache. Arnobius, in seinem Buche wider die Heyden, läßt einen Heyden folgende Meynung vorbringen. „Wir glauben nicht, daß das Metall, welches eine Statue ausmacht, weder Gold noch Silber, noch Erzt, ein Gott sey. Aber wir glauben, daß eine feyerliche Weyhung den Gott herab bringe, um sein Bild zu bewohnen; und es ist der Gott allein, den wir in diesem Bilde verehren.“ Dieses erklärt die römische Ceremonie, die Schutzgötter der von ihnen belagerten Städte zu ihrer Parthey einzuladen: Die Römer, so grausam als sie auch waren, hatten doch sehr vielen Aberglauben; und da sie deswegen mit den Schutzgöttern sogar ihrer Feinde nicht streiten wollten, so bemüheten sie sich, diese Götter durch bloße Versprechung und Versicherung einer anständigen Verehrung auf ihre Seite zu ziehen. Und weil sie nicht hoffen konnten, daß eine

Statue

Statue ihren Platz verändern würde, so müssen sie sich vorgestellt haben, daß sie den Schutzgott durch diese Ceremonie bewegen könnten, sein Numen zu entziehen, und die Statue, als einen todten klumpen Materie zu verlassen. Da Stilpo durch den Areopagus zu Athen verbannet wurde, weil er behauptet hatte, daß die Statue in dem Tempel der Minerva, nicht die Göttinn, sondern ein Stück Materie sey, welches Phidias ausgehauen habe; so wurde er gewiß nicht deswegen verdammet, weil er gesagt hatte, daß die Statue vom Phidias gemacht wäre, welches eine allgemeine bekannte Sache war: sondern seine Ketzerey bestund darinne, weil er läugnete, daß das Numen der Minerva in dieser Statue befindlich wäre. Augustus, welcher seine Flotte zweymal durch Sturm verlohren hatte, verbot, daß man den Neptun mit den andern Göttern in Procession herumtragen sollte; indem er sich einbildete, daß er sich durch die Vernachläßigung der Statue, worinne sein Numen wohnte, an den Neptun gerächet hätte.

Sobald als die Heiligen in der christlichen Kirche vergöttert wurden, so wurden auch ihre Bilder Gegenstände der Verehrung; und zwar aus einer angenehmen Einbildung, daß ein solcher Dienst die Seelen der Heiligen in die Bilder, die sie vorstellten, herabziehe. Und dieses ist eben die Lehre, welche Arnobius in der oben angeführten Stelle den Heyden zuschreibt; und sie ist von dem Glauben der heydnischen Tartarn und Ostiaken eben nicht sehr unterschieden. In dem eilften Jahrhunderte war ein heftiger Streit über die Bilder in der griechischen Kirche; indem viele behaupteten, daß in den Bildern unsers Heilandes und der Heiligen, eine anklebende Heiligkeit befindlich wäre; welche ein schicklicher Gegenstand der Verehrung wäre; und daß die Christen ihren Dienst nicht auf die vorgestellten Personen einschränken, sondern auch auf ihre Bilder ausdehnen müßten.

Da die unwissenden und wilden Nationen sich keinen andern Begriff von der Gottheit als von einem Wesen machen können, welches einem Menschen ähnlich und nur an Macht und Größe höher ist, so sind die Bilder der Gottheit bey verschiedenen Nationen nach dieser Vorstellung gemacht. Es ist zwar leicht eine gewisse Aehnlichkeit eines Menschen zu machen; aber wie soll die Macht und Größe vorgestellt werden? Die anständige Ausführung dieser Sache würde einen Hogarth erfodern. Allein die Wilden gehen weit ungeschickter zu Werke; sie bemühen sich einen Menschen mit vielen Köpfen, und mit noch mehrern Händen vorzustellen. Die nordlichen Tartarn scheinen keine andern Gottheiten, als gewisse Statuen oder Bilder zu haben, die sehr schlecht aus Holz verfertiget sind, und nur eine entfernte Aehnlichkeit mit der menschlichen Gestalt haben. Sie suchen eine so grobe Ungereimtheit, als ob ein Gott durch Menschen Hände könnte verfertiget werden, dadurch zu bemänteln, daß sie sich einbilden, als ob dieses Bild mit einer Seele begabt sey: Es würde aber den Klügsten unter ihnen in Verlegenheit setzen, wenn er sagen sollte, woher diese Seele gekommen wäre. Diese Seele ist ihrer Vorstellung nach zu erhaben, als daß sie beständig in einem Stücke Materie wohnen sollte: Sie glauben, daß sie in einem anständigern Orte befindlich sey, und daß sie nur das Bild des Götzen besuche, wenn sie durch Bitten und Flehen herniedergerufen werde. Sie opfern diesem Götzen, indem sie seinen Mund mit dem Fette der Fische beschmieren, und ihm das warme Blut eines auf der Jagd getödteten Thieres darbringen. Der letzte Schritt besteht darinne, daß sie die Seele des Götzen mit einem Freudengeschrey, als eine Art von Begleitung beehren, wenn sie nach Hause zurückkehret. Die Ostiaken haben einen hölzernen Götzen, welcher der alte Mann des Oby heißt, und der Beschützer ihrer Fischerey ist: Er hat Augen von

Glas,

Glas, und einen Kopf mit kurzen Hörnern. Wenn das Eis zu brechen anfängt, so kommen sie haufenweise zu diesem Götzen, und bitten, daß er ihrer Fischerey gnädig sey. Ist die Fischerey nun nicht glücklich, so wird er mit Vorwürfen beladen: ist sie aber glücklich, so bekömmt er seinen Antheil von dem Fischfange. Sie machen für ihn eine Mahlzeit, und reiben sein Maul mit dem besten Fette; und wenn die Mahlzeit geendiget ist, so begleiten sie die Seele des Götzen, ein wenig auf ihrem Wege, indem sie in die Luft mit ihren Prügeln schlagen. Die Ostiaken haben einen andern Götzen, der so reichlich mit Milch gefüttert wird, daß es auf beyden Seiten des Löffels wieder heraus läuft, und auf die Bekleidung herabfällt, welche aber niemals ausgewaschen wird, weil die Reinlichkeit bey diesem Volke für kein wesentliches Stück der Religion gehalten wird. Es ist in der That erstaunlich ungereimt, sich vorzustellen, daß unsichtbare Seelen eben so wie menschliche Geschöpfe Speise nöthig haben. Und gleichwohl herrschte eben diese Ungereimtheit auch in Griechenland.

Die alten Deutschen, ein mäßiges und verständiges Volk, pflegten weder ihre Götter durch Statuen vorzustellen, noch auch ihnen Tempel zu bauen. Sie hielten ihren Gottesdienst in heiligen Haynen. *) Die Aegyptier bedienten sich aus einer richtigen Vorstellung, daß ein unsichtbares Wesen keine Aehnlichkeit mit einem sichtbaren haben kann, zur verblümten Bezeichnung der Eigenschaften ihrer Götter der hieroglyphischen Figuren; und sie brauchten hierzu nicht allein die Figuren der Vögel und vierfüßigen Thiere, sondern auch der Gewächse; z. E. Knoblauch und Zwiebeln. Dieser verblümte Zusatz der Religion, der an sich unschuldig war, brachte die Aegyptier zu dem niedrigsten Grad der Abgötterey. Da die hieroglyphischen Figuren, dieser oft aus ungleich-

artigen

*) *Tacit.* de moribus Germ. c. 9.

artigen Theilen zusammen gesetzt waren, weder einem göttlichen noch menschlichen Wesen ähnlich sind; so nahm das gemeine Volk, welches die sinnbildliche Bedeutung außer Augen setzte, die auch nur von Poeten und Philosophen verstanden wird, die bloßen Figuren für wirkliche Gottheiten. Und wie kann man es wohl anders erklären, daß man den Ochsen, den Affen und die Zwiebel in Egypten als Gottheiten verehret habe? Allein man muß dieses auch bloß von dem gemeinen Volke verstehen. Es ist kaum zu vermuthen, daß der verständigere Theil des Volks sollte auf eine so grobe Art gedacht haben; und wir haben auch das Zeugniß des Plutarchs, um daran zu zweifeln. Er bemerket in seinem Capitel über die Isis und den Osiris, daß die Egyptier den Ochsen, die Katze und andere Thiere verehrten, nicht als Gottheiten, sondern als Abbildungen derselben, wie ein Bild, welches man in einem Spiegel sieht; oder wie er es in einem andern Theile eben dieses Capitels ausdrückt, „ eben so, wie wir die Aehnlichkeit der Sonne in einem Tropfen Wassers sehen.“ Jedoch dieses mag seyn wie es will, so war der egyptische Gottesdienst doch ein merkwürdiges Beyspiel von dem Einflusse der Andacht: Wie mächtig muß sie nun in ihrer Reinigkeit seyn, da sie sich sogar in einer falschen Richtung wider ein jedes Hinderniß des gemeinen Menschenverstandes einen Weg bahnet! Ja, man erwies diesen Thieren nach dem Zeugniß des Diodor aus Sicilien, eine solche Hochachtung, daß die Egyptier in einer großen Hungersnoth es nicht wagten, die heiligen Thiere anzurühren, ob sie gleich genöthigt waren, sich selbst unter einander zu verzehren. Die Verehrung, welche man in Hindostan einer Kuh erwies, entstund wahrscheinlicher Weise aus eben dieser Ursache, nämlich, daß man sie als ein Sinnbild der Gottheit gebraucht hatte. Eine Schlange von einer besondern Art, ungefähr einer Elle lang, und von der Dicke eines Men-

schen Arms, wird von den Whidans in Guinea angebetet. Sie hat einen großen runden Kopf, durchdringende Augen, eine kurze spitzige Zunge, und eine glatte Haut, die sehr schön gesprenkelt ist. Sie hat eine starke Abneigung gegen alle andere von der giftigen Art, und ist außerdem ganz unschädlich und zahm. Da es ein Hauptverbrechen ist dergleichen Schlangen zu tödten, so wandern sie überall, sogar in Schlafzimmern ganz ungestört herum. Sie verursachten im Jahr 1697. eine lächerliche Verfolgung. Ein Schwein, welches von einer solchen Schlange geplagt wurde, stieß sie so lange mit seinen Hauzähnen, bis sie starb. Die Priester brachten ihre Klage bey dem König an; und da es niemand wagte, ein Vertheidiger der Schweine zu seyn, so wurde ein Befehl gegeben, daß man das ganze Geschlecht schlachten sollte. Es wurden auch sogleich viele tausend Messer gewetzet; und das ganze Schweinegeschlecht würde seyn ausgerottet worden, wenn sich nicht der König ins Mittel geschlagen, und den Priestern vorgestellt hätte, daß sie mit dem unschuldigen Blute, welches sie bereits vergossen hätten, zufrieden seyn sollten. Der Haß und die Grausamkeit wüthen niemals heftiger als unter der Masque der Religion.

Es ist erstaunlich, wie sehr die gesittetesten Nationen ehemals zur Abgötterey geneigt waren. Die Tyrier legten dem Herculus, ihrem Schutzgott, da sie vom Alexander belagert wurden, Ketten an, damit er nicht zum Feinde übergehen möchte, und eben dieses soll man auch in Sparta beobachtet haben. Da die Stadt Ambracia von den Römern eingenommen, und eine jede Statue ihrer Götter nach Rom geführt wurde, so beklagten sich die Ambracier sehr heftig, daß ihnen nicht eine einzige Gottheit übrig bliebe, die sie anbeten könnten. Um wie viel vernünftiger sind die Braminen, welche ihren Schülern lehren, daß die Götzen, nur als Sinnbilder der Gottheit

dazu

dazu bestimmt sind, daß sie die Aufmerksamkeit des Pöbels befestigen sollen!

Die ersten Statuen in Griechenland und Toscana waren mit Flügeln versehen, um die schnelle Bewegung der Götter anzudeuten. Diese Statuen waren so ungeschickt gemacht, daß sie kaum menschlichen Geschöpfen, und noch weniger einer Gottheit ähnlich waren. Allein die vortreflichen Statuen, die in spätern Zeiten verfertiget wurden, sollten ihrer Meynung nach den dadurch vorgestellten Gottheiten aufs genaueste ähnlich seyn: Und daher rühret auch die gemeine Vorstellung, daß die Götter Flügel haben, und daß die Engel Flügel haben.

Ich komme nunmehr zu dem, was man in der Geschichte der Abgötterey für den zweyten Theil ansehen kann. Die Statuen wurden anfänglich, wie wir gesehen haben, nur als Abbildungen der Gottheit gebraucht; aber hernach wurden sie in Gottheiten selbst verwandelt. Die Ungereimtheit blieb hierbey nicht stehen. Die Leute, welche mit den sichtbaren Gottheiten noch nicht zufrieden waren, die man in den Tempeln zur öffentlichen Anbetung errichtet hatte, wollten auch gern eigene Privatgottheiten haben, die sie als ihre Schutzgötter anbeten könnten; und diese Gewohnheit breitete sich so weit aus, daß unter vielen Nationen eine jede Familie hölzerne oder steinerne Hausgötter hatte. Eine jede Familie in Kamtschatka hat einen Schutzgott in der Gestalt eines Pfeilers, mit dem Kopfe eines Menschen, der das Haus wider die bösen Geister beschützen soll. Sie geben ihm täglich Speise, und salben den Kopf mit dem Fette der Fische. Der Prophet Jesaias *) stellet diese Art der Vergötterung auf einer sehr lächerlichen Seite vor. „Die Hälfte verbrennet er in Feuer, und über der an-

*) C. 44.

dern Hälfte bratet er Fleisch: aber das übrige macht er zum Gott, daß es sein Götze sey: davor er kniet und niederfällt und betet, und spricht; errette mich, denn du bist mein Gott.“ Die große Vermehrung mußte nothwendig die Hausgötter gewissermaßen verächtlich machen: Die Erwartung des Guten von ihnen konnte vielleicht noch einigen kaltsinnigen Dienst hervorbringen; aber es konnte keine wirkliche Andacht im Herzen dabey seyn. Die Chinesische Art ihre Hausgötter zu behandeln, kann diese bestätigen. Wenn ein Chineser nicht erlangt, was er bittet, so sagt er: „Du geistlicher Hund, ich gebe dir ein gutes Quartier, du bist schön vergoldet, und wirst mit wohlriechendem Rauchwerk bedienet; und doch entziehest du mir die nothwendigen Bedürfnisse des Lebens.“ Bisweilen binden sie den Götzen mit einem Strick und ziehen ihn durch den Koth. Die Einwohner in Ceylon begegnen ihren Götzen auf eben diese Weise. Thor, Wodan und Friga, waren die großen Gottheiten der Scandinavier. Sie hatten zu gleicher Zeit auch niedere Gottheiten, die ihrer Meynung nach Menschen gewesen und wegen ihrer guten Werke in den Himmel versetzt waren. Mit diesen letztern machten sie nicht viel Umstände, und weigerten sich, ihnen zu dienen, wenn sie nicht gütig waren; und sie bestraften dieselben wohl gar mit der Verbannung, und ließen sie nach einiger Zeit in Hoffnung einer Besserung wieder zurückkommen. Die Hausgötter wurden von den Ostiaken nicht ehrerbietiger, als von den erwähnten Völkern behandelt. Allein sie haben öffentliche Götzen, besonders einige von Erz, welche sie sehr hoch schätzen: Die Festigkeit des Metalls ist ihrer Einbildung nach mit der Unsterblichkeit verbunden; und sie erweisen diesen Götzen eine große Achtung wegen ihrer Kenntniß und Erfahrung, die sie in so langer Zeit müssen erlangt haben.

Die

Die Heiligen oder Schutzgötter werden bisweilen unter den Römischcatholischen nicht besser, als unter den Heyden behandelt. Der Capitain Brydon sagt: „Da wir in Portugall waren, so waren die Leute vom Castell Branco auf den heiligen Antonius so erbittert, weil er, wie sie sagten, wider sein ausdrückliches Versprechen die Stadt von den Spaniern hatte plündern lassen, daß sie viele von seinen Statuen zerbrachen; und einer davon, die sie mehr als die übrigen verehrten, den Kopf abnahmen, und an seiner Stelle den Kopf des heiligen Franciscus setzten. Der große Heilige Januarius war in der letzten Hungersnoth zu Neapel in augenscheinlicher Gefahr. Sie schmäheten und schimpften ihn, und sagten gerade heraus, daß, wenn er ihnen nicht in einer gesetzten Zeit Getraide verschaffte, er nicht länger ihr Heiliger seyn sollte. Die Schutzpatronin von Catanea am Fuße des Berges Aetna ist die heilige Agatha. Ein Strom von der Lava brach über die Mauren herein, und verwüstete einen großen Theil dieser schönen Stadt. Wo war damals die heilige Agatha? Die Leute sagten, daß sie dieselbe zum Zorne gereitzt hätten; daß sie aber schon lange wieder mit ihnen ausgesöhnet wäre, und versprochen hätte, daß sie die Lava niemals wieder beschädigen sollte. Am Fuße des Berges Aetna ist eine Statue eines Heiligen, als ein Denkmaal aufgerichtet, weil er verhindert hat, daß die Lava nicht auf den Berg Taurominum gelaufen, und diese Stadt zerstört hat; indem der Heilige die Lava in ein niedriges Thal nach der See zu geführet hat.

Wenn ein Reisender einmal von dem rechten Wege abweicht, so pflegt er immer in der Irre herum zu wandern. Porphyrius erzählt, daß in Anubis einer Egyptischen Stadt, ein wirklicher Mensch, als ein Gott verehret worden; und dieses wird auch vom Minucius Felix in seiner Schutzschrift für die Christen behauptet. Viele

Schriftsteller haben gesagt, daß die Tartarn ihren Hohenpriester mit Namen Dalai Lama, für unsterblich hielten. Allein dieses ist ein Irrthum: Sein Tod wird durch das ganze Land bekannt gemacht; und die Couriers, die man sogar nach Pekin schickt, zeigen es dem Kaiser von China an: Sein Bild wird auch von dem Portale der großen Kirche abgenommen, und das Bild seines Nachfolgers an dessen Stelle wieder aufgesetzt. Das System der Seelenwanderung, welches man in diesem Lande annimmt, hat den Irrthum veranlaßt. Sie glauben, daß der heilige Geist, welcher den Dalai Lama belebet, nach seinem Tode in den Körper seines Nachfolgers übergeht. Man glaubt daher, daß der Geist und nicht der Körper unsterblich sey. Demungeachtet ist der Dalai Lama der Gegenstand der tiefsten Verehrung. Die tartarischen Fürsten schicken ihm täglich Geschenke, und fragen ihn um Rath, wie ein Orakel: Sie unternehmen sogar eine Wanderschaft, um ihn persönlich zu verehren. Er wird in einem abgelegenen Theile des Tempels mit Edelgesteinen bedeckt, und Creuzweis sitzend gezeigt: Sie fallen in einer Entfernung vor ihm nieder, indem es ihnen nicht erlaubt ist, seine Zehe zu küssen. Die Priester treiben sogar einen Handel mit seinem Unflathe, welcher begierig und zu einem hohen Preise gekauft, und in einer goldnen Büchse, die am Halse hängt, als ein Verwahrungsmittel wider alles Unglück aufbehalten wird. Es ist beynahe eben so mit dem Creutze Christi, oder mit der Milch der Jungfrau Maria, wo es gewiß niemals an einer Menge von diesen köstlichen Sachen fehlen wird, um alle Nachfragen darnach zu befriedigen: Die Priester werden aus Mitleiden lieber einen gewissen Theil davon verschaffen, als zugeben, daß die Andächtigen aus Mangel an solchen Gütern mit ihrem Gelde wieder weggehen. Die Person des Japanischen Pabstes oder Kaisers der Kirche wird für so heilig gehalten, daß es

eine

eine Todsünde seyn würde, wenn man ihm seinen Bart oder seine Nägel abschneiden wollte. Allein abgeschmackte Gesetze werden auch niemals standhaft beobachtet. Der Bart und die Nägel werden zur Nachtzeit abgeschnitten, wenn man vermuthet, daß der Priester schläft; und alles dasjenige, was man ihm auf diese Weise nimmt, wird als von ihm gestohlen angesehen, und ist keine Vergreifung an seiner Heiligkeit.

Man sieht aus der Geschichte Mosis, daß die Juden Abgötter waren, da sie noch im Lande Gosen wohnten. Sie waren auch, ungeachtet ihrer wunderbaren Errettung von dem egyptischen Könige, und ungeachtet der täglichen Wunder, die unter ihnen in der Wüsten geschahn, zu einer sichtbaren Gottheit so sehr gewöhnt, daß sie sogar während der kurzen Abwesenheit Mosis auf dem Berge, ein goldnes Kalb verfertigten, und es als ihren Gott anbeteten. „Und der Herr sprach zu Mose: Gehe, steige hinab; denn dein Volk, daß du aus Egypten geführet hast, hat es verderbet. Sie sind schnell von dem Wege getreten, den ich ihnen geboten habe. Sie haben ihnen ein gegossen Kalb gemacht, und haben es angebetet, und ihm geopfert, und gesagt: das sind deine Götter, Israel, die dich aus Egyptenland geführet haben.“ *) Die Geschichte der Juden zeigt, wie schwer es sey, ein verwildertes Volk, welches dem Aberglauben zugethan, und durch eine eingewurzelte Gewohnheit gefesselt ist, von der Abgötterey zurück zu führen. Was für Blutvergießen kostete es, um dieses halsstarrige und verkehrte Volk zur wahren Religion zu bringen! Und alles war vergeblich. Das Buch der Richter insbesondere ist voll von öftern Rückfällen derselben, von ihrem unsichtbaren Gott, zu den sichtbaren Göttern anderer Völker. Und ohne Zweifel entstund ihr heftiges Verlangen nach einem sichtbaren

*) 2. B. Mos. C. XXXII. 7.

König, wie es in dem ersten Buche Samuelis erzählt wird, blos daher, weil sie eines sichtbaren Gottes beraubet waren. Es war nöthig, die Bilder zu verbieten, *) sonst würden sie dieselben in sichtbare Gottheiten verwandelt haben: Und es war sehr klug, den Mangel eines sichtbaren Gottes durch unzählige Gebräuche und Ceremonien zu ersetzen; welche deswegen auch das Hauptstück des jüdischen Gottesdienstes wurden.

Es scheinet mir aus der ganzen Geschichte der Juden deutlich zu erhellen, daß ein grobes Volk auch keiner andern, als einer groben Religion fähig ist; und daß es ohne einen erleuchteten Verstand vergeblich ist, an die Ausrottung des Aberglaubens und der Abgötterey zu denken. Und man siehet an den zweyen goldnen Kälbern, welche Jerobeam verfertigen ließ, und dabey sagte: „Siehe deine Götter o Israel, welche dich aus Egypten geführet haben," **) daß die Juden nach allen Bündnissen, und nach allen Züchtigungen und Wundern doch nicht von der niederträchtigsten Abgötterey abgezogen wurden. Das Volk von Juda verfiel ebenfalls wieder unter dem Rehabeam, dem Sohne Salomons, in den Götzendienst. ***) Jehu, der König der zehen Stämme gestattete zwar nicht den Dienst anderer Götter; †) aber er fuhr fort, die zwey goldnen Kälber des Jerobeams anzubeten. ††) Eben so beteten die Juden bis auf die Zeit des Königs Zedekia die eherne Schlange an, welche Moses in der Wüsten aufgerichtet hatte. Die Juden scheinen in der That ein sehr verkehrtes Volk gewesen zu seyn: Die vielen Versprechungen und Drohungen, welche

*) 5. B. Mos. C. XVI. 22.

**) 1. B. Kön. C. XII. 28.

***) 1. B. Kön. C. XIV. 23.

†) 2. B. Kön. C. X. 25.

††) 2. B. Kön. C. X. 29.

welche ihnen ihre Propheten ankündigten, und die vielen Wunder, die unter ihnen geschahn, hatten keine beständige Wirkung, sie von der Abgötterey abzuziehen; und dennoch ließen sich verschiedene von ihnen während ihrer Gefangenschaft in Babel lieber lebendig verbrennen, als daß sie sich in dem Götzendienste mit den Heyden vereiniget hätten. *) Die Gefangenschaft heilete sie gänzlich von der Abgötterey; und sie haben sich von dieser Zeit an bis auf den heutigen Tag keines Rückfalls wieder schuldig gemacht. Xiphilin in seinem Auszuge des Dio Cassius, giebt bey der Erzählung ihres Krieges mit dem Pompejus viele Jahre nach der babylonischen Gefangenschaft folgende Nachricht von ihnen. „Ihre Gebräuche sind von den Sitten anderer Nationen ganz verschieden. Sie haben eine besondere Lebensart, und erkennen keine von den gewöhnlichen Gottheiten: Sie erkennen nur einen Gott, den sie mit großer Ehrfurcht anbeten. Es war niemals ein Bild in Jerusalem, weil sie glaubten, daß ihr Gott unsichtbar und unaussprechlich sey. Sie haben ihm einen sehr großen und schönen Tempel gebauet, der in diesem Stücke besonders merkwürdig ist, daß das ganze Dach oben offen ist.“

Es ist kein gründlicher Einwurf wider die Bilder unter einem erleuchteten Volke, wenn sie bloß zur Andacht gebraucht werden. Allein sobald die Bilder das gemeine Volk verderben können, so sollte man sie auch nicht in den Kirchen gestatten: Jedoch die Gemälde sind dem Mißverstande weniger unterworfen; und daher erlauben die Aethiopier die Gemälde, ob sie gleich die Statuen in ihren Kirchen verbieten. Das allgemeine Concilium zu Frankfurt erlaubte den Gebrauch der Bilder in den Kirchen; allein es verbot aufs schärfste, daß man sie nicht anbeten sollte. Jedoch die gemeinen und ungelehr-

 ten

*) Daniel. III.

ten Leute waren so sehr der Abgötterey geneigt, daß das Verbot in Frankreich und in Deutschland seine Kraft verlohr; und der Götzendienst wieder allgemein wurde.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß man in den ältesten Zeiten die Sonne und den Mond gar bald für Gottheiten hielt, und daß sie die ersten sichtbaren Gegenstände der Anbetung waren. Man muß auch in der That bekennen, daß unter den verschiedenen Arten der Abgötterey, diese am meisten zu entschuldigen ist. Von der Sonne hängt die Gesundheit, Stärke und Munterkeit ab, und während ihrer Entfernung ist alles finster und unangenehm: Wenn sie nun ihren majestätischen Lauf verrichtet, um ihre Unterthanen zu beglücken, und einem jeden Thiere und Gewächse Fruchtbarkeit zu ertheilen, kann wohl alsdenn ein bloßer Wilder seine Dankbarkeit und Ehrfurcht zurückhalten! Man höre über diesen Gegenstand den alten heydnischen Barden Ossian. „O du, die du in der Höhe dahin fährest, rund wie der Schild meiner Väter! Woher sind deine Strahlen, o Sonne, und dein immerwährendes Licht? Du kömmst hervor in deiner verehrungswürdigen Schönheit, und die Sterne verbergen ihr Antlitz: Du bewegest dich allein, und wer könnte dich auch in deinem Laufe begleiten! Die Eichen des Berges fallen dahin: Die Berge selbst nehmen mit den Jahren ab: Der Ocean zieht sich zusammen und wächst wieder: Der Mond selbst verliert sich am Himmel: aber du bist immer dieselbe, und freuest dich in der Pracht deines Laufes. Wenn das Ungewitter die Welt verdunkelt, wenn der Donner rollt, und der Blitz dahin flieht, so siehst du in deiner Schönheit aus den Wolken, und lachst über den Sturm.“ Der Dienst der Sonne, als einer wirklichen Gottheit, war in alten Zeiten allgemein, und herrschet noch jetzt in vielen Ländern. Die amerikanischen Wilden verehren die Sonne, als den Beherrscher der ganzen Welt, der bey den Huronen unter dem

Namen

Namen Ariskovi, und unter den Irokesen unter den Namen Agriskove bekannt ist. Sie bringen ihr Toback dar, welches sie das Tobackrauchen der Sonne nennen: Der Vornehmste in der Versammlung zündet die Pfeiffe an, und bietet sie dreymal der aufgehenden Sonne an; er bittet um ihren Schutz, und empfiehlt den ganzen Stamm ihrer Sorgfalt. Sodann fähret der Vornehmste fort zu rauchen, und ein jeder rauchet in seiner Reyhe. Diese Ceremonie wird nur bey wichtigen Gelegenheiten beobachtet: Die geringern Materien sind ihren Manitou aufbehalten. Die Leute am Missisippi bringen der Sonne das erste von dem, was sie auf der Jagd fangen; welches ihr Befehlshaber listiger Weise zu seinem eigenen Gebrauch verwendet. Die Apalachites, welche an Florida gränzen, beten die Sonne an; aber sie opfern ihr nichts, was ein Leben hat: Sie halten dieselbe für die Mutter des Lebens, und glauben, daß sie kein Vergnügen an dem Verderben eines lebendigen Geschöpfes haben könne: ihre Andacht zeiget sich nur in Räuchern und Gesängen. Die Mexicaner überreichten der Sonne, da sie noch ein freyes Volk waren, einen Antheil von ihrer Speise und Trank. Die Einwohner von Darien, glauben an die Sonne, als ihren Gott, und an den Mond, als seine Frau, und beten ein jedes auf gleiche Weise an. Die Leute von Borneo verehren die Sonne und den Mond, als wirkliche Gottheiten. Die Samojeden verehren beyde, und bücken sich gegen sie des Morgens und Abends nach Art der Perser.

Allein obgleich die Sonne und der Mond die ersten Gegenstände der Abgötterey waren, so legten doch viele durch Einsicht und Nachdenken den Irrthum ab, diese Lichter für Gottheiten zu halten. „Der ursprüngliche Verstand, sagen die Magier, welcher der erste Grund aller Dinge ist, giebt sich nur dem Gemüthe und Verstande zu erkennen: aber er hat die Sonne, als sein

Bild

Bild in der sichtbaren Welt gesetzt: und die Strahlen dieses hellen Lichtes, sind nur ein schwacher Ausdruck von der Herrlichkeit, welche in den höhern Himmeln scheinet." Die Perser hatten nach dem Zeugnisse des Herodotus weder Tempel, noch Altäre, noch Bilder: Denn sie glauben nicht wie die Griechen, sagt dieser Geschichtschreiber, daß eine Aehnlichkeit zwischen den Göttern und Menschen ist. Die Gaures, welche noch bis auf den heutigen Tag die alte Religion von Persien bekennen, halten ihren Gottesdienst vor dem heiligen Feuer, und wenden sich mit besonderer Ehrfurcht gegen die aufgehende Sonne, als den Abgeordneten Gottes; aber sie beten weder die Sonne noch das heilige Feuer an. Sie sind abgesagte Feinde von allen Bildern der Gottheit, die mit Händen ausgeschnitten sind; und daher rühret die große Verwüstung, welche die alten Perser an den Statuen und Tempeln der griechischen Götter anrichteten. Eine solche erhabene Denkungsart hat keine andere ungelehrte Nation, außer den Indiern und Chinesern jemals erreichet.

Ich beschließe die Geschichte von der Abgötterey mit einer kurzen Wiederholung der Hauptzüge derselben. Gesetzt nun, die Sonne und der Mond sind die ersten Gegenstände der Abgötterey gewesen, so machen sie doch, da die Vielgötterey ehemals allgemein war, nur zween von den vielen Göttern aus, die man überall anbetete. Wir haben gesehen, daß man das heilige Feuer bey dem Dienste der Sonne brauchte, und daß die Bilder bey dem Dienste anderer Gottheiten gebraucht wurden. Die Bilder wurden anfänglich nur zur Belebung der Andacht gebraucht: Dieses war ihr Gebrauch in Persien und Hindostan; und eben dieses war auch ihr Gebrauch in einem jeden Lande unter den Philosophen. Der Kaiser Julian sagt in einem Briefe an den Thedor von den Bildern der Götter: „Wir glauben nicht, daß diese Bilder Göt-

ter sind: Wir brauchen sie nur bey dem Dienste der Götter.“ Bey dem Fortgange zur Abgötterey war der nächste Schritt sich einzubilden, daß ein Gott sein Bild liebe, und daß er es zu seiner Wohnung mache, oder demselben wenigstens eine Kraft mittheile. Der letzte Schritt ist sich vorzustellen, daß das Bild selbst eine Gottheit sey; welche Meynung unvermerkt überhand nahm, da die Bildhauerkunst zu ihrer Vollkommenheit gelangte. Es würde unglaublich seyn, daß verständige Menschen sich jemals einer so ausschweifenden Bethörung hätten überlassen sollen, wenn es nicht der überwältigende Einfluß des frommen Aberglaubens wäre. Das Credo, quia impossibile est, läßt sich sowohl auf die Abgötterey, als auch auf die Transubstantiation anwenden. Die Anbetung der Sonne und des Monds als Gottheiten, ist Abgötterey im engsten Verstande. Bey den Bildern ist der erste Schritt des Fortgangs keine Abgötterey: Der nächste ist eine vermischte Abgötterey: und der letzte ist grobe Abgötterey.

Soviel von der Abgötterey. Ich gehe fort zu dem, was derselben am nächsten kömmt, welches die Anbetung ist, die den vergötterten Sterblichen erwiesen wird. Die alten Götter waren über die Menschen so wenig erhaben, daß es für die Einbildungskraft keine schwere Sache war, solche Menschen in den Himmel zu versetzen, die ein großes Ansehen auf Erden gehabt hatten. Der griechische Himmel war mit solchen Menschen eben so, wie bey vielen andern Nationen ganz angefüllet. Und noch heut zu Tage werden die Menschen durch die römische Kirche unter der Benennung der Heiligen vergöttert: Man erwählet oft solche Personen zu dieser Ehre, die kaum einen Platz auf Erden verdienten, oder auch wohl gar niemals darauf gewesen sind. Die Römischcatholischen ahmen die Heyden in dem Dienste dieser untergeordneten Gottheiten durch Gebet und Opfer nach: Und sie werden

davor

davor wohl belohnet, indem sie von diesen Heiligen als Schutzgöttern auch in Schutz genommen werden. Ein Stück des Dienstes, der diesen Heiligen erwiesen wird, besteht darinne, daß sie die Bedürfnisse ihrer Verehrer, dem Könige des Himmels vortragen, und für sie bitten sollen. Das Mittleramt herrschet sowohl bey den irrdischen als auch bey den himmlischen Mächten: Da wir bey der Annäherung derer, die über uns erhoben sind von Ehrerbietung und Furcht gerühret werden, so bedienen wir uns natürlicher Weise einer Mittelsperson, um für uns zu bitten. Wenn sich das Gemüth nun dem Allmächtigen nähert, so sinkt es in Demuth und tiefer Ehrfurcht nieder und verläßt sich auf einen Freund im Himmel, um sein Vorsprecher zu seyn. Die Tempel unter den Cochin-Chinesern haben eine tiefe und finstere Nische, welche bey ihnen das Sanctum Sanctorum ist. Sie glauben, daß man weder durch die Malerey noch Bildhauerkunst eine Vorstellung von Gott machen könne, weil er unsichtbar sey. Die Nische zeiget seine Unbegreiflichkeit an; und die guten Menschen, die sie in den Himmel gesetzt haben, sollen ihrer Meynung nach, ihre Vorsprecher bey dem Throne der Gnaden seyn. Die Gebete der Chinguleſen werden selten an das höchste Wesen, und mehrentheils an seine Statthalter gerichtet. Die Vorsprecher befördern zu gleicher Zeit die Ruhe ihrer Verehrer: Ein Römischcatholischer hat eben nicht nöthig bey seinem Gebete an einen Schutzheiligen, den er sich selbst gewählt hat, einen sehr erhabenen Ton anzunehmen.

Die falschen Begriffe von der Vorsehung haben die kriechenden Sterblichen angetrieben ihr Vertrauen auf Mittler und Vorsprecher von einer noch niedrigern Classe, nemlich, auf lebende Sterbliche zu setzen, die sich durch eine vergebliche Strenge das Ansehn einer Heiligkeit erworben haben. Folgendes Beyspiel ist ohne Zweifel das

stärkste

stärkste von dieser Art, welches man sich nur vorstellen kann. Ludewig der XI. in Frankreich ließ bey der Annäherung seines Todes einen Einsiedler aus Calabrien mit Namen Francisco Martarillo kommen; er warf sich dem Einsiedler mit Thränen zu Füssen und bat ihn, sein Vorsprecher bey Gott zu seyn, daß sein Leben möchte verlängert werden; nicht anders als ob die Stimme eines calabrischen Mönchs, wie Voltaire sagt, den Lauf der Vorsehung ändern könnte, um eine schwache und verkehrte Seele in einem ausgemergelten Körper zu erhalten.

Nach der Untersuchung der Personen, welche die Gegenstände der Anbetung sind, folget nunmehr zunächst in der Ordnung, daß man auch die Formen und Ceremonien betrachtet, welche bey dem Gottesdienste gebraucht werden. Die Formalitäten sind überall nöthig, wo sich eine Anzahl von Personen in einer Sache vereinigen: Sie sind in einer Armee wesentlich, und auch beynahe eben so wesentlich bey dem öffentlichen Gottesdienste. Der Gebrauch der Ceremonien dienet zur Erweckung der Andacht: aber es wird eine große Feinheit des Geschmacks erfodert, um eine gehörige Mittelstraße zu beobachten; denn obgleich die Ceremonien bey dem öffentlichen Gottesdienste nöthig sind, um die Trägheit zu verhindern, so wird doch die Andacht durch die überflüßigen Ceremonien erstickt, indem sie das Gemüth zu sehr auf die äusserlichen Dinge ziehen. Der römischcatholische Gottesdienst ist mit Ceremonien ganz angefüllet. Er ist der italiänischen Oper gleich, die ganz voll von Tönen und leer von Gedanken ist. Die presbyterianische Einrichtung des Gottesdienstes ist zu kahl: Sie ist mehr für Philosophen als für den Pöbel. Dieses ist im Grunde die Ursache der häufigen Absonderungen von der schottischen Kirche, die seit kurzem ein Aufsehen gemacht haben: Die Leute haben keinen Gefallen an der festgesetzten Einrich-

tung

tung, da sie bey dem öffentlichen Gottesdienste weniger Trost finden, als sie erwarteten; und weil sie die wirkliche Ursache nicht merken, so erwählen sie sich selbst Pastores, welche den Mangel der Ceremonien durch lautes Reden mit vieler äußerlichen Heftigkeit und Andacht ersetzen.

Die häufigen Reinigungen oder das Waschen unter den Mahometanern, als Handlungen der Andacht, zeigen den Einfluß, den die geringsten Aehnlichkeiten bey den Unwissenden haben. Weil die Reinigung in verschiedenen Sprachen ein Ausdruck ist, der sich sowohl auf das Gemüth als auf den Körper anwenden läßt, so werden schwache Köpfe durch diese doppelte Bedeutung verführet, und bilden sich ein, daß die Seele wie der Körper durch Wasser gereiniget wird.

Die Secte des Ali bedient sich des Korans, der in die persische Sprache als ihre Muttersprache übersetzt ist. Die Secte des Omar hält dieses für eine abscheuliche Gottlosigkeit; indem sie glaubt, daß der Koran durch den Engel Gabriel auf Befehl Gottes selbst im Arabischen geschrieben sey. Die Römischcatholischen sind also nicht die einzigen, welche mit Gott dem Allmächtigen ohne Verstand reden, oder welches einerley ist, die in einer unbekannten Sprache beten.

Bey den Mahlzeiten goßen die Alten etwas Wein, als ein Opfer für die Götter aus: Die Christen sagen ein kurzes Gebet, welches Gratias genennt wird.

Die grobe Vorstellung von der Gottheit, welche die Alten hatten, zeigt sich auch in ihrem Gottesdienste und Opfern auf hohen Plätzen; um dadurch, wie sie glaubten, destomehr gesehn zu werden. Jupiter bey dem Homer lobet den Hector, daß er ihm oft auf dem Gipfel des Ida geopfert habe; und Strabo bemerket, daß die Perser, die weder Bilder noch Altäre brauchten, den Göt-

tern

tern auf hohen Plätzen opferten. Balack führte Bileam den Propheten auf den Gipfel des Pisga und auf andere Berge, um daselbst zu opfern und Israel zu fluchen. Die Verehrer des Baal hielten ihren Dienst allezeit auf hohen Plätzen. So gar der kluge Tacitus war mit dieser Meynung angesteckt. Er drückt sich hierüber also aus, da er von gewissen hohen Bergen redet, wo man die Götter anbetete: „Je näher man dem Himmel kömmt, desto deutlicher wird das Gebet der Sterblichen von Gott gehört.“

Die Ceremonien, welche zur Schwächung der Moralität abzielen, gehören eigentlicher zu dem folgenden Abschnitte, worinne von der Verbindung zwischen der Religion und Moral gehandelt wird.

Es ist nunmehr Zeit einen Einwurf wider das oben angezeigte Gefühl von der Gottheit näher zu betrachten, da man aus den groben Begriffen von der Gottheit unter den vielen Nationen den Schluß macht, daß dieses Gefühl nicht angebohren seyn könne. Dieser Einwurf wird zwar in der folgenden Stelle, die von einem berühmten Schriftsteller entlehnt ist, nicht festgesetzet; da er aber doch darinne enthalten ist, so wollen wir die Stelle selbst völlig abschreiben. „Die allgemeine Neigung, eine unsichtbare verständige Macht zu glauben, welche eine beständige Begleiterinn der menschlichen Natur, wo nicht gar ein ursprünglicher Instinct ist, kann als eine Art von Siegel betrachtet werden, welches Gott auf seine Werke gesetzt hat; und gewiß nichts kann dem menschlichen Geschlechte mehr zur Ehre gereichen, als daß es das einzige irrdische Wesen ist, welches das Gepräge oder das Bild des allgemeinen Schöpfers trägt. Allein man betrachte dieses Bild, wie es gemeiniglich in den Religionen der Völker beschaffen ist: wie sehr wird die Gottheit verunstaltet! und was für Eigensinn, Ungereimtheit und unanständiges Wesen

werden ihm beygelegt! *) Man wird bald eine befriedigende Antwort auf den in dieser Stelle enthaltenen Einwurf finden, wenn man das Wachsthum der Menschen und Nationen von der Kindheit zum reifern Alter gehörig überlegt. Unsere äußerlichen Sinne, die zur Selbsterhaltung nöthig sind, gelangen bald zur Vollkommenheit: die feinern Empfindungen vom Anständigen, Rechte und Unrechte, von der Gottheit, von der Verantwortungsfähigkeit der Geschöpfe, und viele andere von eben der Art sind von langsamern Wachsthume: Das Gefühl vom Rechte und Unrechte insbesondere, und das Gefühl von der Gottheit erreichen selten die Vollkommenheit, außer durch eine gute Erziehung und vielen Fleiß. Ist nun dieses der Fall unter erleuchteten Nationen, was kann man von Wilden erwarten, die noch in dem niedrigsten Zustande des Verstandes sind? Man mag einem Wilden von Neuholland, dessen Gefühl von der Gottheit ausnehmend dunkel ist, noch so viel von einem Wesen vorsagen, welches die Welt erschaffen hat, und sie durch weise Gesetze regieret; so wird alles vergeblich seyn; und der Wilde wird deswegen nicht klüger werden. Eben dieser Wilde hat auch einen Schimmer von dem moralischen Gefühle, wie es alle Menschen haben; und doch wird man ihm vergeblich von Billigung und Mißbilligung, von Verdienst und Schande etwas vorsagen: er hat von allen diesen Worten keinen deutlichen Begriff. Und daher rühren die unzähligen Abweichungen der rohen und grausamen Nationen, von der reinen Religion und reinen Moral. Von den letztern sind viele Beyspiele in der vorhergehenden Abhandlung gesammlet; und von den erstern werden die Beyspiele in der gegenwärtigen Abhandlung noch häufiger seyn. Das Gefühl von der Gottheit ist zwar in den finstern Zeiten durch gewisse Neigun-

*) Natural history of Religion.

Neigungen und Leidenschaften, welche die rohen und ungelehrten Leute fesseln, auf eine seltsame Art verdrehet worden: jedoch diese weichen nach und nach der Vernunft, wie sie reif wird, und überlassen endlich die Religion der gesunden Philosophie ganz frey. Sodann geschieht es, daß die Menschen, welche auf das angeborne Gefühl von der Gottheit, welches von aller Leidenschaft gereinigt ist, aufmerksam sind, eine deutliche Ueberzeugung von der höchsten Gottheit erlangen, welche die Welt erschaffen hat, und noch regieret.

Der vorhergehende Einwurf ist daher nach unpartheyischer Untersuchung wider das Gefühl von der Gottheit von keinem größern Gewicht, als wider das moralische Gefühl. Und wenn er auch von einiger Gültigkeit ist, so besteht es in einem Klagen über die Vorsehung wegen der Schwäche des Gefühls von der Gottheit bey rohen und ungelehrten Nationen. Sollte eine solche Klage gegründet seyn, so würde sie sehr tief eindringen; warum haben nicht alle Nationen, sogar in ihrer Entstehung, das Gefühl von der Gottheit, und das moralische Gefühl in ihrer Reinigkeit und Vollkommenheit? warum besitzen sie nicht alle Künste des Lebens ohne die Nothwendigkeit der Bearbeitung oder Erfahrung? warum werden wir als arme und hülflose Kinder gebohren, anstatt an allen Gliedern wie Adam und Eva, gleich vollkommen zu seyn? Der Plan der Vorsehung ist über unsere schwachen Critiken weit erhaben. Ich will nur noch bemerken, daß wie bey einzelnen Menschen ein Wachsthum von der Kindheit zum reifern Alter statt findet, so ist auch ein ähnliches Wachsthum bey jeder Nation von ihrem wilden Zustande bis zu ihrer Reife in den Künsten und Wissenschaften. Ein Kind, welches richtige Begriffe von Gott und seinen Eigenschaften hätte, würde ein großes Wunder seyn; und würde nicht eine solche Kenntniß bey einem Wilden es ebenfalls seyn?

Ich sehe auch nicht ein, was für einen Nutzen ein Kind oder ein Wilder von einer solchen Kenntniß haben könnte, wofern es sonst in aller andern Betrachtung ein Kind oder ein Wilder bliebe. Die wahren Früchte der Religion sind die Dankbarkeit gegen den Urheber unsers Wesens, die Ehrerbietung gegen ihn als das höchste Wesen, ein völliger Gehorsam gegen die unveränderlichen Gesetze seiner Vorsehung, und eine fröliche Beobachtung einer jeden Pflicht: allein ein Kind hat nicht den geringsten Begriff von Dankbarkeit, noch von Ehrerbietung, noch von moralischen Pflichten; und ein Wilder ist in diesen Stücken nicht besser als ein Kind. Die Schöpfung und Regierung der Welt sind, so viel wir wissen, vortreflich: und so haben wir große Ursache eben dieses von demjenigen zu glauben, was wir nicht wissen, und ein jeder guter Mensch wird mit der folgenden Betrachtung zufrieden seyn, daß wir gewiß von der Stunde unserer Geburt an würden in allen Stücken vollkommene Menschen gewesen seyn, wenn es dem System der unfehlbaren Weisheit gemäß gewesen wäre.

Zweyter Abschnitt.

Die Moral als ein Zweig der Pflicht gegen unsern Schöpfer.

Endlich kommen wir nach einer langen und beschwerlichen Untersuchung zu dem angenehmen Theile, der noch übrig ist, nämlich, zur Betrachtung der Moral, als eines Zweiges der Religion. Diese Materie trieb mich vornehmlich an, die Geschichte der natürlichen Religion zu unternehmen; eine Materie, die einen heilsamen Unterricht geben, und die wahre Frömmigkeit einflössen wird, wenn anders der Unterricht dieses bewirken kann.

Bayle

Bayle wirft die Frage auf, ob ein Volk blos nach den Grundsätzen der Moral und ohne einiges Gefühl von Religion in der Gesellschaft nicht glücklich und zu einer guten Regierung geschickt seyn kann? Die Frage ist sinnreich, und kann Gelegenheit zu spitzfindigen Schlüssen geben; aber sie ist ohne Nutzen, weil die zum Grunde gelegte Sache sich nicht ereignen kann. Die Gründe der Moral und der Religion sind auf gleiche Weise in unserer Natur eingewurzelt: sie sind zwar bey Kindern und Wilden noch schwach; aber sie wachsen mit einander auf, und gelangen mit gleichen Schritten zu ihrer Reife. Wo das moralische Gefühl in seiner Vollkommenheit ist, da kann es auch an einem Gefühle der Religion nicht fehlen; und wenn ein Mensch, der kein Gefühl von Religion hat, in einer Gesellschaft ehrbar lebet, so hat er seine Aufführung mehr dem guten Temperamente, als der gesunden Moral zu danken.

Wir haben hiervon den oben angeführten Ausspruch des Propheten Micha, welcher behauptet, daß die Religion, oder mit andern Worten, unsre Pflicht gegen Gott darinne besteht, daß man Recht thut, Liebe übet, und demüthig vor ihm wandelt. Das letzte ist der Grund des Gottesdienstes, den wir in dem vorhergehenden Abschnitte untersucht haben: Die beyden erstern Stücke gehören zu der gegenwärtigen Materie. Und wenn wir gegen unsern Schöpfer und Wohlthäter dankbar sind, und wenn wir ihm als unserm rechtmäßigen Oberherrn einen völligen Gehorsam gegen seinen Willen schuldig sind, so müssen wir auch nicht den Dienst, den wir ihn schuldig sind, von der Gerechtigkeit und Wohlgewogenheit gegen unsere Nebengeschöpfe trennen; indem es eine eben so grobe Uebertretung seines Willens als eine gänzliche Vernachläßigung des Gottesdienstes ist, wenn man gegen sie ungerecht oder grausam ist. Die reine und unbefleckte Religion ist diese, daß man die Wittben und

Waisen in ihrer Trübsal besuchet, und sich von der Welt unbefleckt behält. *) Die Gesetze des Zaleucus des Gesetzgebers der Lokrier, der vor dem Pythagoras lebte, fangen sich mit folgendem Eingange an: „Niemand kann an dem Daseyn Gottes zweifeln, der die Ordnung und Uebereinstimmung der ganzen Welt bemerket, welche nicht die Wirkung des Zufalls seyn kann. Die Menschen müssen ihre Leidenschaften bändigen und wider ein jedes Laster auf ihrer Hut seyn. Gott hat keinen Gefallen am Opfer, sondern an einem aufrichtigen Herzen; und er ist von den Sterblichen weit unterschieden, die nur an prächtigen Ceremonien und reichen Geschenken ein Vergnügen finden. Man lerne daher Gerechtigkeit; denn dadurch allein kann ein Mensch Gott wohlgefällig seyn. Diejenigen, welche zum Bösen gereizet werden, müssen allezeit die strengen Gerichte der Götter wider die bösen Menschen vor Augen haben: Sie müssen allezeit an die Stunde des Todes denken, welche mit großer Gewissensangst wegen Uebertretung der Regeln der Gerechtigkeit begleitet ist. Und wenn euch eine böse Neigung zum Laster antreibet, so betet zum Himmel bey dem Altare, daß er euer Herz bessere.“

Die Moral ist auf diese Weise in der Religion enthalten. Jedoch einige Nationen überlassen diesen Satz nicht der Ueberzeugung, sondern sie fügen viele moralische Pflichten ihren Glaubensbekenntnissen bey. In dem 67. Capitel des Sadder wird eine Lügen für eine große Sünde erklärt, und auch da verworfen, wo sie zu etwas guten abzielet. Die Moral der alten Perser ist viel reiner als der gegenwärtigen Jesuiten. Die Religion des Volkes in Pegu schärfet die Wohlthätigkeit ein, verbietet zu tödten, zu stehlen, oder andere zu beleidigen. Und nun sehe man die Folge davon: Dieses Volk, welches anfäng-

*) Jac. I. 27.

anfänglich wild war, ist nun leutselig und mitleidig geworden. In einem heiligen Buche der Perser steht geschrieben: „wenn ihr gern ein Heiliger seyn wollt, so gebet euren Kindern eine gute Erziehung; denn ihre tugendhaften Handlungen werden euch zugerechnet werden.“ Die Leute von Japan haben eine große Ehrfurcht gegen ihre Eltern; indem es ein Artikel ihres Glaubens ist, daß diejenigen, welche die Pflicht gegen die Eltern nicht beobachten, von den Göttern gestraft werden. In diesen zweyen Beyspielen hat die Religion großen Theils die Absicht, die Eltern und Kinder in dem genauesten Bande der aufrichtigen Liebe zu vereinigen. Die Ehrfurcht, welche die Chineser gegen ihre Vorfahren haben, und die Ceremonien, die jährlich bey ihren Gräbern verrichtet werden, haben die Absicht, sie im Lande zu erhalten, und ihre Auswanderungen in fremde Länder zu verhindern.

Die abergläubischen Gebräuche in einigen Religionen werden zur Einschärfung gewisser moralischen Pflichten mit gutem Erfolge gebraucht. Die Römer machten gemeiniglich ihre feyerlichen Bündnisse in dem Capitolio vor der Statue des Jupiters; und diese Feyerlichkeit deutete an, daß er das Bündniß bestätigte, und bereit wäre sich an dem Uebertreter zu rächen. Die Buraten, ein Volk in der großen Tartarey, haben eine Gewohnheit, einen Eyd auf einem Berge zu verlangen, der für heilig gehalten wird. Sie sind fest überzeugt, daß derjenige, welcher falsch schwöret, nicht lebendig hinunter kommen werde. Die Essener, eine jüdische Secte, machten sich selbst durch einen feyerlichen Eyd anheischig, allen unrechtmäßigen Gewinnst zu fliehen, ihrem Versprechen treu zu seyn, nicht zu lügen, und niemals einen zu beleidigen. In Cochin-China werden die Seelen derer, die wegen ihrer Künste oder Tapferkeit berühmt gewesen sind, göttlich verehret. Ihre Statuen werden in die Tempel gesetzt; und die Größe einer Statue ist dem

Verdienste der vorgestellten Person angemessen. Wenn diese Gewohnheit wirklich vollzogen wird, so kann keine edlere Ermunterung zum Patriotismus seyn. Die Egyptier dachten zwar nicht daran, die Tugend nach dem Tode zu ehren; aber sie belegten das Laster mit Schande, indem sie es von den elisäischen Feldern ausschlossen.

Der heilsame Einfluß der Religion auf die Sitten, ist weder durch ihre Verbindung mit der Moral überhaupt, noch durch Einschärfung besonderer moralischer Pflichten auf die reine Religion allein, eingeschränkt. Es giebt viele Lehren der Religion, sie mag zweifelhaft oder vielleicht gar irrig seyn, welche ebenfalls zur Einschärfung der Moral vieles beytragen. Einige Nachfolger des Confucius schreiben die Unsterblichkeit der Seele nur den Gerechten zu; und glauben, daß die Seelen der Gottlosen mit ihren Leibern umkommen. In dem zweyten Capitel des Sadder steht geschrieben, daß ein Mensch, dessen gute Werke zahlreicher sind als seine Sünden, ins Paradies gehen werde; und daß er sonst in die Hölle geworfen werde, um daselbst auf immer zu bleiben. Es wird dabey noch hinzu gesetzt, daß eine Brücke, welche über den großen Abgrund, wo die Hölle lieget, gebauet ist, von dieser Erde in das Paradies führet; daß auf dieser Brücke ein Engel steht, der in einer Waage die Verdienste der Vorübergehenden abwieget; daß der Vorübergehende, dessen gute Werke in der Waage zu leicht befunden werden, über die Brücke in die Hölle geworfen werde; aber daß der Reisende, dessen gute Werke überwiegen, seine Reise ins Paradies fortsetzet, woselbst eine herrliche Stadt, Gärten, Flüsse, und schöne Jungfrauen befindlich sind, deren Blicke eine beständige Weide sind, welche man aber nicht genießen darf. In dem 4. Capitel des Sadder werden die guten Werke in folgendem Gleichnisse eifrig empfohlen. Zeraduscht oder Zoroaster, welcher in Gesellschaft mit Gott war, sah einen Menschen

schen in der Hölle, dem sein rechter Fuß fehlte. „O mein Schöpfer, sagte Zoroaster, wer ist der Mensch, dem der rechte Fuß fehlt? Gott antwortete, er war der König von 33. Städten, regierte viele Jahre, aber that niemals etwas Gutes, außer einmal, da er ein Schaf angebunden sah, wo es sein Futter nicht erreichen konnte, und er demselben das Futter mit seinem rechten Fuße zustieß; und deswegen wurde dieser rechte Fuß von der Hölle errettet.“ In Japan glauben die Leute von der Sinto Religion, daß die Seelen der guten Menschen in einen Ort der Glückseligkeit nahe bey der Wohnung ihrer Götter versetzt werden. Allein sie nehmen keinen Ort der Quaal an, und haben auch keinen Begriff von einem Teufel, außer was den Fuchs, ein sehr schädliches Thier in jenem Lande, belebet. Was wird denn nun aus den Seelen der bösen Menschen? Da ihnen der Eingang in den Himmel versagt ist, so wandern sie herum, um ihre Sünden zu büßen. Die Leute von der Bubsdo Religion glauben, daß in der andern Welt sowohl eine Art der Glückseligkeit, als auch des Elends ist. Von der erstern giebt es verschiedene Grade nach den verschiedenen Graden der Tugend, und doch ist ein jeder Einwohner weit entfernt das glücklichere Loos anderer zu beneiden, und ist mit seinem eigenen vollkommen zufrieden. Eben so giebt es auch verschiedene Grade des Elends; denn die Gerechtigkeit erfodert es, daß ein jeder nach der Beschaffenheit und Anzahl seiner Sünden bestraft werde. Jemma O ist der strenge Richter der Gottlosen; ihre Laster erscheinen vor ihm durch Hülfe eines Spiegels, welcher der Spiegel der Erkenntniß heißt, in ihrer schrecklichen Gestalt. So bald als sie nun ihre Sünden durch ein langes Leiden in einem finstern Gefängniß gebüßet haben, so werden sie wieder in die Welt zurück geschickt, um die Schlangen, Kröten, und andere verächtliche Thiere zu beleben, die

ihnen in ihrem erstern Zustande ähnlich sind. Aus diesen gehen sie in die Leiber unschuldigerer Thiere; und endlich dürfen sie wieder in menschliche Körper kommen, und wenn sie denn wieder getrennt werden, so laufen sie eben die Bahn der Glückseligkeit und des Elendes wie vorher. Die Leute von Benin in Afrika glauben, daß der Schatten eines Menschen ein wirkliches Wesen ist, welches nach dem Tode für oder wider ihn Zeugniß giebt; und daß er in einer andern Welt glüklich oder elend gemacht wird. Ein Glaubensartikel in dem alten Griechenlande, daß die Seelen, die ohne Beerdigung bleiben, keinen Zugang zum Elysium haben, diente zur Beförderung der Menschenliebe; indem diejenigen, welche für die Todten sorgen, auch gegen die Lebenden nicht gleichgültig seyn werden.

Die Vortheile sind sehr groß, welche die Menschen in der Gesellschaft aus der Vereinigung der reinen Religion mit der gesunden Moral ziehen; allein so groß sie auch sind, so behaupte ich doch, daß sie kaum die mannichfaltigen Uebel überwiegen, welche die Gesellschaft von der unreinen Religion erduldet, als welche die groben Vergehungen nicht allein gestattet, sondern auch sogar unterstützet. Ich werde dieses mit einigen einleuchtenden Beyspielen erläutern. Das erste, was ich erwähnen will, besteht darinn, daß man dafür hält, die Religion bestehe in einem Glauben blos speculativischer Lehrpunkte, die gar kein Verhältniß mit den guten Werken haben. Die Wirkung dieser Lehre ist, daß die Religion wider den offenbaren Willen Gottes von der Moral getrennt wird. Was hilft es z. E. zur Ehre Gottes, oder zur Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts, ob die Empfängniß der Jungfrau Maria befleckt oder unbefleckt war? Die folgenden wenigen Beyspiele, die ich aus einer großen Anzahl ausgelesen habe, sind Streitigkeiten von dieser Art, welche die christliche Kirche viele Jahrhunderte hindurch

durch zerrüttet, und die bitterste Feindschaft erzeuget haben, welche mit Morden und Zerstörungen unter den Brüdern von einerley Religion gewütet hat. Im fünften Jahrhunderte war es die Beschäfftigung mehr als eines allgemeinen Conciliums, zu bestimmen, ob die Mutter Gottes, oder die Mutter Christi der rechte Beynamen der Jungfrau Maria sey. Im sechsten Jahrhunderte entstund eine heftige Streitigkeit, ob der Leib Christi verweslich sey. Im siebenten Jahrhunderte waren die Christen über den Willen Christi getheilt, ob er nur einen oder zween Willen habe, und wie sein Wille wirke. Im achten und neunten Jahrhunderte waren die Griechischen und Lateinischen Kirchen in ihren Meynungen von dem heiligen Geiste getheilet, ob er vom Vater und Sohne, oder vom Vater allein ausgehe. Im eilften Jahrhunderte entstund ein heftiger Streit zwischen der griechischen und lateinischen Kirche über dem Gebrauch des ungesäuerten Brodts im heiligen Abendmahl. Im vierzehnten Jahrhunderte wurde zwischen dem Pabst Johann dem XXII. und den Gottesgelehrten seiner Zeit gestritten, ob die Seelen in ihrem Zustande nach dem Tode Gott oder nur die menschliche Natur Christi sähen. Die Franciscaner haben über die Form ihrer Kappe in Menge den Tod erlitten. Eben so stritten die Dominicaner und Franciscaner darüber, ob Christus ein Eigenthum habe. Der Pabst that den Ausspruch, daß der verneinende Satz eine gotteslästerliche und für die catholische Kirche höchst verderbliche Lehre wäre. Man stellte zu Constantinopel viele Concilien an, um zu bestimmen, was für eine Art von Licht es war, welches die Jünger auf dem Berge Thabor sahen: man that den feyerlichen Ausspruch, daß es das ewige Licht wäre, womit Gott umgeben ist; und welches man seine Kraft oder Thätigkeit nennen kann, aber von seiner Natur und Wesen unterschieden ist. Viele Sätze in dem athanasianischen

nasianischen Glaubensbekenntnisse sind, so weit es verständlich ist, blos speculativisch, oder solche, die man ohne die geringste Gefahr für die Religion oder Moral annehmen oder verwerfen kann; und doch befiehlt man uns, einen jeden Satz davon, bey Strafe der ewigen Verdammniß, zu glauben. Eben so beweisen unzählige Sätze, welche die römische Kirche annimmt, daß man in dieser Kirche dafür hält, das Christenthum bestehe gänzlich im Glauben, ohne Rücksicht auf die guten Werke. *) Der Streit, ob der Koran ewig, oder erschaffen sey, hat viel Blutvergießen unter den Mahometanern veranlaßt. Der Caliph Mamoun, nebst vielen Lehrern hielt davor, daß er erschaffen wäre, aber die größere Anzahl beharrete darauf, daß er als das Werk Gottes ewig seyn müsse. Diese Lehre wird von den heutigen Mahometanern angenommen, als welche diejenigen, die es läugnen, für Ungläubige halten. Es ist unter den Menschen eine große Gleichförmigkeit der Meynungen in wichtigen Sachen. Die Religionsstreitigkeiten betreffen gemeiniglich Kleinigkeiten, wobey man ohne Einschränkung die Freyheit verstatten sollte; und doch rühren von diesen Kleinigkeiten die heftigsten Feindschaften her. Es sollte daher in jeder Kirche ein Grundgesetz seyn, in dem Glaubensbekenntnisse derselben solche Artikel, die nicht wesentlich sind, wegzulassen; denn diese Artikel dienen nur zur Ausrottung der brüderlichen Liebe, und erregen unter denen, die im Grunde von einem Glauben sind, die bittersten Feindschaften.

Zunächst sollen nunmehr gewisse Glaubensartikel angeführet werden, welche sogar zur Untergrabung des Grundes

*) Das große Gewicht, welches man auf die Orthodoxie legte, erhellet aus einem Triumphbogen, den man über dem Grabe Carls des Großen errichtete, auf welchem folgende Aufschrift befindlich ist: „Hier liegt der Körper Carls, eines großen und orthodoxen Kaisers.“

Grundes von einer oder der andern moralischen Pflicht abzielen. Was kann z. E. die Grausamkeit mehr befördern als der Glaube der Idaans, eines Volkes auf der Insel Borneo, daß ein jeder, den sie tödten, sie auch als Sclav in der andern Welt begleiten muß? Diese Meynung machet sie zum Kriege geneigt, und veranlaßt unzählige Mordthaten. Nach dem Glauben der Wilden in Canada verschafft ihnen das Tödten und Verbrennen der Feinde ein Recht in jener andern Welt glücklich zu seyn; und daß derjenige, welcher am meisten aus dem Wege räumt, der glücklichste seyn wird. Ueberdieses haben sie keinen Begriff von einer größern Glückseligkeit daselbst, als daß sie eine Menge Wildpret, einen großen Ueberfluß von allen Dingen, die keine Mühe kosten, und eine völlige Befriedigung aller sinnlichen Begierden haben werden. Die Scandinavier hatten keinen Begriff von einem größern Glücke in einer andern Welt, als daß sie aus der Hirnschaale eines Feindes in der Halle Wodans, ihres Schutzgottes, Bier trinken würden: Kann wohl der Haß und die Rache in dieser Welt auf eine anständigere Weise belohnt werden? Die Lehre von den Schutzgöttern erzeuget auf gleiche Weise Haß und Rache, und indem einer sich auf eine höhere Macht verläßt, die an allen seinen Händeln Theil nimmt, so setzet er seiner Rache keine Schranken, und eine jede moralische Pflicht wird übertreten. Die folgende Meynung der Einwohner auf den Marianischen oder Ladronischen Inseln ist eine große Ermunterung zur Feigheit. Der Himmel ist, nach diesem Glauben, eine Gegend unter der Erde, die mit Cacao-Bäumen, Zuckerrohre, und andern herrlichen Früchten angefüllet ist. Die Hölle ist ein großer Ofen, der stets glühend heiß ist. Ihr Zustand in der andern Welt hängt nicht von guten oder bösen Handlungen, sondern von dem Orte ihres Todes ab. Diejenigen, welche eines natürlichen Todes sterben, gehen gerades Weges in den Himmel:

mel: sie mögen immer frey sündigen, wenn sie nur ihre Personen wider Gewaltthätigkeit sicher stellen können. Allein Krieg und Blutvergießen wird von ihnen verabscheuet, weil diejenigen, die einen gewaltsamen Tod haben, gerade in die Hölle fahren. Bey vielen alten Nationen wurde eine Göttinn verehret, deren Amt darinne bestund, daß sie die thierische Liebe ohne Absicht auf die Ehe befördern sollte. Diese Göttinn wurde in Griechenland Aphrodite, in Rom Venus, und in Babylon Mylitta genennt. Man opferte ihr in einigen Ländern die Jungferschaft der jungen Frauenzimmer, welches, wie man glaubte, ihre Keuschheit hernach auf immer in Sicherheit setzte. Justin *) erwähnt eine Gewohnheit auf der Insel Cypern, daß man die jungen Frauenzimmer zu gesetzten Zeiten an das Seeufer schickte; wo sie der Venus durch ihre freywillige Schändung gleichsam einen Tribut darbrachten, damit sie auf ihre übrige Lebenszeit keusch seyn möchten. Bey andern Nationen wurde nur eine gewisse Anzahl geschändet, um den übrigen ein keusches und ordentliches Leben zu versichern. Und dadurch wird eine Gewohnheit unter den Babyloniern erklärt, welche, weil sie für gar keine Handlung der Religion gehalten wurde, als ein Beweis von der lüderlichsten Ausschweiffung angesehen wird. Die Gewohnheit war, daß ein jedes Frauenzimmer sich einmal in ihrem Leben in dem Tempel der Göttinn Mylitta schänden ließ. Herodotus berichtet, daß sie dadurch wider alle Versuchung gesichert würden. Und Aelian bemerket eben dieses von den Lydischen Frauenzimmern. Margaretha Poretta, die im vierzehnten Jahrhunderte unter den Beguinen im Ansehn stund, predigte eine Lehre, welche der Enthaltsamkeit eben nicht günstig war. Sie unternahm es zu beweisen, „daß die Seele, wenn sie in der Liebe Gottes ver-

*) lib. 18. c. 5.

verschlungen ist, von dem Zwange des Gesetzes befreyet sey, und ganz frey, eine jede natürliche Begierde, ohne Vergehung befriedigen könne;" in Wahrheit eine herzstärkende Lehre für ein lüderliches Frauenzimmer. Diese wahnsinnige Person wurde, an statt ausgelacht zu werden, zu Paris lebendig verbrannt. Im funzehnten Jahrhunderte behauptete eine Secte, welche man die Brüder und Schwestern des freyen Geistes nennte, daß die Schamhaftigkeit ein Zeichen des anklebenden Verderbens sey, und daß diejenigen nur vollkommen sind, welche die Blöße ohne Aufwallung des Bluts ansehen können. Die Schwärmer erschienen bey dem öffentlichen Gottesdienste ohne die geringste Bedeckung. Viele Lehrsätze der Jesuiten öffnen aller Unehrbarkeit die Thüre. „Viele wirkliche gottlose, und von der Liebe gegen Gott entfernte Menschen, können das ewige Leben im Himmel erwarten, wenn sie nur eine Furcht vor dem göttlichen Zorn haben, und die abscheulichen Verbrechen aus Entsetzen vor der zukünftigen Strafe vermeiden." Ferner, „diejenigen können ganz sicher die Gebote übertreten, welche eine wahrscheinliche Ursache zur Uebertretung haben, dergleichen ein scheinbarer Beweis ist. Ein Richter z. E. kann für die am wenigsten wahrscheinliche Seite der Frage und sogar wider seine eigene Meynung entscheiden, wenn er nur durch irgend einen erträglichen Ausspruch eines Rechtslehrers unterstützet wird." Ferner: „Innerliche böse, und dem göttlichen Gesetze entgegenstehende Handlungen können doch ganz unschuldig von denen verrichtet werden, die auch nur in Gedanken eine gute Absicht mit dieser That verbinden können. Ein Geistlicher kann ganz sicher eine Simonie begehen und eine Pfründe kaufen, wenn er nur zu der unrechtmäßigen Handlung die unschuldige Absicht, sich einen Unterhalt zu verschaffen, hinzufügt. Ein Mensch, der einen andern wegen einer geringen Beleidigung durch den

Leib rennt, macht diese Handlung rechtmäßig, wenn sein Bewegungsgrund die Ehre und nicht die Rache ist.“ Ein berühmter Jesuit lehrte, daß ein junger Mensch den Tod seines Vaters wünschen, und sich sogar über seinen Tod freuen könnte, wenn der Wunsch nicht aus Haß, sondern aus Liebe zu dem Vermögen seines Vaters herrührte. Und ein anderer Jesuit hat die Verwegenheit gehabt, zu behaupten, daß ein Mönch einen Verläumder, der seinem Orden ärgerliche Dinge beyzumessen drohet, rechtmäßig ermorden kann.

Eine Lehre, welche sogar die Wurzel einer jeden moralischen Pflicht und die Religion selbst trift, ist diese, daß Gott eine Vergütung für die Sünde annehmen will; eine Lehre, welche in den Zeiten der Unwissenheit allgemein herrschte. Die Vergütungen wegen der Verbrechen werden in einem jeden Lande durch Gesetze unterstützet; und daher schmeichelten sich auch die Menschen, welche ihren Leidenschaften gern nachhängen, daß sie es eben so wohl bey Gott wegen der Versündigungen wider ihn, als bey ihrem Nächsten wegen ihrer Beleidigungen, wieder gut machen können. Es herrschte in der christlichen Kirche vom achten Jahrhunderte an bis auf die Zeit der Reformation die Meynung, daß reichliche Schenkungen an Gott, an einem Heiligen, und an eine Kirche, auch sogar gegen die gröbsten Sünden, Pardon verschaffen könnten. Während dieser Zeit war das Bauen der Kirchen und Klöster gar sehr gewöhnlich. Diese abgeschmackte oder vielmehr gottlose Lehre wurde eine reichliche Erndte des Reichthums für die Geistlichkeit; denn die Großen und Reichen, welche gemeiniglich die verwegensten Sünder sind, haben auch das größte Vermögen ihre Sünden zu vergüten. Es ist weiter nichts, als eine solche Meynung nöthig, um eine jede Pflicht der Moral oder der Religion zu vernichten; denn welcher gottloser Mensch wird wohl noch entweder

weder an eine Ersetzung oder an eine Besserung denken, der mit so leichter Mühe einen Pardon vom Himmel kaufen kann? Ludwig der XI. war vorzüglich abergläubisch, und zwar zu einer abergläubischen Zeit. Um sich nun bey der Jungfrau Maria beliebt zu machen, so übergab er derselben die Grafschaft Boulogne mit großer Feyerlichkeit. Voltaire macht die Anmerkung, daß die Gottseligkeit nicht in der Ernennung der Jungfrau zu einer Gräfinn, sondern in der Enthaltung von Sünden besteht. Die Vergütung für die Sünden, ist eine Lehre der römischen Kirche, die man ohne Verstellung bekennt. Eine Taxordnung, welche auf Befehl des Pabsts gedruckt wurde, enthält die festgesetzten Preiße zu den Absolutionen, wobey auch die abscheulichsten Sünden nicht ausgenommen sind, die nur ein Mensch begehen kann. Die Anmerkung des Aeneas Sylvius, welcher hernach Pabst Paul der II. war, ist vollkommen gegründet. „Die römische Curia giebt nichts ohne Geld: sogar die Auflegung der Hände, und die Gaben des heiligen Geistes werden verkauft; und die Vergebung der Sünden wird nur denen ertheilt, die davor bezahlen können.“ Jedoch unter allen unsittlichen Versöhnungen für die Sünden, sind die Menschenopfer die unsinnigsten und abscheulichsten; indem sie nicht allein von der Reinigkeit der Religion, sondern auch von den Hauptgründen der Moral abweichen. Sie kamen endlich außer Gebrauch, da liebreichere Gesinnungen herrschend wurden, und werden wohl niemals wieder eingeführt werden, wofern wir nicht in die wilden Sitten unserer Vorfahren zurückfallen. Die Vergütung für die Verbrechen, die ehemals so allgemein war, ist jetzt bey einer jeden erleuchteten Nation verbannet. Die Vergütung für Sünden war ehemals auf gleiche Weise allgemein; und ich wollte wünschen, man könnte ebenfalls sagen, daß von dieser giftigen Meynung unter den Christen nichts mehr übrig wäre: allein die

Verfassung der römischen Kirche erlaubt es noch nicht dieses zu sagen. Wären die Menschen vollkommen überzeugt, wie es seyn sollte, daß eine aufrichtige Reue und Besserung der Sünden die einzigen Mittel wären, Vergebung zu erlangen, so würden sie niemals daran denken, mit dem Allmächtigen zu handeln, und sich mit ihm wegen ihrer Sünden zu vergleichen.

Bey der Ausübung der Religion hat die allzu große Achtung gegen die Ceremonien, und andere äußerliche willkührliche Handlungen, einen unglücklichen Einfluß auf die Sitten. Dieser Irrthum hat eine jede Religion angesteckt. Das Sadder oder die Bibel der Gaures, verbietet die Verläumdung, das Lügen, Stehlen, den Ehebruch und die Hurerey. Allein die Moral und Religion wird dadurch entkräftet, daß man viele unbedeutende Handlungen den wichtigsten Pflichten gleich schäzet. Es gebietet die Ausrottung von fünf Arten kriechender Thiere, als: Frösche, Mäuse, Ameisen, Schlangen, und Fliegen, welche stechen. Es lehret, daß barfuß zu gehen den Boden entheiliget. Es wird eine große Achtung für das Wasser geboten; es muß in der Nacht nicht gebraucht werden, und wenn es über dem Feuer stehet, so muß der dritte Theil des Topfes leer seyn, um das Ueberkochen zu verhindern. Die Braminen sind von ihrer ursprünglichen Stiftung gar sehr abgewichen, und glauben gegenwärtig, daß die Religion nur in Gebräuchen und Ceremonien bestehe. Sobald als ein Kind gebohren ist, so muß das Wort Oum über dasselbe ausgesprochen werden; sonst ist dasselbe ewig unglücklich: seine Zunge muß mit geweyhetem Mehle gerieben werden: und am dritten Tage des Monden muß es an die freye Luft, mit seinem Kopf gegen Norden gebracht werden. Die Einwohner von Formosa glauben eine Hölle; aber es geschieht nur um diejenigen zu strafen, welche ermangeln, zu gewissen Zeiten nackend

zu gehen, oder welche Baumwolle anstatt der Seide tragen. Zur Zeit des Gengizkan hielt man es in der Tartarey für eine Todsünde, ein Messer in das Feuer zu legen, ein Pferd mit seinem Zaume zu peitschen, oder ein Bein mit einem andern zu zerbrechen; und doch hielten die frommen Tartarn die Verrätherey, das Rauben und Morden für keine Sünden. Eine Partey in Aegina, einer griechischen Republik, ermordete 700 von ihren Mitbürgern auf eine verrätherische Weise. Sie schnitten einem elenden Flüchtlinge die Hände ab, der den Altar zu seiner Beschützung angefaßt hatte, um ihn ausser dem Tempel zu ermorden. Ihre verrätherischen Mordthaten machten bey ihnen keinen Eindruk. Allein ob sie sich gleich des Mords in dem Tempel enthielten, so beleidigten sie doch, wie Herodotus sagt, durch Entheiligung desselben mit Blute die Götter; und zogen sich dadurch eine unauslöschliche Schuld zu. Sollte man wohl glauben, daß Carl der Große einen Gerichtshof errichtete, der schrecklicher, als die Inquisition selbst war? Er wurde in Westphalen errichtet, um einen jeden Sachsen am Leben zu strafen, der in der Fasten Fleisch essen würde. Eben dieses Gesetz wurde auch zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in Flandern errichtet,

Man höre nur die Worte eines berühmten Schriftstellers über diese giftige Lehre. „Es ist gewiß, daß in jeder Religion, so erhaben sie auch ist, immer noch viele von ihren Verehrern, und vielleicht die größte Anzahl derselben die göttliche Gnade nicht durch Tugend und gute Sitten, die einem vollkommenen Wesen allein angenehm seyn können, sondern entweder durch thörichte Gebräuche, unmäßigen Eifer und hinreißende Entzükungen, oder durch den Glauben an geheimnißvolle und abgeschmakte Meynungen zu suchen pflegen. Wenn die alten Römer von einer Pest heimgesucht wurden, so schrieben sie ihr Leiden niemals ihren Lastern zu, oder

dachten an eine Reue und Besserung. Sie glaubten niemals, daß sie die allgemeinen Räuber der Welt wären, deren Stolz und Geitz die Erde verwüstete, und reiche Nationen in Mangel und Armuth versetzte. Sie erwählten blos einen Dictator, um einen Nagel in eine Thüre zu schlagen; und auf diese Weise glaubten sie, daß sie ihre erzürnte Gottheit hinlänglich besänftiget hätten." *) Auf diese Weise werden die wesentlichen Stücken der Religion durch die Aufmerksamkeit auf Gebräuche und Ceremonien nach und nach vergessen: Diese letztern nehmen den ganzen Vorrath der Andacht hinweg, den man zu den höhern Uebungen der Religion aufbehalten sollte. Die Vernachläßigung oder Uebertretung bloßer Kleinigkeiten werden als abscheuliche Sünden bestraft; indessen, daß wirklich abscheuliche Sünden ungestraft bleiben. Die Juden erhoben die Haltung ihres Sabbaths über eine jede andere Pflicht; und man glaubte durchgängig, daß die genaue Beobachtung dieses Tages allein hinreichend wäre, eine jede Sünde zu versöhnen. Das Gebot an diesem Tage zu ruhen, wurde so buchstäblich angenommen, daß sie sich an diesem Tage nicht einmal wider einen Mörder wehren wollten. Ptolomäus, der Sohn des Lagus, zog am jüdischen Sabbathe auf eine feindselige Art ohne Widerstand in Jerusalem ein. Ja nicht einmal die Erfahrung öfnete diesem thörichten Volke die Augen. Xiphilin, welcher die Belagerung von Jerusalem durch den Prompejus erzählt, sagt dabey, daß, wenn die Juden am Sabbathe nicht geruhet hätten, Prompejus nicht glücklich würde gewesen seyn. An jeden Sonnabend erneuerte er seine Batterien; und als er an diesem Tage eine Bresche gemacht hatte, so marschirte er ohne Widerstand in die Stadt.

Man

*) S. die natürliche Geschichte der Religion von David Hume.

Man muß über einen amsterdamer Juden lachen, der sich kein Gewissen daraus machte, ein Haus aufzubrechen, und das Geld wegzutragen; und demungeachtet, als er auf seiner Flucht durch den Sabbath aufgehalten wurde, ehe er aus dem Gebiete kommen konnte, ruhete er auf eine sehr fromme Art so lange, bis man ihn ergriff, und zum Galgen führte. Die Juden sind bis auf den heutigen Tag, von diesem Wahnsinne noch nicht geheilet. Nach den letztern Nachrichten aus Constantinopel, brach in dem Hause eines Juden am Sonnabende ein Feuer aus; und er ließ die Flammen, wodurch 500. Häuser abbrannten, sich lieber ausbreiten, als daß er den Sabbath entheiliget hätte. Wir lachen über die Juden, und wir haben Ursache darzu; und doch sind viele wohlmeynende Protestanten, welche die ganze Religion in eine pünctliche Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes setzen. Sind die Römischcatholischen in Ansehung des Ortes des öffentlichen Gottesdienstes nicht eben so abergläubisch, als es die Juden mit dem Tage ihres Gottesdienstes sind? Im Jahre 1670. kamen einige Araber, welche die Gelegenheit absahen, in die Stadt Diu, da die Thore des Morgens geöfnet wurden. Man hätte sie leicht durch die Canonen der Citadelle vertreiben können; allein der portugisische Gouverneur mußte, ohne eine Flinte abzufeuern, zusehen, indem man ihn mit dem Banne drohete, wenn der geringste Schaden an den Kirchen geschehn würde. Die einzigen Lehren, welche man auf der römischen Canzel bis zur Zeit der Reformation einschärfte, waren das Ansehen der heiligen Mutter-Kirche; das Verdienst der Heiligen, und ihre Achtung am Hofe des Himmels; die Würde, Herrlichkeit und Liebe der gebenedeyeten Jungfrau; die Kraft der Reliquien; das unerträgliche Feuer des Fegefeuers; und die große Wichtigkeit der Indulgentien. Da man sich auf solche fromme Handlungen zur Erlangung der Vergebung der

Sünden verließ, so verfielen alle Stände der Menschen geradezu in Laster; *) und man machte nicht einen einzigen Versuch, den Strom der bösen Sitten aufzuhalten; weil der Handel mit den Indulgentien mit dem Wachsthume der Sünden zunahm und blühete. Und auf diese Weise setzte man die Religion der Moral gerade entgegen. Der heilige Aloysius, Bischoff zu Noyon im siebenden Jahrhunderte, den die römische Kirche canonisirt hat, trägt folgende Lehre vor. „Derjenige ist ein guter Christ, der fleißig in die Kirche gehet; der seine Gaben auf dem Altar darbringt; der von der Frucht seines eignen Fleißes nicht eher etwas kostet, als bis er einen Theil davon Gott widmet; der bey Annäherung der heiligen Feste sogar mit seiner eignen Frau verschiedene Tage keusch lebet; und der das Credo oder Pater Noster wiederholen kann. Errettet daher eure Seelen vom Verderben, da ihr die Mittel in eurer Gewalt habt: bringet Geschenke von Zehenden den Geistlichen: kommet fleißig in die Kirche: und bittet die Heiligen demüthig um ihren Schutz. Wenn ihr diese Dinge beobachtet, so könnet ihr am Tage des Gerichts, mit Zuversicht zu dem Richterstuhl des ewigen Richters gehen, und sagen: Gieb uns, o Herr, denn wir haben dir gegeben.“ Ein neuerer Schriftsteller setzet eine schickliche Anmerkung hinzu. „Wir sehen hier eine sehr weitläuftige Beschreibung von einem guten Christen, worinne nicht das Geringste von der Liebe Gottes, von der Ergebenheit in seinen Willen, von dem Gehorsam gegen seine Gesetze, von

*) Ein sinnreicher Schriftsteller (David Dalrymple) machet die Anmerkung, „daß ein Kreuzzug das Südseeprojekt der vorigen Zeiten sey: durch das letztere hofften die Menschen Reichthum ohne Mühe zu erlangen; und durch den erstern hofften sie den Himmel ohne Buße, Besserung des Lebens, oder Heiligkeit der Sitten zu erlangen.“

von der Gerechtigkeit, Wohlgewogenheit und Wohlthätigkeit erwähnt wird.“ Die grobe Unwissenheit und der unglückliche Aberglaube herrschten noch im vierzehnten Jahrhunderte so sehr, daß die Leute sich ihrer Seligkeit gewiß versichert hielten, wenn sie am Tage des Gerichts nur einige Verbindung mit den Mönchen zeigen könnten. Viele verlangten noch in der Stunde ihres Todes, in den Bettelorden aufgenommen, oder auf ihrem Begräbnißplatze begraben zu werden. Die Religion darf freylich nicht mit der Moral verbunden werden, wenn solche einfältige Dinge hinreichend sind, die Gnade Gottes zu erlangen. Ist dieses nicht eben so abgeschmackt als der indianische Glaube, daß das Wasser des Ganges eine heilige Kraft habe; und daß diejenigen, die an seinen Ufern sterben, nicht allein von der zukünftigen Strafe befreyet sind, sondern auch gerades Weges in das Paradies eingehen?

Die Gebräuche und Ceremonien sind sichtbare Handlungen, welche einen tiefen Eindruck auf den Pöbel machen. Daher rühret auch ihr Einfluß in die Schlüsse und Sitten, wie wir in den unmittelbar vorhergehenden Versuchen gesehen haben; und daher kömmt auch ihr Einfluß in die Religion. Die Ceremonien sind zwar bey dem öffentlichen Gottesdienste nützlich; sie sollten aber nicht die Stelle der wesentlichen Stücke einnehmen. Jedoch die Leute, welche durch dasjenige, was sie sehen und hören, regieret werden, sind mehr den äußerlichen Handlungen der Andacht, als dem innerlichen Gottesdienste zugethan, als welcher nur durch Nachdenken erkannt wird.

Es kann keine Entschuldigung seyn, warum man sich so sehr auf die Ceremonien verläßt, daß sie unschuldig sind. Sie können an sich unschuldig seyn; aber sie sind es nicht in ihren Folgen. Denn sie haben durch ein solches Vertrauen einen heftigen Hang die Verbindlichkei-

ten der Moral zu schwächen. Die Religionsgebräuche, welche keiner Leidenschaft zuwider sind, werden begierig angenommen und pünctlich beobachtet; und diejenigen Menschen, welche sich schmeicheln, daß sie in ihrer Pflicht gegen Gott so pünctlich gewesen sind, verstatten ihrer Leidenschaft einen Ausgang wider die Menschen. „Sie verzehnden die Münz, Till und Kümmel, und lassen dahinten das Schwerere im Gesetz, nemlich, das Gericht, die Barmherzigkeit und den Glauben.“ *) Bey einem solchen Menschen ist die Religion eine sehr leichte Sache. Da er selten eine Handlung der wahren Andacht ausübet, so denkt er von der Gottheit mit vieler Leichtsinnigkeit und Vertraulichkeit; wie wäre es sonst zu erklären, daß man an den Schauspielen, die man Geheimnisse nennt, einen Geschmack finden könnte, wobey geringe und vielleicht lüderliche Personen auf die Bühne gebracht werden, welche Jesum Christum, die Jungfrau Maria, und sogar Gott selbst vorstellen? Diese göttlichen Personen werden gewiß nicht mehr geachtet, als die griechischen Götter, die oft einen Theil der Acteurs in den griechischen Schauspielen ausmachten. Man könnte zwar noch viele Begebenheiten zum Beweise des Verfalls der Religion in jenen Zeiten anführen, ich will aber nur ein oder zwey Beyspiele auslesen, welche wahrscheinlicher Weise den Leser belustigen werden. Bartolus, der berühmte Rechtsgelehrte stellet sich, um das Verfahren in einem Gerichtshofe zu zeigen, einen Proceß zwischen dem Teufel und den Menschen vor. Der Teufel citirt die Menschen vor dem Richterstuhl Jesu Christi, und machet Ansprüche an sie, als ob sie ihm nach dem Falle Adams zugehörten. Er geräth in Zorn und fragt, ob es jemand wagen will, für sie zu erscheinen. Wider die Jungfrau Maria, die sich zu ihren Advocaten anbietet, machet

*) Matth. C. XXIII. 23.

machet der Teufel zwo Einwendungen, erstlich, daß weil sie die Mutter des Richters ist, ihr Einfluß bey ihm zu groß seyn würde: zweytens, daß ein Frauenzimmer kein Advocat seyn kann; und diese Einwendungen werden durch unzählige Anführungen aus dem Corpus Juris unterstützet. Die Jungfrau führet auf ihrer Seite solche Texte an, welche den Weibern erlauben, für Wittben, Waisen und für nothleidende Personen zu erscheinen. Es wird ihr verstattet, das menschliche Geschlecht zu vertheidigen, da es unter den letztern Punct fällt. Der Teufel führet die Verjährung an, als ob er schon seit dem Falle das menschliche Geschlecht im Besitz gehabt hätte. Die Jungfrau antwortet, daß ein mala fide possessor nichts durch Verjährung erlangen könne. Da nun die Verjährung verworfen wird, so gehen die Partheyen zu dem Verhör der Sache selbst fort, welches alles mit Texten aus den Pandekten sehr gelehrt untersucht wird. Die Schriften der Akademie der schönen Wissenschaften in Paris enthalten folgende Geschichte. Ein Mönch, der aus einem Hause zurück kam, welches er am Tage nicht besuchen durfte, mußte über einen Fluß fahren. Das Boot wurde vom Satan umgeworfen, und der Mönch ersoff, da er eben anfieng die Jungfrau Maria anzurufen. Zweene Teufel, welche seine Seele ergriffen hatten, wurden von zweenen Engeln aufgehalten. „Meine Herren, sagten die Teufel, es ist wahr und keine Fabel, daß Gott für seine Freunde gestorben ist; aber dieser Mönch war ein Feind Gottes, und deswegen führen wir ihm in die Hölle.“ Die Engel thaten endlich nach vielem Wortwechsel den Vorschlag, diesen Streit der Jungfrau Maria vorzulegen. Die Teufel waren bereit Gott selbst zum Richter anzunehmen, weil er nach dem Gesetz richten würde. „Aber von der Jungfrau Maria, sagten sie, erwarten wir keine Gerechtigkeit; Sie würde lieber ein jedes Thor der Hölle in Stücken zerbrechen,

als einen nur einen Augenblick darinne lassen, der ihrem Bilde nur die geringste Verehrung erzeiget. Sie mag sagen, daß Schwarz Weiß ist, und daß trübes Wasser rein ist; so wird ihr Gott niemals widersprechen. Der Tag, an welchem Gott seine Mutter erschaffen hat, war für uns ein unglücklicher Tag."

Diejenigen, welche einerley Religion bekennen, und nur in den Ceremonien unterschieden sind, können mit Recht mit benachbarten Staaten verglichen werden, die gemeiniglich heftige Feinde von einander sind, wenn sie einige Streitigkeiten unter sich haben. Ueberdieses sind die ungeselligen Leidenschaften niemals so wütend als unter der Masque der Religion; weil sie in diesem Falle für sehr verdienstlich gehalten werden, da sie sich in der Sache Gottes äußern. Diese Anmerkung wird nur allzusehr durch die Streitigkeiten unter den Christen bestätiget. So gering auch die Religion in den finstern Zeiten war, so stritten doch die Menschen aus allen Kräften für die Ceremonien. Nach der armenischen Form der Taufe sagt der Priester bey der ersten Eintauchung, im Namen des Vaters; bey der zweyten, im Namen des Sohnes; und bey der dritten, im Namen des heiligen Geistes. Diese Form wird von der römischen Kirche heftig verdammt, als welche behauptet, daß man die drey Personen in der Dreyeinigkeit zum Zeugen ihrer Vereinigung in einem Ausdrucke verbinden müsse. Strahlenberg giebt eine Nachricht von einer christlichen Secte in Rußland, welche von der herrschenden griechischen Kirche in folgenden Umständen unterschieden ist. Erstlich wiederholen sie bey dem öffentlichen Gottesdienste das Halleluja nur zweymal; und es ist eine Todsünde, es dreymal zu wiederholen. Zweytens, müssen bey der Feyer der Messe nicht fünfe, sondern sieben Brodte gebraucht werden. Drittens, muß das Creuz, welches auf ein Meßbrodt gedrückt wird, acht Ecken haben.

Viertens,

Viertens, muß bey der Bezeichnung mit dem Creuze bey dem Gebete die Spitze des Ringfingers mit der Spitze des Daumens vereinigt werden, und die zween Zwischenfinger müssen ganz ausgestreckt gehalten werden. Wie unbedeutend sind diese Streitigkeiten! Und doch werden wegen solcher Streitigkeiten alle diejenigen, welche von ihnen unterschieden sind, für unrein, und nicht besser als Heyden gehalten: Sie wollen mit keinem von der herrschenden Kirche weder essen noch trinken; und wenn jemand von dieser Kirche von ungefähr sich in einem von ihren Häusern niedersetzet, so waschen sie und reinigen den Sitz. *) Es giebt wenige Secten, die auf geringeren Streitigkeiten beruhen, als die türkischen und persischen Mahometaner. Die Beynamen, welche die Türken den Persern geben, sind, „von Gott Verlaßene, Abscheuliche, und Lästerer des heiligen Propheten;“ und ihre Feindschaft gegen die Perser ist so groß, daß die Schulen des Serails den jungen Leuten aller Nationen, außer denen aus Persien, offen stehen. Sie halten die Perser für solche Abtrünnige von dem wahren Glauben, die gar nicht zu bessern sind: und sie bekommen auch im Kriege keinen Pardon, indem man sie weder des Lebens noch der Sclaverey werth hält. Die Perser geben den Türken im Hasse nichts nach. Es hat die Frage, ob der Coffee im Koran verboten sey, oder nicht, in der mahometanischen Kirche vielen Streit, und folglich auch vielen verfolgenden Eifer verursacht. Ein Mufti, der den Coffee

*) Die Christen, welche sich zu sehr mit den äußerlichen Formen beschäftigen, haben viele von den schönen Künsten verdorben. Sie haben der Baukunst Schaden gethan, indem sie prächtige Kirchen in der häßlichen Gestalt eines Creuzes gebauet. Sie haben der Malerey Schaden gethan, indem sie die besten Hände schicklichen Gegenständen entzogen, und sie zu dem erdichteten Märtyrertode vermeynter Heiligen, oder zu andern solchen unangenehmen Histörchen gebraucht haben.

Coffee nicht gern trank, bezeugte, daß er, wie der Wein, eine berauschende Kraft habe, und daher auch unter dem Verbote des Mahomets mit verstanden sey. Ein anderer Mufti, der den Coffee wegen seiner aufmunternden Kraft gern trank, erklärte ihn für erlaubt; „weil alle Dinge, wie er sagte, erlaubt sind, die nicht im Koran ausdrücklich verboten sind.“ Die Coffeehäuser in Constantinopel wurden lange Zeit nach dem Geschmacke des herrschenden Mufti bald geöffnet, und bald wieder verschlossen; bis endlich der Coffee alle Hindernisse überstieg, und ein erlaubtes mahometanisches Getränk wurde. Auf diese Weise wird die Religion ganz ausschweifend, wenn sie ihre wahren Endzwecke, nämlich, Gott zu dienen, und gegen den Menschen gerecht zu seyn, außer Augen setzet. Die Indianer hassen die Mahometaner, weil sie das Fleisch von Krähen essen: Die Mahometaner hassen die Indianer, weil sie das Schweinefleisch essen. Der Haß, den die Leute von einer Religion wegen der unbedeutendsten Streitigkeiten gegen einander haben, verkehrt sie oft in viehische Wilden. Gesetzt z. E. daß ein armer Mann, der bis zum äußersten Hunger gebracht ist, eine begierige Mahlzeit von einem todten Pferde hält, so wird ein so erbärmlicher Fall ein jedes Herz rühren. Und doch wenn dieses in der Fasten oder an einem Fischtage geschiehet, — siehe so wird ein jeder Zelot sogleich in einen eingefleischten Teufel verwandelt. In den Urkunden von St. Claude, einem kleinen District von Burgund, ist ein Urtheil wider einen armen Herrn, mit Namen Claude Guillon, eingerückt. Die Worte selbst sind: „Nachdem wir den Proceß erwogen, und den Rath der Rechtsgelehrten eingezogen haben, so erklären wir, daß der besagte Claude Guillon gehörig überführet sey, daß er ein Stück von einem todten Pferde weggetragen und gekocht, und eben dasselbe am ein und dreyßigsten März als an einem Sonnabende gegessen habe.“ Und er wurde

hier-

hierauf am 28. Julii 1629. enthauptet; ungeachtet er eine ganz unwiderlegliche Vertheidigung hatte, daß er diese unordentliche That zur Erhaltung seines Lebens begangen hatte. Wie war es möglich, daß diese Ungeheuer glauben konnten, daß ein solches Urtheil Gott angenehm wäre, der die Güte selbst ist?

Nicht weniger nachtheilig für die Moral, als das allzu große Vertrauen auf die Ceremonien, ist das harte und strenge Verfahren bey einigen Sünden; und die gänzliche Hintansetzung anderer, die eben so abscheulich, oder vielleicht noch abscheulicher sind. In der oben erwähnten Taxordnung zur Absolution ist kein billiger Unterschied unter den Sünden gemacht, indem einige sehr verzeihliche Sünden zu einem höhern Preiße angesetzt sind, als viele andere, von der häßlichsten Farbe. Z. E. Die Ermordung eines Vaters, einer Mutter, eines Bruders, einer Schwester, oder Frau, ist zu fünf Groschen taxirt; und auch eben so viel ist für die Blutschande mit der Mutter oder Schwester angesetzt. Das Liegen bey einer Frauensperson in der Kirche ist zu sechs Groschen taxiret, und zu gleicher Zeit wird die Absolution für den Wucher zu sieben Groschen, und für die Simonie zu sechzehn Groschen *) angesetzet.

Eine gewisse Meynung, welche viele fromme Personen hegen, hat zwar ein unschuldiges Ansehn, aber in ihren Folgen ist sie sowohl der Religion, als auch der Moral schädlich; nämlich, daß der öffentliche und privat Gottesdienst und die Erfüllung der moralischen Pflichten, zur Bezeugung unserer Ehrerbietung gegen Gott, und unsers Eifers zu seinem Dienste nicht hinreichend sind; und daß wir noch über dieses verbunden sind zu fasten, zu büßen, die Priester zu ehren, und die Feinde Gottes zu strafen, nemlich diejenigen, welche von uns in ihren Grund-

*) Ein Groschen ist hier der dritte Theil eines Ducatens.

Grundsätzen oder Betragen unterschieden sind. Diese Meynung, welche man die Lehre der Supererogation nennen kann, wird von einem oben erwähnten Schriftsteller sehr schön erläutert. „Die Pflichten, die ein Mensch, als ein Freund oder Vater verrichtet, scheinen bloß für seinen Wohlthäter oder Kinder zu gehören; und es darf ihm nicht an diesen Pflichten fehlen, wenn er nicht alle Bande der Natur und Moral zerreissen will. Eine starke Neigung kann ihn zur Ausübung antreiben: eine Empfindung von Ordnung und Schönheit, verstärket diese natürlichen Bande; und der ganze Mensch wird zu seiner Pflicht, ohne Anstrengung oder Bemühung gezogen. Sogar bey den Tugenden, die strenger und mehr auf Ueberlegung gegründet sind, als der Patriotismus, die kindliche Pflicht, die Mäßigkeit oder die Redlichkeit, entfernt die moralische Verbindlichkeit unserer Vorstellung noch alle Ansprüche auf ein religiöses Verdienst und die tugendhafte Aufführung wird nicht mehr geachtet, als dasjenige, was wir der Gesellschaft und uns selbst schuldig sind. In allen diesen findet ein abergläubischer Mensch nichts, was er eigentlich um Gotteswillen verrichtet hat, oder was ihn der göttlichen Gnade und Beschützung vorzüglich empfehlen kann. Er bedenket nicht, daß die aufrichtigste Art Gott zu dienen, darinne besteht, wenn er die Glückseligkeit seiner Geschöpfe befördert. Er sieht sich noch nach einem unmittelbarern Dienste des höchsten Wesens um, und er nimmt deswegen eine jede Uebung, die ihm empfohlen wird, und die im Leben zu nichts dienet, oder seinen natürlichen Neigungen die stärkste Gewalt anthut, wegen eben dieser Umstände um so viel lieber an, um welcher willen er sie gänzlich verwerfen sollte. Ja sie scheint ihm um so viel religiöser zu seyn, da sie von keiner Vermischung eines andern Bewegungsgrundes herrühret. Und wenn er auch um ihretwegen, viel von seiner Ruhe und Bequemlichkeit

aufopfert,

aufopfert, so scheint sein Anspruch auf Verdienst nach Maasgabe des Eifers und der Andacht, die er entdeckt, immer mehr zuzunehmen. Seiner Meynung nach geschieht es nicht aus Verbindlichkeit gegen Gott, daß er das Geborgte wiedergiebt, oder eine Schuld bezahlt, weil er diese Handlungen der Gerechtigkeit verrichten mußte, welche auch viele würden verrichtet haben, wenn gleich kein Gott in der Welt wäre. Allein wenn er einen Tag fastet, oder sich selbst geisselt, so hat dieses seiner Vorstellung nach eine gerade Beziehung auf den Dienst Gottes. Kein anderer Bewegungsgrund hätte ihn zu einer solchen Strenge antreiben können. Durch diese ausgezeichneten Merkmale der Andacht hat er nun die göttliche Gnade erlangt; und kann zur Belohnung den Schutz und die Sicherheit in dieser Welt, und die ewige Seligkeit in der zukünftigen erwarten. *) „Mein Joch ist sanft, sagt unser Heiland, und meine Last ist leicht.“ Und so ist es auch in der That. Ein jedes wesentliches Stück der Religion gründet sich auf unsere Natur, und ist einem reinen Herzen in der Ausübung angenehm: Was kann wohl angenehmer seyn, als Dankbarkeit gegen unsern Schöpfer und Gehorsam gegen seinen Willen, bey der Unterstützung unserer Nebengeschöpfe? Allein die Enthusiasten lassen sich nicht leicht überreden, daß es der Gott wohlgefälligste Dienst sey, den wir nur verrichten können, uns selbst in den Uebungen der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit glücklich zu machen. Sie widersprechen unserm Heilande, und machen sein Joch hart und seine Last schwer, wenn sie die Religion mit unnöthigen Glaubensartikeln und Uebungen **) beladen.

*) S. Humes natürliche Geschichte der Religion.

**) Eine alte Frau, welche mit andern zu einem Sacramente gieng, suchte überall den schlimmsten Weg aus,

laden. Das Gesetz leget zur christlichen Vollkommenheit eine solche unnatürliche Strenge der Sitten auf, welche sowohl für die Religion, als auch Moral höchst verderblich ist. Eine ausschweifende Erziehung kann nicht schädlicher seyn. Unsre Leidenschaften, wenn man ihnen ihre gehörige Uebung versaget, pflegen leicht ihre Fesseln zu zerbrechen, und uns in eine jede Ausschweifung zu stürzen: So wie der Körper, der an einem Theile gedrückt wird, um soviel mehr in einem andern aufschwillt. Nach eben dieser Denkungsart handelt der fromme Jeremias Taylor von der Kasteyung, und schreibt sie als eine nothwendige Pflicht eines Christen vor, um auch gegen die unschuldigsten Bewegungen des Gemüths keine Nachsicht zu haben; weil die gleichgültigste Handlung, wie er sagt, sündlich wird, wenn kein anderer Bewegungsgrund zu ihrer Vollziehung vorhanden ist, als weil sie bloß angenehm ist. Könnte wohl eine böse Gottheit etwas Härteres wider ihre Verehrer veranstalten?

Nach eben dieser Vorstellung von einer höhern Verdienstlichkeit sind auch die Feyertage unaufhörlich vermehret worden, und haben den arbeitsamen Armen diejenige Zeit geraubet, die sie nützlicher hätten anwenden können, um sich und ihren Familien Brodt zu verschaffen. Eine so große Anzahl von Feyertagen widerspricht nicht allein der Vorsehung, die uns mehr zur Handlung als zur Betrachtung gebildet hat, sondern hat auch verschiedene giftige Wirkungen in Absicht auf die Sitten. Das moralische Gefühl hat einen großen Einfluß auf die Arbeitsamen, die keine Zeit haben, ihren unordentlichen Begierden nachzuhangen: Die Müßigen hingegen sind einer jeden Versuchung ausgesetzt. Ueberdieses pflegen die Menschen gern

aus, und sagte: Ich kann um des süssen Jesu willen niemals genug thun.

gern aus der strengen Beobachtung der Feyertage und anderer Ceremonien ein großes Verdienst zu machen; und da sie ihrer Meynung nach, auf diese Weise die Gnade Gottes erlangt haben, so verlassen sie sich auf seine gütige Nachsicht in andern Dingen, welche den Sündern zu angenehm sind.

Die Stiftung der Klöster sind noch eine Vermehrung der Feyertage: Das ganze Leben eines Mönchs soll ein Feyertag seyn, der dem Dienste Gottes gänzlich gewidmet ist. Der Müßiggang bey dem Mönchsstande unter den Christen, öffnet dem lasterhaften Leben eine weite Thür.

In dem dritten Abschnitte werden die Bußen, als eine Art des Dienstes zur Erlangung der Vergebung der Sünden abgehandelt. Allein zuweilen unterwerfen sich denselben unschuldige Personen, um von dem Allmächtigen immer noch mehr Gnade zu erlangen, als wozu die Unschuld allein berechtiget ist; und in dieser Betrachtung sind sie augenscheinlich ein Werk der überflüßigen Verdienstlichkeit. Sie scheinen auf die Religion, wie sie von der Moral unterschieden ist, keine schlimme Wirkung zu haben; der Körper wird zwar unnöthiger Weise gemartert, aber wenn die Enthusiasten sich freywillig körperlichen Plagen unterwerfen, so müssen sie sich selbst tadeln. Hingegen in Absicht auf die Moralität ist ihre schlimme Absicht nicht gering. Diejenigen, welche außerordentliche Handlungen der Andacht verrichten, bilden sich ein, daß sie besonders zur Gnade Gottes ein Recht haben. Sie sind stolz auf seine Gnade, und halten sich an ihn allein, und werden gegen eine jede andere Pflicht gleichgültig. Der Liebling eines irrdisches Fürsten giebt sich ein Ansehn; und nimmt sich Freyheiten heraus, welche Privatpersonen nicht wagen dürfen: Soll also ein Liebling des Himmels weniger begünstiget seyn? Die Fakiers in Hindostan unterwerfen sich fürchterlichen Büßungen; und indem sie sich

der Gnade Gottes versichert halten, so sind sie gegen die Pflicht, die sie ihren Nächsten schuldig sind, ganz gleichgültig. Sie setzen sich über den gewöhnlichen Wohlstand so sehr hinweg, daß sie nackend herumgehen, und nicht einmal verbergen, was die Schaamhaftigkeit bloßzustellen verbietet. Die Büßungen, welche in der römischen Kirche aufgelegt werden, als das Fasten und die Geisselung haben augenscheinlich eben diese schlimme Absicht. *) Was das Fasten insbesondere anbetrift, so kann man nicht leicht einsehen, zu was für einen guten Endzweck es dienen kann. Die Mäßigkeit im Essen und Trinken ist zur Gesundheit nöthig: Zu viel oder zu wenig ist auf gleiche Weise schädlich, obgleich ihre Wirkungen verschieden sind. Man sollte daher das Fasten den mäßigen Personen niemals als eine Pflicht der Religion auflegen, weil es einer gütigen Gottheit nicht angenehm seyn kann: Man höre nur, was ein großer Prophet **) hierüber angemerkt hat. „Siehe, ihr fastet, damit ihr hadert und zanket und schlaget mit der Faust ungöttlich. Fastet nicht also, wie ihr jetzt thut, daß ein Geschrey von euch in der Höhe gehöret wird. Sollte das ein Fasten seyn, das ich erwählen soll: daß ein Mensch seinem Leibe des Tages übel thue, oder seinen Kopf hänge, wie ein Schilf, oder auf einem Sacke und in der Asche liege? Wollt ihr das Fasten nennen, und einen Tag dem Herrn angenehm seyn. Das ist aber ein Fasten, welches ich erwähle: Laß los, welche du mit Unrecht

*) Eine Secte der Christen, welche man die Flagellanten nennte, hielten davor, daß das Geisseln von gleicher Kraft mit der Taufe, und den andern Sacramenten wäre; daß es Vergebung der Sünden verschaffte; daß man das alte Gesetz Christi abschaffen, und ein neues Gesetz an seiner Stelle setzen müste; und daß man die Bluttaufe durch Geisseln verrichten sollte.

**) Jes. C. LVIII. 4

Unrecht gebunden hast; laß ledig, welche du beschwerest; gieb frey, welche du drängest; reiß weg allerley Last; brich dem Hungrigen dein Brod, und die, so im Elend sind, führe ins Haus; so du einen nackend siehest, so kleide ihn, und entzeuch dich nicht von deinem Fleisch."

Die seltsamste Büßung unter allen ist der ehelose Stand, wenn er als eine Pflicht der Religion betrachtet wird. Viele Kirchenlehrer erklären sich wider den Ehestand; und der heilige Hieronymus insbesondere sagt, daß das Ende der Ehe der ewige Tod ist; daß dadurch zwar die Erde, aber der Himmel durch den jungfräulichen Stand angefüllet wird. Der unmäßige Eifer vieler von den ersten Christen führte sie dahin, daß sie sich von der Ehe, und sogar von den ehelichen Liebkosungen enthielten, wenn sie das Unglücke hatten verheirathet zu seyn; indem sie glaubten, daß die fleischliche Begierde mit der reinen Religion nicht bestehen könnte. Eduard der Bekenner wurde aus keinem bessern Grunde, alsweil er sich von den ehelichen Pflichten enthielte, zum Heiligen gemacht. Jovinian lehrte im vierten Jahrhunderte, daß alle diejenigen, welche die Gesetze der Frömmigkeit und Tugend nach der Vorschrift des Evangelii beobachten, ein gleiches Recht zur Glückseligkeit in einem andern Leben haben: Folglich, daß diejenigen, welche ihre Tage im ehelosen Stande und Tödtung des Fleisches zubringen, auf keine Weise bey Gott angenehmer sind, als diejenigen, welche in der Ehe ohne eine solche Tödtung tugendhaft leben. Er machte seine Meynung in einem Buche bekannt, wider welches Hieronymus eine heftige Abhandlung schrieb, die noch vorhanden ist. Diese Meynungen wurden von der Kirche, und von dem heiligen Ambrosius, in einem Concilio zu Mayland verdammt; und Jovinian wurde von dem Kaiser Honorius verbannet. Eine solche lächerliche Selbstverläugnung war nicht auf die Christen allein eingeschränkt. Strabo

erwähnt eine Secte unter den Thraciern, die eine Gelübde der beständigen Jungfrauschaft hatten, und deswegen sehr geehret wurden. Garcillaßo gedenkt der Jungfrauen in Peru, welche der Sonne geweyhet waren: Eine Vestalin, welche sich hatte schänden lassen, wurde lebendig verbrannt, ihr Liebhaber aufgehenkt, und die Einwohner der Stadt, wo sie lebte, getödtet. Unter allen abgeschmackten Handlungen der Casteyung liefert die gegenwärtige den stärksten Beweis des Aberglaubens, der über den gemeinen Menschenverstand sieget; denn was kann wohl weniger mit der gesunden Vernunft bestehen, als eine Bemühung dem menschlichen Geschlechte ein Ende zu machen? Ein Schimmer der Vernunft hat zwar den Eifer der Enthusiasten zum ehelosen Stande etwas geschwächt; aber noch nicht gänzlich ausgerottet, indem der eheloſe Stand der Geistlichkeit noch heutiges Tages in der römischen Kirche ein Gesetz bleibet. Man kann aber doch im Ernste nicht glauben, daß es der Wille unsers gütigen Gottes sey, daß seinen Priestern die Anwendung der natürlichen Kräfte, die allen Menschen zu einem sehr schätzbaren Endzwecke gegeben sind, versagt seyn sollte. Dieser gottlose Zwang, welcher dem großen Gesetze, seyd fruchtbar und mehret euch, widerspricht, hat das lüderlichste Leben bey den Priestern der römischen Kirche eingeführt, obgleich die Geistlichen unter allen Menschen die behutsamsten in ihrer Aufführung seyn sollten. Die Menschen, welche man von dem, was nöthig und schicklich ist, abhält, sind geneigter als andere in die gröbsten Unordnungen zu verfallen. Die Ehe wird in den Gesetzen des Zoroaster sehr lebhaft empfohlen. Die Kinder sollen eine Brücke seyn, welche die Menschen zum Himmel führt; und ein Mensch, der keine Kinder hat, soll unter der Gewalt des Ahriman stehen. Das Gebet eines Priesters der keine Kinder hat, soll dem Ormusd mißfällig seyn.

Der

Der ehelose Stand der Geistlichkeit wurde durch den Pabst unterstützet, und aus einer politischen Betrachtung, daß er die ganze Geistlichkeit als ein starkes Corps unter seine geistliche Majestät vereinigte, aufs schärfste anbefohlen. Wir kurzsichtig ist doch der Mensch! Man nennte ihn damals mit Recht den Eckstein der päbstlichen Macht; und doch wurde er die vornehmste Ursache ihres Verfalles. Der ehelose Stand stürzte die römische Geistlichkeit in Ehebruch, Hurerey, List, Verstellung und alle geheime Laster. Wird man wohl nun Leuten von solchen Sitten zuhören, wenn sie ihren Zuhörern die Reinigkeit des Herzens predigen? Es war also kein ander Mittel, als daß sie entweder ihre eignen Sitten verbessern, oder den Laien alle Nachsicht geben mußten. Allein die Unwissenheit und der Aberglauben der letztern, machte die erstern in ihrer eignen Meynung ganz sicher. Die Wiederherstellung der Gelehrsamkeit unterbrach diese Bezauberung. Da die Menschen anfiengen selbst wieder nachzudenken, so ärgerten sie sich über das lüderliche Leben ihrer Lehrer, und erhoben ein lautes Geschrey wider sie, ob sie gleich noch nicht an ihre Lehren dachten. Die Reformatorn wurden als Ketzer verbrannt; und man hielt die Geistlichen für Abgeordnete des Satans, um seinen Thron auf Erden zu befestigen. Knox, dieser heftige Reformator, glaubte im Ernst, daß der Cardinal Beaton ein geschworner Feind Jesu Christi wäre. Die Vorsehung weis aus dem Bösen Gutes hervor zu bringen. Wäre die Geistlichkeit nicht lüderlich gewesen, so hätten die armen Christen vielleicht bis diese Stunde noch in der Unwissenheit und unter der Sclaverey der Kirche bleiben können. Unsere Reformatorn, welche mit ihren Geistlichen anfiengen, breiteten ihren Haß unvermerkt auf die Lehren aus, die ihre Geistlichen vortrugen. Ein jeder Glaubensartikel wurde gesiebt: Die Spreu wurde von dem

Waitzen abgesondert; und es erfolgte eine Reformation nach der heiligen Schrift, welche eine jede Neuerung der römischen Kirche verwarf.

Man findet in der Geschichte keinen unverschämtern Angriff gegen die moralischen Grundsätze, als das Vorrecht, welches sich der römische Bischoff angemaßet hat, die Menschen von ihren Eyden und Versprechungen loß zu machen: welches nicht viel geringer ist, als ob man sie von allen Pflichten der Moral oder der Religion loß machen wollte. Die Barone von Valentia, welche eine Verfolgung wider die arbeitsamen Mohren, als ihre Bauern, befürchteten, brachten es dahin, daß folgende Clausul in den Crönungseyd ihres Königes eingerückt wurde: „daß er die Mohren nicht vertreiben, noch zur Taufe zwingen sollte; daß er niemals verlangen sollte, von diesem Eyde durch eine Dispensation vom Pabst entlassen zu werden; und daß er auch keine angebotene Dispensation annehmen sollte.“ Der Kaiser Carl der V. legte diesen Eyd in Gegenwart seines Adels feyerlich ab; und doch nahm er eine Dispensation vom Pabste an, der ihn von dem Eyde, und von der Schuld des Meyneydes lossprach. August, der König von Pohlen, überließ, in dem Tractate von Altranstadt, das Königreich Pohlen seinem Mitwerber, dem Stanislaus. Die Niederlage des Königs von Schweden bey Pultawa, war eine reizende Gelegenheit seine Forderung zu erneuern. Ein feyerlicher Tractat stund ihm zwar im Wege; aber der Pabst schaffte dieses Hinderniß weg, indem er den Tractat vernichtete, und ihn dadurch in Freyheit setzte. Ja man weis, daß der Pabst dieses wunderbare Vorrecht sogar andern ertheilet hat. Der Pabst Pascal der II. der mit einem feyerlichen Eyde dem Rechte der Investitur entsagt hatte, bevollmächtigte die Cardinäle, seinen Eyd für null und nichtig zu erklären. Die Bischöffe, welche ihren Obern nachahmen, haben sich auch

das

das Recht angemaßt, moralische Pflichten zu erlassen. Die Beyspiele von Pfarrern sind nicht selten, welche ihr Bischoff beerchtiget hat, Beyschläferinnen zu unterhalten, und für eine jede jährlich eine ordentliche Taxe von einer Crone zu bezahlen. Ja in einigen Provinzial Synoden ist ihnen sogar aufgelegt worden, Beyschläferinnen zu halten, um das Aegerniß zu vermeiden. Die gemeinen Huren, welche in der Stadt Livorno geduldet werden, haben eine besondere Kirche, und dürfen in keine andere gehen. Sie treiben ihr Gewerbe mit der größten Freyheit; ausgenommen in der Marterwoche, in welcher sie das Sündigen bey Strafe der Verbannung unterlassen müssen.

Die Macht ganze Königreiche wegzugeben, welches sich der römische Bischoff anmaßte, war ein Eingriff in die Regeln der Gerechtigkeit, der nicht weniger verwegen war. Die christlichen Fürsten hielten vor einigen Jahrhunderten das Geschenk des Pabstes für ihr bestes Recht des Eigenthums. Im Jahr 1346. baten die Venetianer den Pabst um Erlaubniß, einen Handel in Asien zu treiben, und ihren Pfeffer und Zimmt zu kaufen. Der Pabst verwilligte ihnen nicht allein diese Bitte, sondern sprach auch das Anathema über einen jeden, der sich unterstehen würde, sich in diesen Handel zu mischen. Ferdinand und Isabella von Spanien wendeten sich an den Pabst Alexander den VI. um ihnen das Eigenthum von America zuzuschreiben, welches Columbus unter ihrem Schutze entdeckt hatte. Da der Pabst ehemals den Königen von Portugall ihre Entdeckungen in Ostindien verwilliget hatte, so wurden beyde Verwilligungen für unverletzlich gehalten; und es kam zu einem heftigen Streit, unter welcher von diesen Verwilligungen die molukischen Inseln begriffen wären. Beyde Verwilliguugen beruhen auf einer Erzählung von der Macht, welche Gott der Allmächtige dem Pabste, als dem Nachfolger des

heiligen Petrus, und dem Statthalter Christi soll ertheilt haben. Es zeigt aber eine grobe Unwissenheit von den allgemeinen Rechten der Menschen, und von der Regierung der Vorsehung an, wenn man sich einbildet, daß der Allmächtige eine solche Macht dem römischen Bischoffe, oder einem jeden andern Menschen ertheilen werde.

Die gröbste Abweichung nicht allein von der gesunden Moral, sondern auch von der reinen Religion und die schändlichste in ihren Wirkungen ist eine Lehre, welche die meisten herrschenden Kirchen angenommen haben, daß, weil die Ketzer vor Gott verhaßt sind, es auch die Pflicht der Rechtgläubigen sey, sie ganz und gar auszurotten. Man bemerke nur die Folge: Leute, die von der herrschenden Kirche unterschieden sind, werden für hartnäckige Sünder gehalten, welche sowohl hier, als in der andern Welt Strafe verdienen. Die Religion eines jeden Landes ist veränderlich; und die jetzt herrschende Religion kann bald unter den Druck kommen; welches in der Folge alle Menschen der Strenge der Verfolgung unterwirft. Diese Erfindung ist unstreitig zur Ausrottung des menschlichen Geschlechts das wirksamste Mittel: Und die abscheuliche Erfindung der Menschenopfer ist dargegen für nichts zu halten.

Die alten Römer, welche von Verfolgungen nichts wußten, nahmen die Götter einer jeden Nation an. Ein gelehrter Schriftsteller *) bemerket, daß sie vielleicht, da die Anzahl ihrer Götter mit ihren Eroberungen zunahmen, alle Götter in der Welt endlich würden angebetet haben. Ihr Glaube an die Schutzgötter brachte diese Wirkung hervor. Livius erwähnt eine Secte von Bacchanten, die sich durch Italien ausbreiteten. Sie verrichteten

*) Morinus.

richteten ihre Ceremonien in der Nacht, wo sich Männer und Weiber nach unmäßigem Essen und Trinken, im Finstern mit einander vermischten. Es haben wohl nie gottlose Bösewichter eine härtere Strafe verdient; und demungeachtet höre man nur den folgenden Schluß des römischen Senats, aus welchem der wahre Geist der Toleranz erhellet. „Es sollen keine Bacchanalien weder zu Rom noch in Italien seyn. Sollte aber jemand dergleichen für heilig, feyerlich und nöthig halten, und sich ein Gewissen daraus machen, es zu unterlassen, so mag er seine Meynung dem Stadtrichter vortragen, der sodann den Senat um Rath fragen soll. Wird es ihm sodann vom Senate, worinne wenigstens hundert beysammen seyn müssen, zugestanden, so muß er das Opfer in Geheim, und nur in Gegenwart von fünf Personen verrichten. Es soll aber kein öffentlicher Fond, noch auch ein Vorsteher, als Priester dieser Gebräuche seyn.“ Jedoch die Juden waren zur Verfolgung sehr geneigt; denn ob sie gleich das höchste Wesen, als ihren Schutzgott betrachteten, so war doch die Bosheit ihres Herzens so groß, daß sie den Dienst eines jeden andern Gottes verabscheuten. Sie waren sogar unter sich selbst, mehr als zu sehr zum Kriege geneigt; und nichts hielt die Pharisäer, Saducäer, und Essener, ihre drey Secten, mehr in Schranken, als die Furcht vor der römischen Macht. Die christliche Religion bringt ihrer Natur und Grundsätzen nach, zwar die Toleranz mit sich; da man sie aber durch Unwissenheit, Eigennutz und Aberglauben verderbt hatte, so wurde sie vor allen andern zur Verfolgung geneigt. Die christlichen Secten wurden wider einander auf eine so heftige Art erbittert, welche dem Frieden und der brüderlichen Liebe, die im Evangelio eingeschärft werden, ganz zuwider war. Es wurde von den Orthodoxen ausgestreuet, daß Arius auf einen Misthaufen gestorben, und sein Leib geborsten wäre. Eben

dieses wird auch von dem Hunerich, dem Könige der Vandalen, einem eifrigen Arianer erzählet; und zwar mit folgendem Zusatze, daß er, weil er von dem Teufel besessen gewesen, den er mit Blute vieler Märtyrer getränket habe, sein Fleisch mit seinen Zähnen herausgerissen, und sein elendes Leben unter den heftigsten, obgleich wohlverdienten Martern geendiget habe. Die Unwahrheiten, welche man im vierzehnten Jahrhunderte wider die Juden überall ausbreitete z. E. daß sie die öffentlichen Brunnen vergifteten, die christlichen Kinder tödteten, und ihr Blut tränken, nebst vielen andern Unwahrheiten von eben diesem Gepräge, wurden wegen eines Religionshasses erfunden und begierig angenommen. Der größte Theil der Verfolgungen sind auf eben diese Weise veranlaßt worden; denn die Menschen sind nicht so entsetzlich böse, daß sie die Verfolgungen billigen sollten, wenn sie nicht durch einen unmäßigen Eifer verblendet werden. Eben dieser Religionshaß verursachte die Ermordung des Herzogs von Guise und zweener Heinriche, der Könige von Frankreich; er veranlaßte auch die Pulververschwörung in England; und bewirkte die schrecklichste That, die jemals von Menschen ist begangen worden, nämlich, die Ermordung der Hugonotten am heiligen Bartholomäustage. *)

Keine

*) Monsieur de Tavannes, nachheriger Marschall von Frankreich, war ein großer Anhänger der Königinn Mutter, und bey dieser Bluthochzeit so geschäftig, daß er mit seiner eigenen Hand siebzehn Hugonotten umbrachte. Als er nun auf seinem Todbette seine Sünden gebeichtet hatte, so sagte der Priester: „Was, nicht ein Wort von dem Bartholomäustage? Von dem Bartholomäustage? antwortete Tavannes: der Dienst, den ich an diesem merkwürdigen Tage Gott und der Kirche geleistet habe, ist allein eine hinreichende Versöhnung für alle meine Uebertretungen.“

Keine falsche Lehre in der Religion hat mehr unschuldiges oder tugendhaftes Blut vergossen, als der Grundsatz von der Verfolguug der Ketzer; das ist solcher, die in einigen Artikeln von der herrschenden Religion unterschieden sind. Die Lehre vom Verbrennen der Ketzer ist in der That nichts anders, als ein Bekenntniß vom Verbrennen der tugendhaften Menschen; indem diejenigen es in einem hohen Grade seyn müssen, welche sich lieber lebendig verbrennen lassen, als sich auch nur einer Verstellung schuldig machen wollen. Die mahomecanische Gewohnheit, die Leute durch das Schwerdt zu bekehren, ist wenigsten männlicher, wenn sie auch nicht vernünftiger ist. Ludewig der IX. von Frankreich, einer seiner besten Fürsten, würde noch ein größerer Segen für sein Volk gewesen seyn, wenn er weniger fromm gewesen wäre: Er hatte einen unversöhnlichen Haß gegen die Ketzer, und er hielt es für dienlicher, lieber Galgen und Rad, als Beweise und Ueberzeugung wider sie zu brauchen. Torquemada jener höllische Inquisitor in Spanien, brachte in einer Zeit von 14. Jahren über 80000. Personen in die Inquisition; von welchen 6000. zum Feuer verdammt, und mit der größten Pracht lebendig verbrannt wurden. Es war vielleicht von dieser großen Anzahl nicht eine einzige Person, die nicht in der Religion und Moral viel reiner war, als ihr abscheulicher Verfolger. Hunter, ein junger Mensch von 19. Jahren, war eines von den unglücklichen Schlachtopfern des Eifers der Königinn Maria in England, für das Pabstthum. Da er unachtsamer Weise durch einen Priester war hintergangen worden, die Transubstantiation zu läugnen, so versteckte er sich, um dadurch dem Unglücke zu entgehen. Allein Bonner, der Erzhenker des Pabstthums, drohete seinen Vater ins Verderben zu stürzen, wenn er nicht den jungen Menschen auslieferte. Hunter, der die Gefahr seines Vaters hörte, kam sogleich

gleich freywillig zum Vorschein, und wurde, anstatt für seine kindliche Liebe belohnt zu werden, lebendig verbrannt. Eine Frau von Guernsey, wurde ungeachtet ihres schwangern Leibes zum Feuer geführet; und als ihr durch die Marter der Leib zerborste, so wurde sie mitten in den Flammen entbunden. Einer von der Wache riß das Kind aus dem Feuer: Allein die obrigkeitliche Person, welche die Hinrichtung begleitete, befahl, daß man es wieder hineinwerfen sollte, und sagte dabey, daß nichts am Leben übrig bleiben müßte, was von einer ketzerischen Mutter gebohren wäre. Der Pater Paul Sarpi *) rechnet, daß in den Niederlanden allein, von der Zeit an, da das Edict Carls des V. wider die Protestanten bekannt gemacht worden, wegen der Religion über 50000. Personen wären gehenkt, geköpft, lebendig begraben, oder verbrannt worden. Einige wahnsinnige Faquiers pflegten ebenfalls mit vergifteten Dolchen die unbeschnittenen Europäer anzufallen, und einen jeden zu tödten, den sie überwältigen konnten. Im letzten Jahrhunderte ermordete ein Faquier zu Surat in einer Zeit von einer Minute 17. holländische Matrosen mit 17. Stichen Wir denken mit Schrecken an die Menschenopfer unter den alten Heyden; und doch sehen wir täglich, daß sie unter den Christen durch die entsetzlichsten Martern, welche der Religionshaß nur erdenken kann, noch schrecklicher gemacht werden.

Der große Bewegungsgrund zu solchen Grausamkeiten ist die abergläubische und abgeschmackte Vorstellung, daß die Ketzer Feinde Gottes sind; und dieses macht, daß man es für einen Gott wohlgefälligen Dienst hält, sie nicht allein mit Feuer und Schwerdt in dieser Welt zu verfolgen, sondern auch sie dem Satan in der zukünftigen Welt zu überliefern. Ein anderer Umstand entzündet

*) S. die Geschichte des Trident. Conc. B. 5.

zündet den Religionshaß, nämlich, daß Nachbarn entweder vertraute Freunde oder bittere Feinde sind. Dieses findet auch mit einer geringen Veränderung bey den Secten von einerley Religion statt: so gar geringe auch ihr Unterschied seyn mag, so können sie nicht vertraute Freunde seyn; und sind daher bittere Feinde: Je näher sie zu einer Uebereinstimmung kommen, desto größer ist verhältnißmäßig ihr gegenseitiger Haß. Ein solcher Haß, welcher die Sanftmuth des Christenthums unterdrückt, ist noch eine hinzukommende Ursache zur Verfolgung. Der blinde Eifer für dasjenige, was man für die einzige wahre Religion hält, entdecket niemals einen Irrthum oder Unschuld bey denen, die unterschiedener Meynung sind, sondern lauter Halsstarrigkeit und strafbare Widersetzlichkeit. Zwo ganz verschiedene Religionen bringen eben so, wie zwey Länder in entgegenstehenden Welttheilen eine gegenseitige Feindschaft hervor. Bey der Belagerung von Constantinopel durch die Türken im Jahr 1453. ließ der Kaiser, um von den Fürsten der lateinischen Kirche einen Beystand zu erlangen, in einer von seinen Kirchen, nach der in Rom gewöhnlichen Form, die Messe feyern. Allein die Leute bezeugten mit großem Unwillen, daß sie lieber die Türken als den Huth eines Cardinals in ihren Kirchen sehen wollten.

Die Geschichte der Waldenser, welche zwar bekannt genug ist, kann doch nicht zu oft wiederholet werden. Im zwölften Jahrhunderte begab sich ein Kaufmann von Lyon mit Namen **Peter Valdo**, der mit der Pracht und Ceremonie der römischen Kirche nicht zufrieden war, weil sie sich seiner Meynung nach, zur Demuth eines Christen nicht schickten, nebst verschiedenen armen Leuten, als seinen Schülern, in eine Einöde, in dem hohen Lande von Provence. Er wurde daselbst ihr geistlicher Führer, und unterrichtete sie in gewissen Lehren, welche

nach-

nachher die Protestanten ebenfalls angenommen haben. Sie machten durch ihre beständige Arbeit den dürren Boden fruchtbar, und bereiteten ihn sowohl zum Getraide, als auch zur Weide. Die Zinsen, welche sie mit der Zeit für ein Stück Landes geben konnten, welches vorher gar keine geliefert hatte, machten sie bey den Besitzern der Ländereyen beliebt. In 250. Jahren vermehrten sie sich bis auf 18,000, und hatten dreyßig Dörfer, welche das Werk ihrer eigenen Hände waren. Sie hatten keinen Priester, und keine Religionsstreitigkeiten: Sie brauchten auch keine Gerichtshöfe, da ihnen die brüderliche Liebe nicht verstattete, vor Gericht zu gehen; sie dienten Gott nach ihrer eigenen aufrichtigen Art, und ihre Unschuld wurde durch beständige Arbeit erhalten. Sie hatten lange die Annehmlichkeiten des Friedens und der gemeinschaftlichen Liebe genossen, da die Reformatoren aus Deutschland und Genev Prediger unter sie schickten; welches sie aber unglücklicher Weise dem Religionshasse, als der unerbittlichsten Furie bloßstellte. Im Jahr 1540. verurtheilte das Parlament von Provence neunzehn von ihnen, daß sie wegen der Ketzerey verbrannt, ihre Bäume ausgerissen, und ihre Häuser geschleift werden sollten. Die Waldenser, welche über dieses Urtheil erschracken, wendeten sich an den Cardinal Sadolet, den Bischoff von Carpentras, der sie gütig aufnahm, und vom König Franciscus dem I. von Frankreich, einen Pardon für die zum Tode verurtheilten Personen, unter der Bedingung, die Ketzerey abzuschwören, erhielt. Die Sache lag über fünf Jahre, da das Parlament endlich aus Erbitterung über ihre Beharrlichkeit in ihren Lehren, den König dahin vermochte, den Pardon wieder aufzuheben. Das Urtheil wurde mit großer Strenge vollzogen, das Parlament überschritt bey dieser Gelegenheit allen Zwang der Gesetze, und fieng eine heftige Verfolgung wider die ganze Nation an. Die Soldaten

daten machten den Anfang alle Männer, Weiber und Kinder zu ermorden, und alle flohen nunmehr, die nur fliehen konnten; und alsdann fuhren sie fort, ihre Häuser, Scheunen und Getraide zu verbrennen. Es blieben in der Stadt Cabriere nur sechzig Männer und dreyßig Weiber übrig, welche sich unter dem Versprechen das Leben zu erhalten, zwar ergeben hatten, aber insgesammt ohne Barmherzigkeit ermordet wurden. Einige Weiber, welche in die Kirche geflohen waren, wurden herausgeschleppt und lebendig verbrannt. Zwey und zwanzig Dörfer wurden in die Asche geleget; und diese volkreiche und blühende Gegend wurde auf einmal wieder eine Einöde.

Wenn man sich diese schreckliche Scene in ihrer ganzen Abscheulichkeit vorstellen will, so darf man nur die verfolgten Personen mit den Priestern, ihren Verfolgern, vergleichen, weil die bürgerliche Obrigkeit nur die Hand war, die ihre Rache vollzog; auf der einen Seite sind arbeitsame, und in ihren Sitten und in ihrer Religion sehr reine und unschuldige Leute; auf der andern Seite aber stolze und aufgeblasene Priester, die ohne Schaam eine jede Bosheit begehen, unrein in ihren Sitten, und noch unreiner in ihrer Religion sind. — Die Welt hat nie einen solchen Contrast wieder dargestellt. Wäre die Scene noch umgekehrt gewesen, daß die Bösewichter von den Waldensern eine Verfolgung erlitten hätten — aber diese Leute waren zu redlich und zu fromm um Verfolger zu seyn. Die Sitten der christlichen Geistlichkeit überhaupt vor der Reformation erhöhen den Contrast noch mehr. Die Lehre, welche in den finstern Zeiten der Christenheit ausgebreitet wurde, nämlich, daß Gott ein gewinnsüchtiges Wesen sey, und daß jedermann, so boshaft er auch ist, durch Geld, Vergebung seiner Sünden erlangen könne, verursachte, daß der Reichthum in einem vollen Strome in die Hände der Geistlichen floß.

Und

Und der Reichthum hatte bey der christlichen Geistlichkeit eben die Wirkung, die er bey allen Menschen hat, nämlich, daß er Stolz, Wollust und lüderliches Leben bewirket; diese brachten wieder eine Verschwendung des Geldes hervor, welche hernach den Geitz, und eine jede Erfindung die erschöpften Schätze wieder zu ersetzen hervorbrachte. *) Schon im achten Jahrhunderte überließ sich die christliche Geistlichkeit bey ihrem großen Reichthume dem Vergnügen ohne Mäßigung; und übertraf die Laien an Schwelgerey und Wollust. Wenn nun die Hirten so beschaffen waren, wie mußte denn die Heerde seyn! Freue dich, o Schottland, über die Armuth und Mäßigkeit deiner Lehrer! Zu der Zeit konnte die Geistlichkeit kaum, und wie die Papegeyen, ihre Gebete in lateinischer Sprache herplappern; ausserdem aber waren sie so unwissend, wie die Laien. Sie waren allerdings noch listiger wie die Laien, und verstunden ihr Interesse besser, wenn anders die Zusammenscharrung des Reichthums auf Unkosten anderer, diesen Namen verdienet. Es waren drey Artikel festgesetzt, welche die Religion zu einen leichten Dienst machten. Der erste, daß der Glaube ohne Absicht auf die guten Werke das Wesen der Religion ist; und daher rühret die Nothwendigkeit aufs genaueste orthodox zu seyn, welches die Kirche allein bestimmen konnte. Der zweyte, der Gottesdienst wurde auf eine gewisse Anzahl von Ceremonien und Formen gesetzt, welche, da sie zur Seligkeit für hinlänglich erklärt wurden, die Christen von allen moralischen

*) Im eilften und zwölften Jahrhunderte trieben viele von der Geistlichkeit einen Handel; und weil sie frey von Abgaben waren, so zogen sie alles an sich. In den Niederlanden besonders, war ein großes Murren, daß die Klöster in Kramladen und Magazine, und die Wohnungen der Weltgeistlichen in Bier- und Wirthshäuser verwandelt wären.

lischen Pflichten lossprachen. Man merke hierbey wohl, daß der Priester allezeit die Hauptperson bey dem Ceremonial Gottesdienste ist. Der dritte Artikel ist der schon erwähnte, daß Gott ein gewinnsüchtiges Wesen ist, nebst allen seinen nothwendigen Folgen. Diese Artikel veranlaßten sowohl bey den Geistlichen, als auch bey den Laien eine gänzliche Verabsäumung nicht allein der Moral, sondern auch einer jeden wesentlichen Religionspflicht. Kurz, es ist nie eine Religion gewesen, die mehr von den richtigen Grundsätzen abgewichen ist, als die in den finstern Zeiten bekannte christliche Religion. Die Verfolgung betraf niemand, als die aufrichtigen Frommen und Tugendhaften. Was für eine herrliche Gesinnung der Toleranz giebt Arnobius *) zu erkennen, und was für Blutvergießen würde seyn verhindert worden, wenn sie alle Christen angenommen hätten! „Vergieb, o allmächtiger Herr, den Verfolgern deiner Knechte; und nach deiner besondern Güte verzeihe denen, welche deinen Namen und den Dienst deiner Religion nicht kennen.“ Das folgende Gleichniß wider die Verfolgung wurde mir von dem D. Franklin, einem Manne, der in der gelehrten Welt in großem Ansehn stehet, und der wegen seiner Güte und Aufrichtigkeit, noch eine größere Figur machen würde, wenn die Tugend jetzt eben so sehr als die Wissenschaft geachtet würde, aus Philadelphia mitgetheilet. „Und es begab sich hierauf, daß Abraham saß in der Thüre seiner Hütte, da die Sonne untergehen wollte. Und siehe, ein alter Mann kam aus der Wüsten, und lehnte sich auf seinen Stab. Und Abraham stund auf, und gieng ihm entgegen, und sagte zu ihm: kehre bey mir ein, ich bitte dich, und wasche deine Füsse, und bleibe hier die ganze Nacht;

und

*) lib. I. adversus Gentes.

und des Morgens früh sollst du aufstehen und deinen Weg gehen. Und der Mann sagte, nein; denn ich will unter diesem Baume bleiben. Aber Abraham nöthigte ihn sehr; er kehrte bey ihm ein, und sie giengen in die Hütte; und Abraham ließ ungesäuert Brodt backen, und sie aßen. Und als Abraham sah, daß der Mann Gott nicht danckte, so sagte er zu ihm: Warum verehrest du nicht den höchsten Gott, den Schöpfer Himmels und der Erden? Und der Mann antwortete und sagte, ich verehre deinen Gott nicht, und rufe auch seinen Namen nicht an; denn ich habe mir selbst einen Gott gemacht; der allezeit in meinem Hause bleibet, und mich mit allen Dingen versorget. Und Abrahams Eifer entbrannte wider den Mann, und er stund auf, und fiel ihm an, und trieb ihn mit Schlägen wieder in die Wüste hinaus. „Und Gott rief dem Abraham und sagte, wo ist der Fremdling? Und Abraham antwortete und sprach, o Herr, er wollte dir nicht dienen, und deinen Namen nicht anrufen; darum habe ich ihn von meinem Angesicht in die Wüsten hinausgestossen. Und Gott sprach, habe ich mit ihm diese 198. Jahre Gedult gehabt, und ihn ungeachtet seiner Empörung wider mich, genähret und gekleidet; konntest du denn nicht, der du selbst ein Sünder bist, eine Nacht mit ihm Gedult haben?“ Der historische Styl des alten Testaments ist hier sehr schön nachgeahmt; und die Moral muß einem jeden einleuchten, der nicht ganz einfältig und abergläubisch ist. Wäre dieses wirklich ein Capitel aus dem ersten Buche Mosis, so sollte man glauben, daß die Verfolgung sich niemals unter den Juden oder Christen hätte äußern können. Aber leider! ist dieses ein vergeblicher Gedanke. Eine solche Stelle im alten Testamente würde eben so wenig wider die feindseligen Leidenschaften der Menschen etwas ausrichten, als die folgenden Stellen im neuen Testamente etwas geholfen

haben,

haben, obgleich die Verfolgung mit deutlichern Worten nicht kann verworfen werden. „Den Schwachen im Glauben nehmet auf, und verwirret die Gewissen nicht. Denn einer glaubt, er möge allerley essen: der aber schwach ist, der isset Kraut. Welcher isset, der verachte den nicht, der da nicht isset, und welcher nicht isset, der richte den nicht, der da isset. Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er stehet oder fället seinem Herrn. Einer hält einen Tag für den andern, der andere aber hält alle Tage gleich. Ein jeglicher sey in seiner Meynung gewiß. Du aber, was richtest du deinen Bruder? Oder, warum verachtest du deinen Bruder? Wir werden alle für den Richterstuhl Christi dargestellet werden. Ich weis, daß nichts gemein ist an ihm selbst, ohne der es rechnet für gemein, demselben ists gemein. Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit und Friede und Freude in dem heiligen Geist, darum lasset uns dem nachstreben, was zum Friede dienet, und wodurch einer den andern bessern kann.“ *) Unser Heiland selbst erkläret sich wider die Verfolgung in den ausdrücklichsten Worten. Die Juden und Samariter waren von einerley Religion; aber einige geringe Unterschiede in dem Ceremonial Gottesdienste machten sie einander verhaßt. Da unser Heiland in einem Dorfe der Samariter nicht angenommen wurde, weil er auf der Reise nach Jerusalem war, so sagten seine Jünger Jacobus und Johannes: „Herr willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle, und sie verzehre, wie Elias that?“ Aber er bedreuete sie und sagte, „des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten.“ **)

*) Röm. C. XIV.

**) Luc. C. IX. 54.

Es betrübt mich in der That, daß sogar das heftige Feuer der Verfolgung unsre reformirte Geistlichkeit von dieser satanischen Gesinnung nicht hat reinigen können. Kaum hatten sich die Presbyterianer in Neuengland festgesetzt, wohin sie zur Vermeidung einer Verfolgung geflohen waren, so fiengen sie eine Verfolgung wider die Quacker an, die nicht weniger wütend war, als diejenige, die sie selbst zu Hause ausgestanden hatten. Die reformirte Geistlichkeit in Schottland behielt auch das meisterliche Ansehen, welches ihre Vorgänger von der römischen Kirche sich unter dem lächerlichen Vorwande angemaßt hatten, daß sie Gesandten Christi an die Menschen wären. Auf eine geschehene Vorstellung im Jahr 1646 von der Commißion der Kirche von Schottland, wurden Jacob Bell und Colin Campbell, Amtleute von Glasgow, von dem Parlament ins Gefängniß gesetzt, blos weil sie gesagt hatten, daß sich die Kirchenmänner zu sehr in bürgerliche Sachen mischeten. Hätte wohl ein despotischer Fürst willkührlicher verfahren können? Allein die Kirche war damals allgewaltig. *)

Ich wollte gern einer jeden Kirche, auch die römischen nicht ausgenommen, Gerechtigkeit wiederfahren lassen; und man lässet dieser Kirche nicht mehr als Gerechtigkeit wiederfahren, wenn man bekennet, daß der Geist der Verfolgung in derselben nicht vorzüglicher war, als

*) Die Toleranz in der Religion, welche zwar dem gesunden Menschenverstande begreiflich ist, wurde doch nicht durch die Vernunft, sondern durch den Handel erzeuget. Der Nutzen der Toleranz zur Beförderung des Handels war schon lange vorher von den Portugiesen entdeckt worden. Sie waren nur zu eifrige Catholiken, um eine so kühne Maaßregel auch in Portugal zu wagen; aber in Goa konnte es geschehn, und daher wurde die Inquisition in jener Stadt nur auf die Römischcatholischen eingeschränkt.

als der Eifer, Bekehrte zu machen. Der erstere hat sich nunmehr aus der Welt wegbegeben, und ich wünsche, daß er in tiefer Ruhe bleiben und niemals wieder aufwachen möge. Die Leute fangen an, sich dessen zu schämen, als eines Kleides, welches schon lange aus der Mode gekommen ist. Der andere mag immer zum Zeitvertreibe bleiben; er ist unschuldig; und wenn er nichts Gutes thut, so wird er auch nicht viel schaden.

Die Begierde, Bekehrte zu machen, rührt aus zwoen verschiedenen Ursachen her. Bey den abergläubischen Eiferern entstehet sie aus einer Meynung, daß alle diejenigen, welche von ihnen unterschieden sind, sich auf dem Wege zur Verdammniß befinden: Und deswegen ist auch unter der Römischcatholischen eine rechte Wuth Bekehrte zu machen; indem sie ohne Umstände einen jeden, der nicht von ihrer Gemeinde ist, den Flammen der Hölle überliefern. Die andere Ursache ist natürlicher: Ein jeder denkt, daß er recht habe, besonders in Sachen von Wichtigkeit; und deswegen schäzt er sich glücklich, wenn er andere von seiner Meynung findet. In Ansehung der ersten Ursache beliebe man nur auf folgende Betrachtungen Achtung zu geben, nicht als ob ich einige Hoffnung hätte, die Eiferer zu bekehren, sondern weil ich gern verhindern wollte, daß andere nicht solche Eiferer werden möchten. In keinem von den göttlichen Werken ist die Mannichfaltigkeit mit der Uebereinstimmung glücklicher vermischt, als in der Bildung des Menschen. Die Uebereinstimmung herrscht in dem menschlichen Gesichte bey den Augen, der Nase, dem Munde, und andern Hauptheilen: Die Mannichfaltigkeit herrscht in den Ausdrücken dieser Theile, welche darzu dienen, daß man eine Person von der andern unfehlbar unterscheiden kann. Auf gleiche Weise sind die Gemüther der Menschen in ihren Leidenschaften und Grundsäzen übereinstimmend; aber die

mannichfaltigen Töne und Ausdrücke derselben bilden verschiedene unzählige Charactere. Ein Gesicht, welches keine Nase oder keinen Mund hat, ist ungestaltet: Und ein Gemüth, welches keine moralische Empfindung, oder kein Gefühl der Religion hat, ist es nicht weniger. Allein die Mannichfaltigkeit des Ausdrucks in den Gesichtern ist angenehm: weil wir einen Gefallen an der Abwechslung haben; und eine ähnliche Mannichfaltigkeit in den Ausdrücken oder Tönen der Leidenschaft muß eben so angenehm seyn. Die unzähligen Unterschiede, im Temperamente, Geschmacke, Verstandeskräften, und besonders der Vernunft, erzeugen nothwendig eine Verschiedenheit in der Denkungsart und in den Meynungen. Kann Gott nun an einer solchen Verschiedenheit einen Mißfallen haben, da es sein eigen Werk ist? Er fodert keine andere Gleichförmigkeit, als bey einem aufrichtigen Gemüthe und reinem Gewissen, welche unveränderlich sind. Hierbey entdeckt man zugleich eine merkwürdige Endursache. Verschiedene Gesichtsbildungen bey dem menschlichen Geschlechte unterscheiden nicht allein eine Person von der andern, sondern sie befördern auch die Gesellschaft, indem sie uns helfen, einen Freund, einen Gesellschafter und einen Gehülfen auf Lebenszeit zu wählen. Die Verschiedenheiten in den Meynungen und Gesinnungen haben noch nützlichere Wirkungen, sie erregen die Aufmerksamkeit, üben den Verstand und schärfen die Urtheilskraft. In der Religion insbesondere würde eine vollkommene Gleichförmigkeit, die gar keine Materie zum Nachdenken oder Urtheilen verschafft, eine Trägheit in dem Gottesdienste hervorbringen, und uns in eine kalte Gleichgültigkeit versetzen. Wie unsinnig demnach ist die Wuth, Bekehrte zu machen? Man lasse doch einem jeden seine angeborne Freyheit zu denken und zu handeln; frey zu handeln, wie es ihm beliebt, wenn er nur

den Regeln der Moral gehorchet; und auf gleiche Weise frey zu denken, wie es ihm gefällt, wenn er nur dem großen Gott, als seinem Schöpfer und Herrn gehorchet, und die nothwendige Verbindung der Religion mit der Moral erkennet. Man kann eine genaue Gleichförmigkeit in andern Materien mit einem stillen und heitern Frühlingstage vergleichen; der weder so heiß ist, daß wir ein Kleidungsstück ablegen, noch so kalt, daß wir ein anderes anlegen müssen; wo kein Wind ist, der heftig wehet, noch ein Regen der ein Obdach nöthig macht. Wir genießen die angenehme Scene auf einen Augenblick; wir gehen spatziren, wir setzen uns nieder und denken nach; — aber bald schlafen wir ein. Die Bewegung ist das Element des Menschen, und das Leben der Gesellschaft. Man versuche es nicht die Werke Gottes zu ändern: Der Versuch wird uns in abgeschmackte Irrthümer führen. Diese Lehre kann nicht besser erläutert werden, als durch eine Unterredung, welche der Jesuit Tachard erzählet, zwischen dem Könige von Siam, und einem französischen Gesandten, der im Namen seines Herrn, diesen König bat, die christliche Religion anzunehmen. „Ich erstaune, sagte Se. Majestät von Siam, daß der König von Frankreich, mein guter Freund, sich so sehr eine Sache angelegen seyn läßt, welche Gott allein angehet. Dieser hat seinen Geschöpfen verschiedene Gemüther und verschiedene Neigungen gegeben, welche sie natürlicher Weise dahin führen, daß sie in ihren Meynungen unterschieden sind. Wir bewundern die Mannichfaltigkeit in der Körperwelt: Warum sollen wir sie nicht auf gleiche Weise in den Sachen der Religion bewundern? Haben wir daher nicht Ursache zu glauben, daß Gott an allen verschiedenen Arten des Gottesdienstes ein Vergnügen hat? Wäre es der Wille

Gottes

Gottes gewesen eine Gleichförmigkeit in der Religion hervorzubringen, so würde er allen Menschen einerley Gemüth gegeben haben.“ Bernier führet einige Heiden von Hindostan redend ein, welche ihre Religion beynahe auf eben diese Weise vertheidigen: „Sie verlangten nicht, daß ihr Gesetz allgemein seyn sollte; sie hielten auch nicht davor, daß das unsrige falsch wäre, denn so viel sie wüßten, möchte es wohl ein gutes Gesetz für uns seyn; und Gott hätte ohne Zweifel viele Wege zum Himmel gemacht.“

Nun ist noch die andere oben erwähnte Ursache, nämlich, das Verlangen andere Leute auf den rechten Weg zu bringen, übrig. Es ist zwar natürlich, andere zu unsern Religionsbegriffen zu bringen; aber es ist nicht allezeit der Klugheit gemäß. Ich wünsche, daß mein Nächster meiner Meynung sey, weil ich meine Meynung für richtig halte: Allein ist es nicht gefährlich, den Grund seiner Religion zu untergraben ohne etwas besseres an seiner Stelle zu errichten? Sollte ich nicht vielmehr mein Verlangen, Bekehrte zu machen, einschränken, da sie der Versuch vielleicht dahin bringen kann, daß sie die Religion überhaupt, als eine Sache von der größten Ungewißheit verlassen? Ist ein verständiger Mensch durch ein unglückliches Mittel in einen Irrthum geführet worden, so kann er durch richtige Schlüsse wieder zu rechte gewiesen werden: Aber man bemühe sich nicht Leute von schwachem Verstande zu bekehren, die ihren ganzen Glauben, nur den Eltern, der Erziehung, oder dem Beyspiele zu danken haben: Es ist sicherer sie in der Ruhe, worinnen sie sind, zu lassen.

Übrigens versuche man es niemals, weder durch Belohnungen, noch durch Drohungen Proselyten zu machen: Solche Bewegungsgründe können keine andere Wirkung hervorbringen, als Verstellung und Lügen, welche ein

jedes

jedes geheime Verbrechen erzeugen. Die Kaiserinn von Rußland, bedient sich einer Methode ihre heydnischen Unterthanen in Kamtschatka zu bekehren, die eben so angenehm als wirksam ist; nämlich sie erläßt allen denen, die sich zur christlichen Religion bekennen, auf 10. Jahre alle ihre Abgaben. Die Methode kann der Staatsklugheit gemäß seyn; aber sie dienet nicht zur Beförderung der Religion, und ist für die Sitten höchst verderblich. Die Drohungen auf der andern Seite können allenfals wirksam seyn; aber sie sind überhaupt nicht angenehm. Die Leute in Rum, eine von den hebridischen Inseln, waren bis zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts alle Papisten, da sie in einem Tage insgesammt zum protestantischen Glauben bekehret wurden. Maclean von Coll, ihr Oberhaupt, gieng mit einem protestantischen Prediger auf die Insel, und befahl, daß alle Einwohner am Sonntage bey dem öffentlichen Gottesdienste erscheinen sollten. Sie kamen, aber sie weigerten sich, einen protestantischen Prediger zu hören. Der Anführer redete mit ihnen: Da er aber fand, daß seine Reden keinen Eindruck machten, so ergriff er den Vordersten von ihnen; und als er mit seinem Stocke einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, so stieß er ihn in die Kirche. Die übrigen folgten, wie zahme Schaafe; und sie sind von diesem Tage an standhafte Protestanten geblieben. Die protestantische Religion von Rum, wird von ihren papistischen Nachbarn, der Glaube des gelben Stocks genennt.

Es scheint mir eine seltsame Sache zu seyn, wenn man ausser einer gründlichen Ueberzeugung, noch Belohnungen, Drohungen, oder andere Mittel brauchen will, um Proselyten zu machen. Kann Gott an solchen Mitteln einen Gefallen haben, oder kann ein vernünftiger Mensch sie rechtfertigen? Was kann daher

einen bewegen, sie zu brauchen? Ich würde gänzlich in Verlegenheit seyn, auf diese Frage zu antworten, wenn es nicht schon mehr als einmal, als eine gewisse Sache wäre erwähnt worden, daß die rohen und unwissenden Leute blos nach dem Ansehen, und nicht nach Ueberlegung urtheilen, welches macht, daß die äußerliche sichtbare Handlung von großem Gewichte bey ihnen ist, ohne dabey an die Absicht zu denken, weil sie nicht sichtbar ist. In der That die meisten Menschen bleiben bey dem äußerlichen Bekenntniß der Religion stehen: Sie untersuchen dabey niemals ihr Herz und bedenken nicht, wie dieses gesinnt ist. Was ist es anders, als bloß die äußerliche Handlung, welche die römischen Missionarien bewegt, die Kinder der Wilden, sogar in dem Augenblicke ihres Absterbens zu taufen? Welches sie mit vielem frommen Eifer fortsetzen. Ihr Eifer verdient Beyfall, aber keineswe-ges ihre Urtheilskraft. Kann ein vernünftiger Mensch im Ernste glauben, daß das Eintauchen eines Wilden oder eines Kindes in Wasser, einen von ihnen zu einen Christen machen wird, oder daß der Mangel dieser Ceremonie sie in die Hölle stürzet? Die Litthauer verehrten vor ihrer Bekehrung zur christlichen Religion die Schlangen, und eine jede Familie unterhielt eine, als einen Hausgott. Sigismund berichtet in seinen Nachrichten von Moscau, folgenden Zufall. Ein bekehrter Christ, welcher seinen Nachbar beredet hatte, seinem Beyspiele zu folgen, und zum Zeichen seiner Bekehrung seine Schlange zu tödten, wunderte sich bey seinem nächsten Besuche, daß sein Bekehrter in der tiefsten Traurigkeit war, und gar sehr beklagte, daß er seinen Gott ermordet hätte, und daß ihn nunmehr die schrecklichsten Unglücksfälle überfallen würden. War dieser Mensch wohl mehr als nur den Namen nach ein Christ? Zu Ende des letzten Jahrhunderts, da

Käm-

Kämpfer in Japan war, waren daselbst nur ungefähr noch 50. japanische Christen übrig, welche auf Lebenszeit ins Gefängniß eingesperrt wurden. Diese armen Leute wußten von der christlichen Religion nicht mehr, als bloß die Namen unsers Heilandes, und der Jungfrau Maria, und doch waren sie solche eifrige Christen, daß sie lieber elendiglich im Gefängnisse sterben, als dem Namen eines Christen entsagen, und frey seyn wollten.

Ich kann diesen Versuch nicht beschließen, ohne meinen gegenwärtigen Landsleuten von Britannien zu ihrer Kenntniß von der genauen Verbindung der wahren Religion mit der Moral Glück zu wünschen. Möchte doch die Wichtigkeit dieser Verbindung uns allezeit ermuntern, eine jede Handlung unsers Lebens nach den vereinigten Grundsätzen der Moral und Religion zu regieren: — Was für glückliche Leute würden wir nicht seyn!

Ende des zweyten und letzten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek MUNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kames, Henry Home, Lord, 1696-1782

Versuche über die Geschichte des Menschen

Bd.: 2

Leipzig (1775)
H.g.hum. 117 a-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10435248-2
VD18 80016049